3-2

Hagiogr. 124
8°

Leben
des heiligen
Franz von Sales,
Fürstbischofs von Genf,
Stifters des geistlichen Ordens
Mariä-Heimsuchung.

Aus dem Französischen des Herrn von Marsollier.

Ordinariatsbibliothek * * Passau

SIGIL. ORDINARIATUS EPISCOPAL. PASSAVIENS

Zweiter Band.

Wien.

Druck und Verlag der Mechitaristen-Congregations-Buchhandlung.

1838.

07 NCH 3-2

Bischöfliche Bibliothek • Passau •

a

Inhalt des vierten Buches.

Unruhen in Italien, die den Herzog von Savoyen nöthigen, Chablais zu verlassen und über das Gebirge zurück zu reisen. — Der Bischof von Genf äußert die Absicht, den heiligen Franz von Sales zum Coadjutor und Nachfolger zu verlangen. — Er thut demselben diesen Vorschlag; der Heilige schlägt solchen mit seltener Festigkeit ab; willigt aber endlich ein, um Gottes Anordnung nicht zu widerstehen. — Er reist nach Rom ab. — Seltsames und gefährliches Abenteuer unter Weges, das aber nur dazu dient, den Glanz seiner großen Tugenden zu erhöhen. — Seine Ankunft zu Rom. — Er wird von den Cardinälen und dem Papste mit Auszeichnung aufgenommen. — Seine Heiligkeit wollen ihn selbst in Gegenwart vieler Cardinäle und Prälaten prüfen. — Er besteht die Prüfung mit einer Fähigkeit, die ihm die Hochachtung des ganzen römischen Hofes erwirbt. — Der Papst spricht sein Lob aus; und die Cardinäle Baronius, Bellarmin und Borghese zeichnen sich unter seinen Freunden aus. — Er erlangt durch ihr Ansehen die nothwendigen Bullen für die Wiederherstellung der katholischen Religion im Chablais. — Er kehrt über Loretto nach Turin zurück, und theilt dem Herzog von Savoyen die Bullen mit, die er von dem heiligen Vater erlangte. — Die militairischen Orden von St. Moriz und St. Lazarus widersetzen sich der Ausführung derselben. — Der Heilige erlangt endlich vom Herzog alle nothwendigen Befehle, solche vollziehen zu lassen. — Der Krieg Heinrichs IV. mit dem Herzog von Savoyen, wegen der Zurückstellung des Marquisats Saluzzo, legt der Ausführung seiner guten Absichten schwere Hindernisse in den Weg. — Große Gefahren, welchen die katholische Religion während dieses Krieges ausgesetzt ist. — Eifer, Wachsamkeit und Festigkeit des

heiligen Franz von Sales bei dieser Gelegenheit. — Er wird zum Gefangenen gemacht, und mit Ehren frei gelassen. — Der Friede wird geschlossen, und die Bullen werden in ihrer ganzen Ausdehnung vollzogen. — Er unternimmt eine Reise nach Frankreich, von Heinrich IV. die Wiederherstellung der katholischen Religion in der Landvogtei Gex zu erlangen. — Große Schwierigkeiten in der Ausführung dieses Planes. — Er überwindet dieselben durch seine Klugheit und seinen Eifer. — Große Achtung zu Paris und am Hofe gegen ihn. — Er wird beschuldigt, er sei dahin gekommen, die Verschwörung des Marschalls Birre zu erneuern. — Seine Festigkeit und sein Gottvertrauen bei dieser Gelegenheit. — Auf welche Weise er bei dem König sich rechtfertigt. — Die Achtung dieses großen Monarchen verdoppelt sich für ihn. — Er gibt große Beispiele seiner Großmuth und Uneigennützigkeit. — Er predigt mit großem Beifall vor dem König und dem Hofe. — Denkwürdige Bekehrungen, die er zu Paris und am Hofe bewirkt. — Er erhält vom König die Wiederherstellung der katholischen Religion in der Landvogtei Gex. — Seine Rückkehr nach Annecy. — Er erfährt unter Weges den Tod des Bischofs von Genf. — Große Frömmigkeit, mit welcher er zur bischöflichen Weihe sich vorbereitet. — Lebensregeln, die er sich vorschrieb, und stets mit unverbrüchlicher Treue beobachtete.

Viertes Buch.

Während die Dinge, die bisher erzählt wurden, diesseits der Gebirge vorgingen, bereitete jenseits derselben Alles zu großen Feindseligkeiten sich vor. Alle Fürsten Italiens, im Begriffe die Waffen wider einander zu ergreifen, waren nahe daran, den tiefen Frieden zu stören, dessen diese Länder so lange Zeit hindurch genossen, und welchen zu erhalten, ihr größter Vortheil erfordert hätte.

Die Ursache dieser Bewegung war die Weigerung des Papstes Clemens VIII., dem Cäsar von Este die Belehnung von Ferara zu ertheilen; und die Wiedervereinigung dieser Stadt mit dem Kirchenstaate. Die mit dem Hause Este verwandten Fürsten nahmen Partei für dasselbe; aber auch dem Papste fehlte es nicht an Parteigängern. Alles griff zu den Waffen; und dies nöthigte den Herzog von Savoyen, dessen Gegenwart noch sehr nothwendig im Chablais gewesen wäre, wieder über die Gebirge zurück zu kehren. Also ward Italien einige Zeit hindurch durch verschiedene Unruhen erschüttert.

Indeß aber seine frühere Ruhe wiederhergestellt ward, ergab sich etwas, das unsern Heiligen in die größte Bestürzung versetzte, die in seinem ganzen Le-

den ihm widerfuhr. Er hatte die Landschaft Chablais verlassen, da seine Gegenwart daselbst nicht mehr so nothwendig war, und sich nach Annecy begeben, seinem Bischof Bericht über die Vollziehung der Befehle des Herzogs und der seinigen abzustatten. Er hatte über die Ausführung dieser Angelegenheit mit seiner gewöhnlichen Pünctlichkeit gewacht. Der Bischof nun, der seit langer Zeit die Absicht hatte, ihn zu seinem Coadjutor zu erwählen, und der Einwilligung des Herzogs sich versichert hatte, beschloß nun, ihm diesen Antrag zu thun. Nachdem er also aufmerksam angehört, was der heilige Mann ihm über die Angelegenheiten im Chablais mitzutheilen hatte, sagte er ihm: er fühle es täglich mehr, daß sein Alter und seine Gebrechlichkeit ihn außer Stand setzten, thätig zu wirken zu einer Zeit, wo sein Bisthum durch den Zuwachs einer ganzen Provinz mehr Thätigkeit und Wachsamkeit als jemals von ihm fordere; er könne nicht länger eines Beistandes entbehren, und er habe seine Blicke auf ihn gerichtet, ihn zu seinem Coadjutor und Nachfolger zu erwählen. Er zweifle zwar nicht, seine Demuth werde ihn bereden, er sei einer so hohen Würde unwürdig; aber gerade dies mache derselben ihn würdig; er würde einem Andern dieselbe nur mit Zittern antragen; hinsichtlich seiner aber wäre er versichert, er werde die Pflichten derselben würdig erfüllen; und darum bitte er ihn, diesen Dienst ihm, oder vielmehr Jesu Christo zu erweisen, der durch seinen Mund mit ihm spreche; und ihn von der Angst und Unruhe zu befreien; da sein

hohes Alter und seine Gebrechlichkeit ihn außer Stand setzten, den Verpflichtungen seines Amtes Genüge zu thun.

Man mag sich das Erstaunen eines so demüthigen Mannes denken, als der Heilige es war. Die Menge und die Verwirrung seiner Gedanken benahm ihm Anfangs die Sprache; als er aber wieder zu ruhiger Besinnung gekommen war, antwortete er ihm: er sei ihm höchlich für die Gnade verpflichtet, die er ihm erzeigen wolle; und seine Dankbarkeit gegen ihn könne keinen Zuwachs erhalten; er biete ihm eine Würde an, die Jedermann mit Ehrfurcht betrachte; die Einige sogar sich wünschten, die jedoch nicht Alle genugsam fürchteten; er dagegen sei fest überzeugt, diese Last sei so wenig zu wünschen, daß sie vielmehr den Engeln selbst furchtbar wäre. Er könne zwischen sich und dem Episcopat nur ein unendliches Mißverhältniß sehen; und er kenne sich besser als irgend ein Mensch ihn erkenne; darum also beschwöre er ihn, seinen Blick auf einen Andern zu richten, der dieses hocherhabenen Amtes würdiger sei, denn er.

Der Bischof von Genf, der auf diese Abweisung sich gefaßt hielt, hatte auch vorgesehen, was er darauf zu antworten habe. Er fing also an und sagte ihm: gleichwie es Vermessenheit wäre, sich für tugendhaft genug zu halten, ein so heiliges Amt, wie das bischöfliche, würdig zu verwalten, also gebe er auch gern zu, daß es sicherer sei, desselben sich zu weigern; doch müsse auch er ihm zugeben, es sei sträflicher Eigensinn, auf dieser Weigerung zu beste-

hen, wenn man Ursache habe zu glauben, es sei Gottes Wille, daß man demselben sich unterziehe. Er könne hierin kein besseres Vorbild nehmen als Moyses, diesen heiligen Führer des Volkes Gottes; der Anfangs sich weigerte, die Leitung des Volkes Gottes zu übernehmen, und der solche hernach dennoch übernahm. Die Weigerung käme von seiner Demuth; die Annahme aber von seiner Unterwerfung unter Gottes Anordnungen. Es wäre Vermessenheit gewesen, ohne Furcht zu einem so schwierigen Amte sich herbei zu lassen; eben so aber wäre es auch Stolz gewesen, sich zu weigern, Gott selbst zu gehorchen. Da er nun einerseits seine Schwäche ins Auge gefaßt, habe er das Amt abgelehnt, das ihm sollte aufgebürdet werden; weil er aber anderseits zugleich auf die Allmacht Desjenigen sich gestützt, der ihm befohlen habe, diese Führung zu übernehmen, habe er derselben sich unterzogen. Diesem Beispiele hätten seitdem alle Heiligen gefolgt; und er laufe Gefahr, sich zu verirren, wenn er von demselben sich entferne. Er billige es allerdings, daß er sich selbst nicht aufgedrängt, daß er nichts gefordert, ja, daß er sogar anfänglich sich geweigert habe; doch könne er in seiner Weigerung nicht fortbestehen, ohne dem Berufe Gottes sich zu widersetzen; und damit er dessen sich um so versicherter halte, glaube er, ihm sagen zu müssen, er habe ihn nur gewählt, nachdem er bei allen erleuchteten und tugendhaften Männern, die er kenne, über diese Wahl sich Rathes erholt, ja Gott selbst oft um Rath

gefragt habe; und zwar habe er dies niemals gethan, ohne in dem Vorhaben sich befestiget zu fühlen, ihn zu erwählen; — der Klerus und das Volk wünschten ihn zu ihrem Hirten; der Fürst selbst verlange es sehnsüchtig; nach allem diesem aber glaube er, er dürfe nicht zweifeln, daß Gott ihn zum Episcopat berufe, und daß er verpflichtet sei, so vielen Merkmalen des göttlichen Berufes sich zu ergeben.

Der Heilige antwortete ihm: da er die so große Wichtigkeit des heiligen Amtes kenne, die man ihm antrage, zweifle er nicht, er, sein Oberhirt, setze bei ihm voraus, er habe alle Eigenschaften, die ein Bischof haben müsse, wenn er in der Ausübung seines Amtes sein eigenes Heil wirken wolle; er hingegen sei vollkommen vom Gegentheile überzeugt; er sehe so deutlich ein, daß er keine der Eigenschaften besitze, die zu dem Episcopat nothwendig seien; und besäße er auch einige derselben, so halte er sich dennoch für verpflichtet, vor denselben zu fliehen. Da er in den geistlichen Stand getreten, glaube er allerdings, er sei verpflichtet an dem Heile des Nächsten zu arbeiten; allein noch mehr sei er verpflichtet, kein Amt zu übernehmen, das ihn verhindern könne, sein eigenes Heil zu wirken. Man habe es nur allzu oft gesehen, daß Männer, die Vorbilder der Tugend schienen, so lange sie in der Verborgenheit gesondert lebten, wenn sie hernach wären zu den ersten Würden der Kirche erhoben worden, plötzlich wie in andere Menschen umgewandelt wurden; sie wären unter Menschen zu Menschen geworden,

und hätten gleich ihnen, der Eitelkeit, der Ehrsucht und der Gier nach weltlichem Reichthum sich überlassen. Diese Beispiele erschreckten ihn, und er könne sich nicht erwehren, daraus zu schließen, die Versuchungen, die gleichsam mit diesen hohen Würden verknüpft wären, müßten schrecklich seyn, da sie im Stande wären, die stärksten Seelen zu erschüttern; wie gewaltige Winde zuweilen die stärksten Gebäude erschütterten.

Es gibt indessen, erwiederte der Bischof, in der Kirche keinen Stand, der dem Himmel mehr Heilige gegeben hätte, als das Episcopat; man muß also auch daraus schließen, daß entweder die Gefahren, darin verdammt zu werden, nicht so groß sind, als Sie erachten; oder aber daß Gott Denjenigen, die Er dazu beruft, Gnaden verleiht, die im Stande sind, alle Schwierigkeiten zu überwinden, die sich darin ergeben.

Der Heilige antwortete: die Anzahl Derjenigen, die darin verloren gingen, sei ohne Vergleich größer, denn die der Andern; er könne die Furcht nicht überwinden, die diese Beispiele ihm einflößten; und er beschwöre ihn bei der Freundschaft, mit welcher er ihn immer beehrt habe, seiner nicht ferner zu gedenken, und es der Vorsehung zu überlassen, ihm einen Nachfolger zu wählen.

Der Bischof erachtete es nicht als rathsam, vor der Hand weiter in ihn zu dringen; nur ersuchte er ihn, darüber nachzudenken, und diese Angelegenheit Gott im Gebet zu empfehlen; wie auch er selbst Ihn

bitten wolle, seinen Willen ihnen zu erkennen zu geben. Indessen bewunderte er seine tiefe Demuth und den Unterschied, der zwischen dem Geiste Gottes und dem Weltgeiste besteht; und wünschte seine Bescheidenheit um so mehr zu überwinden, als dieselbe ihn unüberwindlich bedünkte. Er besprach sich über diese Sache mit Allen, von welchen er wußte, daß sie etwas über ihn vermochten. Auch boten diese Alles auf, um ihn dahin zu stimmen, in das Verlangen des heiligen Bischofs zu willigen; doch sie erhielten so wenig von ihm, daß er vielmehr, um solchen Zudringlichkeiten auszuweichen, sich nach dem Schlosse Sales zurück zog.

Aber der Bischof von Genf folgte ihm dahin nach, und vereinte sich mit dem Grafen und der Gräfin von Sales; die alles Ersinnliche thaten, seine Weigerung zu überwinden. Menschen von so großer Sanftmuth wie der heilige Franz von Sales, sind gewöhnlich nicht die festesten bei ihren Entschlüssen; die Nachgiebigkeit, an die sie gegen Andere sich gewöhnten, benimmt ihnen beinahe die Stärke, etwas zu versagen, wenn man sie um eine Sache bittet, die von ihnen abhängt, und nichts Böses darin liegt, dieselbe zu bewilligen. Der Bischof von Genf und die Aeltern unsres Heiligen waren die drei Personen in der Welt, gegen welche er die größte Ehrfurcht und Nachgiebigkeit hatte; doch Gott stand höher denn sie; und der Heilige, von seiner Furcht und Liebe durchdrungen, war unvermögend, aus was immer für einer Rücksicht, der mindesten Ge-

fahr sich auszusetzen, Ihm zu mißfallen. Uebrigens da er nicht sowohl aus Temperament als aus Tugend zu dieser wundersamen Sanftmuth sich gebildet hatte, die Eine der ersten Grundzüge seines Charakters war, hatte er darum nicht minder große Festigkeit. Vergeblich also wendete der Bischof von Genf sich an den Grafen und die Gräfin von Sales, um ihn dahin zu vermögen, die Coadjutorstelle von Genf anzunehmen; überzeugt, daß diese Würde unendlich hoch über seinen Kräften und über seiner Tugend stehe, fuhr er beständig fort, die Annahme derselben zu verweigern.

Der Bischof jedoch, dem daran lag, diese Sache ernstlich durchzusetzen, wendete sich endlich an den Herzog von Savoyen, und bat ihn, das Breve der Coadjutorsstelle für Franz von Sales ihm zuzusenden. Es kostete den Herzog keine sonderliche Mühe, dasselbe zu erhalten; auch hatte dieser Fürst selbst schon das Bisthum ihm zugedacht, im Fall dasselbe erledigt würde. Da nun der heilige Bischof dies Breve empfangen hatte, das ihm absolut nothwendig war, sein Vorhaben auszuführen, sandte er ihm dasselbe durch einen Geistlichen von großem Verdienste zu, für welchen der Heilige selbst auch große Achtung hatte. Zugleich trug er demselben auf, ihn zur Aufnahme zu bereden, und wofern er noch immer auf seiner Weigerung fortbestände, in seinem Namen ihm diese Annahme bei Strafe des Ungehorsams zu befehlen.

Der Geistliche benahm sich bei seinem Auftrag als ein Mann, dem es Ernst war, denselben zu vollziehen; er führte Gründe, führte das Ansehen der Väter und Beispiele der Heiligen an, um ihn zur Unterwerfung zu bewegen; da aber der Heilige noch immer fortfuhr, wegen seiner Unfähigkeit und seiner geringen Tugend sich zu entschuldigen, sagte er ihm endlich, er habe den Auftrag von dem Bischof, ihm zu befehlen, das Breve bei Strafe des Ungehorsams anzunehmen; und beschwor ihn, so sichtbaren und so überzeugenden Beweisen des göttlichen Berufes endlich sich zu ergeben.

Bei diesen Worten fühlte seine äußerste Abneigung gleichsam durch das Ansehen der Kirche und Jesu Christi selbst sich niedergedrückt, mit welchem, wie er wußte, sein Bischof bekleidet war; und er fühlte, daß es ihm nun nicht ferner erlaubt wäre, zu widerstehen; doch glaubte er noch, Gott um Rath fragen zu müssen, bevor er seine Einwilligung gebe. Er ging also in die Kirche, warf sich vor dem göttlichen Sacramente nieder, verblieb daselbst lange Zeit im Gebet, und vergoß reichliche Thränen. Es wäre schwer, seine Angst und Unruhe auszudrücken; bald war er bereit einzuwilligen; bald aber, ja immerwährend hielt die Furcht vor den Gefahren ihn zurück, seine Tugend möchte an dieser so großen Klippe scheitern. Endlich gab der Herr seine frühere Ruhe ihm wieder; und da dieser Friede des Herzens ihm als ein Beweis galt, Gott wolle, daß er sich unterwerfe, kehrte er zu dem Geistlichen zurück und beauf-

tragte ihn, dem Bischof in seinem Namen zu sagen, daß er, wofern man ihm geglaubt hätte, nur die letzte Stelle im Hause des Herrn eingenommen hätte; man habe ihn gleichsam gezwungen, die Propstei der Genfer Kirche anzunehmen; schon diese Würde stehe allzu hoch über seiner geringen Tugend; ohne daß es nothwendig gewesen wäre, ihm noch eine größere Würde aufzudringen, deren er folglich noch weit unwürdiger wäre. Indessen gehorche er bei dieser Gelegenheit, nicht zwar den Menschen, sondern Gott, mit dessen Ansehen er bekleidet wäre; und er betheure feierlich, daß Er allein es sei, von dem er die Würde annehme, die ihm angetragen werde; er flehe zu Ihm, dem Bischof die Wahl zu verzeihen, die er für einen so unwürdigen Menschen getroffen habe, und ihm nicht alle Fehler anzurechnen, die er in einem so erhabenen und so schwierigen Amte aus Unvermögen gewißlich begehen werde.

Doch der Bischof war von solchen Besorgnissen so weit entfernt, daß er bei Empfang der Nachricht von seiner Annahme öffentlich sagte: „er habe in seinem Leben nichts Gutes gethan, außer das Einzige, daß er Franz von Sales zu seinem Nachfolger erwählt habe.“ — Unbeschreiblich war die Freude des Publikums, als man erfuhr, dieser wahrhaft apostolische Mann sei zum Coadjutor von Genf ernannt. Die Ereignisse im Chablais hatten ihm so große Achtung erworben, und seine wundersame Sanftmuth hatte ihm so Viele zu Freunden gewonnen, daß man die Erwartung des Publikums getäuscht hätte, wenn

dem Bischof von Genf ein anderer Nachfolger wäre gegeben worden. Es läßt sich sogar sagen, daß ein Prälat von so großem Verdienste und von so erhabener Heiligkeit nothwendig war, die wiederhergestellte katholische Religion zu befestigen; und wirklich hatte man zu Genf kaum erfahren, daß er im Bisthum ihm nachfolgen sollte, als man daselbst an der Wiedereinführung des Calvinismus im Chablais verzweifelte.

Doch die Gesinnungen des heiligen Mannes waren von denen des Publikums gar sehr verschieden. Kaum hatte er seine Einwilligung gegeben, so fühlte er sich von dem lebhaftesten Schmerz überwältigt, den er je in seinem Leben empfunden hatte. Ohne Unterlaß war er mit der Betrachtung des neuen Standes beschäftigt, den er nun antreten sollte; und ob es ihm auch unmöglich war, demselben auszuweichen, bedünkten ihn darum die Gefahren desselben nicht geringer. Es schien ihm, als sollte er auf ein stürmisches Meer sich begeben, wo er zahllose Klippen sah; und noch eine große Anzahl anderer fürchtete, die er nicht vorsehen konnte. In der Bitterkeit seines Herzens widerfuhr es ihm zuweilen, gleich den Aposteln im Sturme auszurufen: „Herr, rette uns, wir gehen zu Grunde!" Die zu ihm kamen, ihm Glück zu wünschen, waren höchst verwundert, ihn so betrübt zu sehen; und als sie ihm ihr Erstaunen darüber bezeugten, sprach er zu ihnen: „Ach, war es denn nicht genug, für meine eigene Seele Rechenschaft zu geben, daß man noch so viele andere mir

aufbürdete, von welchen Gott so strenge Rechenschaft von mir fordern wird!" — Ja der Gedanke an die Gefahren, denen er fürchtete ausgesetzt zu werden, wirkte so tief auf ihn, daß er darüber alle Ruhe verlor; Schlaflosigkeit erhitzte sein Blut; und von einem heftigen Fieber, das aus der Angst und Unruhe seines Geistes hervorging, verfiel er bald in eine sehr gefährliche Krankheit.

Die Gräfin Sales, seine Mutter, die ihn ungemein liebte, war in namenloser Betrübniß, daß sie, ihres Erachtens, beigetragen hatte, ihn dahin zu stimmen, diese unglückselige Einwilligung zu geben, die ihm nun das Leben kosten sollte. Alle, die ihn kannten, waren desgleichen sehr betrübt; und so groß auch waren die Hoffnungen gewesen, die man von einer Wahl gehegt hatte, wo der Finger Gottes so sichtbar erschien, daß man über einen Verlust sich nicht trösten konnte, der unvermeidlich schien.

Der Heilige dagegen fand seinen Trost in dem, was alle Andern betrübte. Der Friede seiner Seele nahm in dem Maße zu, als er fühlte, daß seine Schmerzen sich vermehrten; und sein Vertrauen auf Gott war nie größer, als zur Zeit, wo man an seinem Aufkommen verzweifelte.

Doch Gott, der ihn zu großen Dingen bestimmt hatte, ließ es sich gefallen, ein Leben zu verlängern, das so heilig und seiner Kirche so nützlich seyn sollte. Als daher die Heftigkeit des Uebels nachgelassen hatte, erholte er sich, da seine körperliche Beschaffenheit sonst sehr gut war, in kurzer Zeit wieder.

Der erste Gebrauch, den er von seinen Kräften machte, war, nach Annecy zu gehen, um seinen Bischof zu besuchen, der selbst über die äußerste Betrübniß krank geworden war, in welche seine Krankheit ihn versetzt hatte. Seine Ankunft trug mehr als alle Heilmittel zu seiner gänzlichen Genesung bei. Der Heilige aber sah ihn nicht sobald im Stande, seine Klagen anzuhören, als er solche ihm auch auf die rührendste Weise vortrug. Er sagte ihm also, er habe ihn immer als seinen Vater und als seinen Beschützer angesehen; und dennoch habe er allein ihm mehr Leides gethan, als alle seine Feinde zusammengenommen ihm hätten thun können; er habe ihn durch das Gewicht seines Ansehens zermalmt; habe ihm wahre Gewalt angethan, und habe ihn gleichsam gezwungen, in Etwas einzuwilligen, gegen das er die größte mögliche Abneigung habe; wäre er nun aber auch der Meinung gewesen, er dürfe eben kein Mitleid mit seiner Schwäche haben, so hätte doch billig die Erwägung der schrecklichen Rechenschaft ihn davon abhalten sollen, die er vor Gottes Richterstuhle über die schlechte Wahl geben müsse, durch die er ihn, den unwürdigsten Aller, zu seinem Nachfolger ernannt habe. Indessen wäre es noch Zeit; er bitte ihn also, das Breve zurückzunehmen, und seine Einwilligung ihm zurückzugeben, die er ihm abgedrungen habe.

Der Bischof antwortete auf seine Klagen durch eine zärtliche Umarmung und ermahnte ihn, sein Vertrauen auf Gott zu setzen; der, weil Er ihn auf

eine so deutliche Weise zum Episcopat berufen habe, daß er daran kaum zweifeln könne, ihm auch die Gnaden nicht versagen werde, deren er bedürfe, ein heiliger Bischof zu werden; er sollte einmal seinen Entschluß fassen; wir vermöchten freilich aus uns selbst nichts; doch könnten wir Alles in Demjenigen, der uns stärke. Er sagte ihm ferner, er sei so weit entfernt, das Breve zurückzunehmen und seine Einwilligung ihm zurückzugeben, daß er vielmehr den Papst über die Wahl benachrichtiget habe, die er getroffen hätte, und er zweifle nicht, daß er dieselbe billigen werde; und er möchte sich bereit halten, nächstens nach Rom abzureisen, diese Angelegenheit dort zu beendigen.

Da also der Heilige nichts erwirken konnte, unterwarf er sich dem Willen Gottes, der, wie er getreu glaubte, durch den Mund seines Bischofs zu ihm spreche. Er reiste wenige Tage hierauf nach Rom ab. Da aber der Bischof von Genf fürchtete, er möchte etwa von dem Papste erwirken, daß er die Coadjutorstelle nicht annehmen dürfe, ließ er ihn von seinem eigenen Neffen dahin begleiten, der Domherr von Genf und sein General-Vicar war. Man kann bei dieser Gelegenheit die Uneigennützigkeit des Oheims und des Neffen nicht genugsam bewundern. Gewiß ist's, daß der Bischof von Genf seinen Neffen zu seinem Nachfolger erwählen konnte; und da er ein verdienstvoller Mann war und das Bisthum schon so lange Zeit unter seinem Oheim sehr weise regierte, hätten weder der Herzog von

Savoyen noch der Papst irgend Anstand genommen, ihre Genehmigung zu geben; aber er fragte bei dieser Gelegenheit weder Fleisch noch Blut um Rath; und da er befand, daß Franz von Sales seinen Neffen an Verdiensten überwog, gab er ihm ohne Bedenken den Vorzug. Aber auch der Neffe hatte seinerseits eine so große Tugend, daß er hierüber nicht nur nicht klagte, sondern es auch übernahm, sich selbst zu verwenden, daß Franz von Sales sein Vorgesetzter würde; da er doch selbst der Vorgesetzte desselben hätte werden können.

Doch Beide wußten, daß man, wenn es um Würden und Vortheile zu thun ist, die dieser Welt sind, auf Blut und Verwandschaft Rücksicht nehmen kann; wenn es aber einem erhabeneren Amte gilt, das ganz von Gott und für Gott ist, man Gott allein und die Eigenschaften im Auge haben muß, die Er verlangt; daß man immer Diejenigen erwählen soll, von welchen man Ursache hat, zu glauben, Er selbst habe sie erwählt; Jene nämlich, die demüthig und liebreich sind; in welchen man eine Frömmigkeit wahrnimmt, die durch Wissenschaft erleuchtet, und eine Wissenschaft, die durch Frömmigkeit beseelt ist; einen festen und unüberwindlichen Muth; und zumal einen feurigen Eifer für das Heil der Seelen; da ohne diese alle übrigen Eigenschaften in einem Prälaten gleichsam todte und unbeseelte Tugenden sind. Bei diesen Merkmalen kann man den Beruf Gottes und die Männer erkennen, die Er selbst für das Episcopat erwählte; und

dies auch waren die einzigen, die der Bischof von Genf zu Rathe zog; die einzigen, die ihn bestimmten, Franz von Sales den Vorzug vor seinem eigenen Neffen zu geben; fürwahr ein christliches und uneigennütziges Betragen, das man nicht genug loben, und auch nie zu sehr nachahmen kann.

Während nun dieser heilige Prälat voll jener heiligen Freude war, die man immer empfindet, wenn man Gott allen Dingen vorzieht, und den glücklichen Ausgang der Unterhandlung seines Neffen für die Coadjutorstelle von Genf im Frieden abwartete, setzte unser Heiliger, der die Gebirge überstiegen und dem Herzog, seinem Landesherren, seine Ehrfurcht erwiesen hatte, seine Reise nach Rom fort. Die Wege waren wegen der beständigen Regengüsse gegen Ende des Winters hin gänzlich verdorben. Dies gab Anlaß zu einem Abenteuer, worin die Tugend des heiligen Franz von Sales in zu großem Glanze leuchtet, als daß wir dasselbe mit Stillschweigen übergehen könnten. Als er nahe an eine Stadt in Italien gekommen war, welche die Geschichte nicht nennt, fiel sein Pferd in eine Pfütze, woraus er so übel zugerichtet heraus kam, daß er in das nächste Gasthaus einkehren mußte, Kleider zu wechseln. Da er aber kein anderes Gewand hatte, als das, welches er am Leibe trug, bot ihm ein Franzose, mit dem er auf der Reise zusammen getroffen, und mit welchem er freundschaftliche Bekanntschaft gemacht hatte, ein Kleid von schwarzem Sammt an, und drängte ihn, desselben so lange sich zu bedienen, bis

das seinige getrocknet und gereiniget wäre. Die große Sittsamkeit des Heiligen gestattete ihm nicht, in dieser Kleidung auszugehen; er blieb also allein zu Hause, während seine Reisegefährten die Stadt besahen.

Zur nämlichen Zeit kam in dies Gasthaus eine sehr schöne Dame, deren Aeußeres ungemein sittsam schien. Ihre geregelten Manieren flößten ihm Achtung ein, so wie auch das sammtne Gewand, das er anhatte, ihr Achtung gegen ihn einflößte. Sie hielt ihn für einen weltlichen Herrn; er sie für eine der tugendhaftesten Damen. Der Heilige war noch in der Blüthe seiner Jahre und galt als einer der wohlgebildetsten Männer seiner Zeit. Es spann sich allmälig eine Unterredung an; man sprach Anfangs von gleichgültigen Dingen; die Dame aber, welche glaubte, sie habe keine Zeit zu verlieren, gab dem Gespräche bald eine andere Wendung und redete auf so ausgelassene Weise, daß der Heilige sich nicht genug verwundern konnte, wie eine so sittsame Miene und so freie Reden sich zusammen fänden. Er antwortete ihr auf eine Weise, die geeignet war, sie in ihre Schranken zurückzuführen; doch dies Weib gehörte zu jenen, von welchen die Schrift sagt, sie hätten eine eherne Stirn und hätten nicht erröthen gelernt. (Jerem. 5.) Sie wandelte in Scherz, was immer er ihr sagte, um sie zurecht zu weisen. Er gerieth hierüber in nicht geringe Verlegenheit; da er einerseits des guten Rufes dieser Frau schonen wollte, andererseits aber die Gelegenheit zu dringend

war, länger darin zu verweilen. Sonach also faßte er sich kurz, machte ihr eine Verbeugung und überließ ihr sein Zimmer; doch dies Weib lief ihm nach und hielt ihn bei der Schwelle der Thür, gerade im dem Augenblicke auf, als Einer aus seinen Leuten im Begriffe war, einzutreten. Er bemerkte, was diese Dame that; erstaunte darüber; und die Verlegenheit, in welche sie gerieth, bestärkte ihn vollends in seiner üblen Meinung von ihr. Ja er war auch bereits im Begriffe, dieselbe gegen sie zu äußern; aber der liebreiche Heilige hielt ihn ab und sagte ihm, er sollte diese Dame auf ihr Zimmer begleiten; sie habe dasselbe verfehlt, und das seinige für das gehalten, das man ihr angewiesen habe. Der Diener aber änderte darum seine Meinung nicht von ihr, und konnte sich nicht enthalten, dem Franzosen, von dem die Rede war, zu erzählen, was er mit Augen gesehen hatte.

Als sie nun wieder zu Pferde saßen, sprach dieser hierüber mit dem Heiligen und sagte ihm, er sei um so mehr über die Unverschämtheit dieses Weibes erstaunt, als sie von Stande schiene, und ihre Sittsamkeit ihm selbst Anfangs große Hochachtung gegen sie eingeflößt habe. Der Heilige sagte ihm, sie sei vielleicht auch wirklich so sittsam als sie es schiene; allein es gebe schlimme Stunden im Leben; und Gott lasse dies zuweilen zu, unsre Schwäche uns zu erkennen zu geben und uns dadurch zu lehren, daß wir uns selbst mißtrauen und unsre Zuflucht zu Ihm nehmen sollen.

Er fügte noch bei, es lasse sich nicht läugnen, daß überhaupt der Umgang mit Personen des Frauengeschlechtes, zumal für junge Leute gefährlich sei; doch wäre er überzeugt, der Umgang, gegen den man am meisten auf seiner Hut seyn sollte, wäre der Umgang mit tugendhaften Personen; denn wenn man auch nur einige Gottesfurcht, und Liebe für seinen guten Ruf habe, käme man eben nicht sonderlich in Versuchung, mit verdächtigen Frauenbildern sich einzulassen, deren Wandel in der Welt verrufen wäre; aber man sei weniger auf seiner Hut gegen den Umgang mit frommen Frauen; man lasse sich leichter dazu herbei, weil man keine üblen Folgen davon befürchte, und in ihrem Betragen eine Zurückhaltung wahrnehme, die man sich nicht erwehren könne. zu achten. Indessen sei dies eine der feinsten Schlingen der Eigenliebe; man gehe zuweilen, ohne es zu bemerken, von der Tugend zur Person über; und dieser Uebergang sei um so bemerkbarer, als das Herz keine neue Regung zu empfinden glaube; und die neue Zuneigung für die gewohnte tugendliche Anhänglichkeit halte. Unterdessen aber bilde sich die Verbindung, und man nehme dieselbe erst dann wahr, wenn man nicht mehr die Kraft habe, solche zu brechen. Auf eben dieselbe Weise verhalte es sich mit den Bekanntschaften, welche gewisse fromme Frauen mit tugendhaften Männern hätten; daher kämen jene lächerlichen und übertriebenen Anhänglichkeiten für sie, und es ergebe sich oft, was der Apostel Paulus sagt, daß sie mit dem Geiste an-

fingen und mit dem Fleische endigen. Er sei zwar überzeugt, daß diese Verbindungen selten bis zum Laster gingen; und er glaube sogar dessen nicht ein einziges Beispiel gesehen zu haben; doch könne man ihnen nie zu sehr mißtrauen; nie genug davor auf seiner Hut seyn, und nie zu ernste Maßregeln wider sich selbst bei solchen Gelegenheiten ergreifen; Gott sei noch eifersüchtiger auf das Herz als auf den Körper; und ob man auch nicht in schändliche Laster verflochten sei, gehöre man ihm darum dennoch nicht mehr an.

Diese Unterredung führte sie bis nach Rom, das nicht weit von dem Orte war, von welchem sie abgereist waren. Da der Heilige nicht viele Zeit zu verlieren hatte, stattete er sogleich einen Besuch bei dem Cardinal von Medicis ab, den er zu Thonon kennen gelernt hatte. Dieser Fürst hatte eine Achtung für seine Verdienste und seine Frömmigkeit, die durch nichts gesteigert werden konnte; und man erfuhr späterhin, daß er, nachdem er selbst Papst geworden, die Absicht hatte, ihn zum Cardinalat zu erheben; da er aber bereits sieben und zwanzig Tage nach seiner Erwählung starb, konnte er weder diese noch eine große Menge anderer guter Absichten ausführen, die er sich vorgenommen hatte. Der Cardinal hörte mit großem Vergnügen die Erzählung dessen an, was im Chablais vorgegangen war, seit er selbst Thonon verlassen hatte; prüfte die Actenstücke, welche der Heilige den Auftrag hatte, dem Papste zu überreichen; und die Bitten,

die er für die Befestigung der katholischen Religion im Chablais an ihn zu stellen hatte; verhieß ihm, solche zu unterstützen; und erbot sich, ihn selbst zur Audienz Seiner Heiligkeit zu führen.

Der Papst, der ihn dem Rufe nach kannte und ihm mehrere Breve's zugesandt hatte, nahm ihn sehr gütig auf, ertheilte ihm großes Lob, besprach sich oft ins Besondere mit ihm, und bewilligte ihm Alles, um was er ihn zu bitten hatte. Als er aber wahrnahm, daß er über die Coadjutorstelle von Genf, von welcher der Neffe des Bischofs bei Ueberreichung des Schreibens seines Oheims mit ihm gesprochen hatte, nicht Ein einziges Wort verlor, konnte er sich nicht enthalten, eine so tiefe Demuth bei so großem Verdienste zu bewundern; fing selbst an, mit ihm davon zu sprechen, und sagte ihm, er genehmige die Wahl, die man mit ihm getroffen habe. Der Heilige antwortete, er habe keinen Auftrag, von dieser Sache zu sprechen; und hätte er mit Seiner Heiligkeit darüber zu sprechen gehabt, so würde er Sie nur inständig gebeten haben, ihn einer Verpflichtung zu überheben, die so hoch über seine Kräfte erhoben wäre; und zu welcher man seine Einwilligung ihm abgenöthigt habe. Der Papst antwortete ihm, diese Angelegenheit sei im Reinen; er habe bereits seine Genehmigung gegeben, und er sollte zu seiner Prüfung sich bereit halten, die er selbst in drei Tagen abhalten wolle.

Ueber diesen Vorschlag erstaunte der Heilige um so mehr, als es ihm bewußt war, daß die Bischöfe

von Savoyen, so wenig als die Bischöfe von Frankreich, einer Prüfung sich zu unterziehen hatten. Er antwortete dem Papste nichts hierauf, ging aber alsbald zu dem Grafen Verun, dem Gesandten von Savoyen, und sagte ihm, es sei seines Amtes, zu verhindern, daß man bei seiner Sache keine Neuerung einführe. Der Graf begab sich auch ungesäumt zur Audienz des Papstes; dieser jedoch kam ihm zuvor, und sagte ihm: wenn er den Probst Franz von Sales prüfe, wäre es dabei nicht seine Absicht, die von dem Herzog von Savoyen ernannten Bischöfe einer Prüfung zu unterwerfen; sondern dies geschehe um seines besondern Vergnügens willen, und um Zeuge der Fähigkeiten des Propstes zu seyn, von welchen man ihm so glänzende Zeugnisse gegeben habe. Diese Erklärung genügte dem Gesandten; und der Heilige bereitete sich zu seiner Prüfung vor. Dies aber geschah bei den Füßen des Kreuzes. Dort flehte er in tiefer Sammlung des Gemüthes mit Inbrunst zum Herrn, es sich gefallen zu lassen, wofern Er ihn nicht zum Episcopate beriefe, seine Unwissenheit öffentlich zu zeigen, und ihn vor Seiner Heiligkeit mit Schande und Schmach zu bedecken.

Als nun der bestimmte Tag zur Prüfung erschien, begab er sich an den Ort, der dazu war erwählt worden. Kurze Zeit hernach erschien der Papst in Begleitung des Cardinals Baronius, sieben anderer Cardinäle, einer großen Anzahl Erzbischöfe, Bischöfe, Aebte, Ordensgenerale und berühmter Doctoren; unter welchen auch der berühmte Jesuit

Bellarmin sich befand, der späterhin zum Cardinal ernannt ward.

Der Papst, der selbst ein gelehrter Theolog war, eröffnete die Prüfung, die dann von den Cardinälen, den Bischöfen und Doctoren fortgesetzt ward. Fünf und dreißig Fragen aus der erhabensten Theologie wurden vorgelegt; und der Heilige antwortete darauf mit so großer Gründlichkeit, Klarheit und Sittsamkeit, daß der Papst mehr als zufrieden mit seinen Fähigkeiten, von seinem Sitze sich erhob, ihn zärtlich umarmte und die Worte der Schrift an ihn richtete: „Mein Sohn, trinke Wasser aus deiner Cisterne und aus dem Quell deines Herzens. Laß die Fülle deiner Gewässer fließen, auf daß solche an öffentlichen Orten sich ergießen, und alle davon trinken und ihren Durst stillen." (Sprichw. 5.) Hierauf erklärte er ihn zum Coadjutor von Genf, ernannte ihn zum Bischof von Nicopolis, und befahl, die Bullen ihm auszufertigen. Nach dem Beispiele des Papstes, gaben die Cardinäle und die Prälaten ihm Beweise der höchsten Achtung, und übertrafen einander in seinem Lob. Also kehrte dieser heilige Mann, der so inbrünstig zu Gott gefleht hatte, ihn mit Schmach zu bedecken, wofern Er ihn nicht zum Episcopat beriefe, mit Ehre bedeckt zurück, und nahm die allgemeine Achtung des römischen Hofes mit sich; eines Hofes, der scharfsichtiger und schwerer denn alle übrigen zu überlisten ist.

Nicht der nämliche Fall war dies mit einem spanischen Geistlichen, der ebenfalls zu einem Bis-

thum ernannt war. Die Begebenheit ist zu außerordentlich, um mit Stillschweigen übergangen zu werden. Dieser Priester sollte nämlich mit dem Heiligen zugleich geprüft werden; und hatte sich auch mit ihm in den Saal begeben, wo die Prüfung sollte abgehalten werden. Es fehlte ihm weder an Wissenschaften noch an Tugend; und er durfte allerdings hoffen, mit Ehren zu bestehen. Indessen ward er von der Gegenwart des Papstes, der Cardinäle und der Prälaten so tief ergriffen; und es kam eine so plötzliche und gewaltige Angst über ihn, daß er in Ohnmacht fiel. Man trug ihn in seine Wohnung zurück, und wendete alle möglichen Mittel an, ihn zum Bewußtseyn zu bringen. Der Papst selbst sandte ihm seine Aerzte, und ließ ihn versichern, er würde die Bullen ihm bewilligen, ohne ihn einer Prüfung zu unterwerfen. Doch vergeblich; er starb noch am nämlichen Tage; und zwar an keinem andern Uebel als an der Angst, von welcher er war ergriffen worden. Dieser Vorfall, der gerade in dem Augenblick sich ergab, wo der Heilige sollte geprüft werden, war gewiß sehr geeignet, ihn aus der Fassung zu bringen. Gott aber, der immer die Stütze der Demüthigen ist, stärkte ihn; und man bewunderte seine Festigkeit und Geistesgegenwart um so mehr, als es schwer war, von einem so sonderbaren Vorfall nicht sehr erschreckt zu werden.

Die Angelegenheiten im Chablais, die der vorzüglichste Grund der Reise unsres Heiligen nach Rom waren, nahmen seine Zeit nicht so gänzlich im Anspruch,

daß ihm nicht noch Muße erübrigt hätte, die Freunde sich zu erhalten, die sein großer Ruf ihm erworben hatte. Zwar drang er eifrig auf die Erledigung dieser Angelegenheiten; weil aber zu Rom Alles mit großer Reife geschieht, ist dort alles Drängen vergeblich; denn Alles geht seinen gehörigen Gang. Da indessen der Papst seine Vorschläge gebilligt, ihm Alles zugestanden hatte, was er begehrte, und er nicht an dem glücklichen Erfolg seiner Reise zweifelte, erwartete er die Erlaubniß zu seiner Abreise mit Ruhe. Oft besuchte er den Cardinal von Medicis, dessen Achtung für ihn mit jedem Tage stieg. Auch der Cardinal Borghese, der späterhin unter dem Namen Paulus V. den päpstlichen Thron bestieg, hatte eine besondere Freundschaft für ihn; und trug mehr als jeder Andere dazu bei, daß die Breve's, deren er bedurfte, bald ausgefertiget wurden. Auch stand er in sehr inniger Verbindung mit dem Cardinal Baronius. Dieser gelehrte Mann holte ihn oft in seinem Wagen ab, um sich bequemer mit ihm zu unterreden, und machte ihm ein Geschenk mit seinen kirchlichen Annalen. Der Jesuit Bellarmin, der mit der tiefsten und gründlichsten Wissenschaft die erhabenste Frömmigkeit vereinigte, besuchte ihn oftmals. Kurz, alle gelehrten und durch ihre Frömmigkeit ausgezeichneten Männer zu Rom schlossen Freundschaft mit ihm. Indessen fand er darunter keinen, der mehr nach seinem Herzen gewesen wäre, als Pater Juvenalis Ancina, damals Priester des Oratoriums, späterhin aber Bischof von Saluzzo; Gleichförmigkeit der Gemüther

und der Sitten einigte sie mit einander, und diese Einigung dauerte so lange, als ihr Leben. Oft spricht unser Heiliger von ihm in seinen Briefen wie von einem, an Wissenschaft und Tugenden ausgezeichneten, eifrigen und liebreichen Prälaten, der mit seinem Volke wie mit seinen Kindern lebte, und zu dem sie eine ganz besondere Liebe hatten.

Wie groß aber auch die Lieblichkeit war, die unser Heiliger im Umgang mit diesen großen Männern fand, rief dennoch sein Eifer für die katholische Religion ihn unablässig nach dem Chablais zurück. Er bezeugte dies seinen Freunden; und sie nahmen seiner Angelegenheiten sich so dringend an, daß er endlich alle Breve's erhielt, deren er bedurfte; worauf er zur Abschiedsaudienz bei dem heiligen Vater erschien. Beim Abschiede gab der Papst ihm unzweideutige Zeichen seiner höchsten Achtung; empfahl ihm, sich unmittelbar an ihn zu wenden, sowohl in seinen eigenen, als in allen andern Angelegenheiten, wo er seines Ansehens bedürfte.

Der Heilige antwortete ihm, ohne erst die Zukunft abzuwarten, habe er Seine Heiligkeit um eine Gnade zu bitten. Die Genfer-Kirche sei im Besitz mehrerer Rechte, die, seines Bedünkens, dem Volke allzu sehr zur Last fielen; von dieser Art wäre das Recht, Diejenigen zu beerben, die ohne Kinder stürben; es sei ihnen wie Leibeigenen verboten, ein Testament zu machen, und über den mindesten Theil ihres Vermögens für ihre nächsten Verwandten zu verfügen, die oft arm wären und desselben mehr

benöthiget wären, als der Bischof von Genf. Auch gehöre zu diesen Rechten jenes, welches der Bischof habe, die Inwohner gewisser Flecken zu verpflichten, alle Nächte an den Ufern der Moräste zu wachen, und den Lärm der Frösche während seines Schlafes zu verhindern. Alle diese Rechte, fügte er bei, wären unwürdig eines Bischofs; er sollte sich begnügen, der Vater des Volkes zu seyn, ohne von demselben Sclavendienste zu fordern, die weit mehr von dem Heidenthum als von der Freiheit der katholischen Kirche an sich hätten. Und da Seine Heiligkeit schon die Gnade gehabt hätten, ihn zum Coadjutor und Nachfolger des Bischofs von Genf zu ernennen, so bitte er Sie, ihm zu erlauben, Rechten entsagen zu dürfen, die seinem Volke so sehr zur Last fielen, wenn es einmal sich ergeben sollte, daß er dem Bischof von Genf nachfolgte, und Seine Heiligkeit erachteten, es sei der Ordnung gemäß, dieser Rechte ihn zu entbürden.

Der Papst bewunderte die Nächstenliebe und Uneigennützigkeit des Heiligen; erlaubte ihm, zu thun was er für gut fände, und entließ ihn unter Wiederholung der Versicherungen seines Schutzes.

Wenige Tage hernach reiste er von Rom ab; und man bemerkte, daß er mit dem Papste und den Cardinälen niemals von der Sache gesprochen hatte, die ihn selbst anging; wiewohl sie sich ein Vergnügen daraus gemacht hätten, ihm gefällig zu seyn; und daß er, statt um die Bullen über die Coadjutorstelle von Genf anzuhalten, solche der Vorsehung so gänz-

lich anheimgestellt hatte, daß er, wofern nicht der Neffe des Bischofs Sorge getragen hätte, solche ausfertigen zu lassen, nach Annecy zurückgekehrt wäre, ohne dieselben mitzubringen. — Der Heilige nahm seinen Weg über Loretto; verblieb aber daselbst nur so lange es nothwendig war, seine Andacht zu vollbringen. Von dort begab er sich in aller Eile nach Turin, dem Herzog von Savoyen die Breve's zu überreichen, die er von Seiner Heiligkeit erlangt hatte; und ihn um die Vollziehung derselben zu bitten. Da er nur auf seinen ausdrücklichen Befehl und in Gemäßheit dessen gehandelt hatte, was er selbst vor seiner Abreise nach Thonon als recht und gut anerkannte, hatte er allerdings Ursache zu glauben, der Herzog, der übrigens die Wiederherstellung der katholischen Religion im Chablais als sein Werk, und als das glorreichste Ereigniß seiner Regierung betrachtete, würde die Vollziehung dieser Breve's auf alle mögliche Weise erleichtern. Doch nicht erst seit heute sind Privatinteressen den öffentlichen nachtheilig; die beiden Militair-Orden von St. Moriz und St. Lazarus widersetzten sich mit größtem Nachdruck den Ansprüchen des Heiligen; und er sah sich genöthigt, entweder ein Vorhaben aufzugeben, von welchem die Aufrechterhaltung der katholischen Religion im Chablais abhing; oder aber die Feindschaft aller Standespersonen in den Staaten des Herzog von Savoyen sich zuzuziehen. Der Fürst selbst, als Großmeister, hatte ein bedeutendes Interesse, der Vollziehung der päpstlichen Anordnungen sich zu wider-

setzen; mit andern Worten gesagt, er war zugleich Richter und Partei; ein sehr schwieriger Stand für einen Unterthan von dem Charakter unsres Heiligen, der mit dem Vortheile für Gottes Ehre sich beauftragt sah, solche aber nicht zu fördern vermochte, ohne die Vortheile seines Landesherrn zu beeinträchtigen. Schon geringere Schwierigkeiten hätten genügt, einen minder festen Mann abzuschrecken; und doch waren es nicht die einzigen, die er zu überwinden hatte.

Die Angelegenheit, welcher es hier galt, mußte in dem Rath des Herzogs verhandelt werden, der beinahe ganz aus Verwandten oder Verbündeten der Ordens-Komthure bestand. Diesem Hindernisse folgte noch ein anderes. Wir sahen, daß der Heilige Manches im Staatsrathe gegen die Ansichten der meisten Staatsräthe durchgesetzt, und mehr als Einmal den Sieg über sie errungen hatte. Nun hatte er zu fürchten, sie würden sich ein schalkhaftes Vergnügen daraus machen, einen Plan zu vereiteln, den sie niemals gebilliget hatten. Was ihn aber am meisten in Verlegenheit brachte, war die Natur dieser Angelegenheit; und die Widersprüche der beiden Ritter-Orden, welche gerecht und wohlgegründet schienen. Diese Schwierigkeiten wohl einzusehen, müssen wir etwas weiter ausholen.

Als die katholische Religion aus dem Chablais und den Landvogteien war verbannt worden, sah Papst Gregorius XIII., der vorausgesehen hatte, daß sie daselbst einst könnte wieder eingeführt wer-

den, zugleich auch voraus, daß, wenn man es angehen ließe, daß die Häretiker die Pfründen sowohl der Welt- als Klostergeistlichen an sich rissen, die Zurückgabe der Kirchengüter dieser Wiedereinführung ein Hinderniß legen könnte. Er beschloß also diesem Hindernisse zuvorzukommen; und dies bewog ihn, die erwähnten Güter mit den beiden besagten Militair-Orden zu vereinigen. Er konnte keine bessere Verfügung treffen; es bedurfte mächtiger Männer, die sich in den Besitz dieser Güter setzen, und trotz der Anstrengung der Widersacher sich darin erhalten konnten. Da diese Ritter-Orden aus Kriegesleuten bestanden, die größtentheils zu den höchsten Standespersonen in den Staaten des Herzogs von Savoyen gehörten und diesen Fürsten selbst, als Großmeister an ihrer Spitze hatten, waren sie in der That die stärkste Partei, die man den Häretikern entgegen stellen konnte. Sie selbst waren die Ersten, die davon überzeugt waren; und da sie nicht zweifelten, daß sie, wofern sie es wagten, den besagten Rittern sich zu widersetzen, alle Streitkräfte von Savoyen und Piemont sich auf den Hals ziehen würden, ließen sie dieselben Besitz von den Gütern nehmen, die ihnen waren gegeben worden, und unterstanden sich nicht, sie darin zu stören. Es war also dies ein Zuwachs an Reichthum für diese beiden Orden; und das Patronatsrecht des Herzogs von Savoyen, der alle diese Komthureien vergibt, ward dadurch um so bedeutender.

Gegen alle diese so wesentlichen Interessen mußte man nun geradezu ankämpfen, den Herzog zur Einwilligung zu bereden, daß jene Pfründen, von welchen die Rede war, von den beiden Ritter-Orden gelöst, und ihren ersten Besitzern zurückgestellt würden. Denn da die katholische Religion, auf die Weise, wie erzählt wurde, im Chablais war wiederhergestellt worden, war der Heilige eifrig genug, dem Herzog die Sache vorzustellen; und er wußte ihn auch so gut zu überzeugen, die katholische Religion könne ohne die Zurückstellung jener Güter nicht lange bestehen, daß er zuletzt schriftlich einwilligte, er sollte nach Rom abreisen, solche zu begehren. Dies also war der Grund seiner Reise nach Rom gewesen. Dort hatte er von dem Papste alle Breve's erhalten, die zur Vollziehung dieser großen Angelegenheit nothwendig waren; und der Ausführung dieser Breve's widersetzten sich nun die beiden Ritterorden auf die besagte Weise.

Ihr Widerstand schien auch um so besser gegründet, als Gregorius XIII., in der Bulle, welche diese Pfründen mit den Orden St. Moriz und St. Lazarus vereinigte, ausdrücklich erklärt hatte, im Falle die katholische Religion wiederhergestellt würde, sollten die Komthure nur verpflichtet seyn, den Pfarrern die ihnen nach Recht zukommenden Gebühren davon abzugeben; die übrigen Einkünfte aber für sich zu beziehen. Nun war aber dieser Punct in Richtigkeit gebracht worden; und sie behaupteten, mehr könne man nicht verlangen.

Clemens VIII. jedoch hatte durchaus nicht Rücksicht auf diese Clausel genommen; sondern er hatte einfach angeordnet, die Güter, die Gregorius XIII. mit den beiden Ritter-Orden vereint hatte, sollten an ihre ersten Besitzer zurückkehren; und hatte keinen Vorbehalt zum Nutzen dieser Orden gesetzt. Ja es war sogar etwas mehr geschehen; es waren nämlich, gegen die Sitte des römischen Hofes, die Parteien, die bei der Rückgabe dieser Güter betheiliget waren, weder vorgerufen, noch angehört worden; und der Papst hatte sich mit der Einwilligung des Herzogs von Savoyen, als Großmeister des Ordens, begnügt. Darum wollten sie nun von dem übel unterrichteten Papste auf den besser unterrichteten Papst sich berufen; das heißt, sie wollten diese Angelegenheit in eine Länge ziehen, dessen Ende kein Mensch erlebt hätte.

Dies aber war's, was der Heilige mehr als alles Andere fürchtete. Er war überzeugt, man könne die Landschaft Chablais nicht frühe genug mit gelehrten und erleuchteten Seelensorgern versehen; und er verzweifelte daran, Hirten dieser Art einsetzen zu können, so lange die geistlichen Pfründen auf den strengen Pflichttheil beschränkt wären. — In dieser Verlegenheit, wobei er kein anderes Interesse als die Ehre Gottes und das Wohl der Religion hatte, nahm er seine Zuflucht zum Gebet, seiner gewöhnlichen Zufluchtstätte, wenn er den Widersprüchen der Menschen sich preisgegeben sah. Nachdem er nun dort neue Kraft und neues Licht ge-

schöpft hatte, kehrte er zum Herzog zurück, und überreichte ihm die Antworten, die er auf die Klagen der Komthure beider Orden verfaßt hatte.

Es war aber auch dieser Fürst in keiner geringen Verlegenheit. Nicht läugnen konnte er, daß er seine Einwilligung zu Allem gegeben, was der Heilige zu Rom unterhandelt hatte; daß er selbst die Lostrennung der Pfründen für unumgänglich nothwendig gehalten hatte; und überzeugt war, daß sonst die katholische Religion sich nicht lange im Chablais erhalten könne. Dazu auch hegte er zu große Achtung gegen den Heiligen, um in einer Sache ihn stecken zu lassen, die er nur auf seinen Befehl betrieben habe.

Doch die Fürsten haben, wie andere Menschen, über ihre Privatvortheile zu wachen; und außerdem sah er noch vor, daß er bald Händel mit Frankreich bekommen würde, die ihm nicht gestatteten, es mit dem Adel seiner Staaten zu verderben. Der Ausweg, den er bei dieser Gelegenheit nahm, war der Entschluß, diese Angelegenheit auf eine andere Zeit zu verschieben, und den Heiligen dadurch zufrieden zu stellen, daß er für seinen Privatvortheil sorgte. Er bot ihm also eine bedeutende Summe an, um ihn für die Unkosten zu entschädigen, die er während seiner Mission im Chablais gehabt hatte.

Doch der heilige Mann wies diesen Antrag nicht nur ab; sondern er erbot sich auch gegen den Herzog, er wolle daselbst noch so lange auf eigene Kosten arbeiten, als es Seiner Königlichen Hoheit

gefällig seyn würde; aber er stellte ihm zugleich so nachdrücklich vor, die Verschiebung des Abschlusses dieser Angelegenheit auf eine andere Zeit sei eine gänzliche Auflösung derselben, daß er endlich seine Einwilligung für die Vollziehung der Breve's Seiner Heiligkeit erhielt. Hiernach erfolgte dann auch die Einwilligung der Komthure unter gewissen Bedingnissen; und als Alle einig waren, erließ der Herzog Schreiben an den Senat von Chambery, kraft welcher er befahl, die Echtheit der päpstlichen Breve's ohne Modification zu prüfen, die der Coadjutor von Genf in seinem Namen ihnen zustellen würde. Der Heilige überbrachte solche persönlich; und als die Breve's bewahrheitet waren, reiste er nach Chablais mit einem ausdrücklichen Auftrag des Papstes, des Bischofs und des Herzogs ab, solche in Vollziehung zu bringen. Er verwendete dazu den noch übrigen Theil des Jahres 1599 und einen Theil des folgenden Jahres.

Schon waren die Hirten wieder eingesetzt, die Kirchen und Klöster wieder erbaut, und die ganze Landschaft Chablais bekam eine neue Gestaltung; die katholische Religion befestigte sich darin jeden Tag mehr und mehr; und die Völker, die in der wahren Religion gründlich unterrichtet waren, fingen nun an frei und sogar mit Eifer zu thun, was Mehrere Anfangs aus menschlichen Rücksichten gethan hatten, als die Häresie, die immer wachsam über Alles war, was ihre Verbreitung fördern könne, im Begriffe stand, abermal in diese schöne Provinz

zurückzukehren. Dies geschah bei Gelegenheit des Krieges zwischen Heinrich IV., König von Frankreich, und Carl Emmanuel, Herzog von Savoyen, wegen der Zurückgabe des Marquisats Saluzzo.

Durch den Tractat von Vervins war diese Angelegenheit an den Papst verwiesen worden, dieselbe freundschaftlich zu schlichten. Da aber der Herzog von Savoyen bemerkt hatte, der Papst, von dem guten Rechte Frankreichs überzeugt, würde endlich für dasselbe entscheiden, zeigte er so großes Mißtrauen, daß Clemens VIII., hierüber beleidigt, seines Schiedsrichteramtes sich begab, und den Parteien es frei stellte, ihren Streit mit einander auszumachen, wie sie es für gut fänden. Der Herzog selbst reiste persönlich nach Frankreich, diese Angelegenheit mit Heinrich IV. zu verhandeln; da er aber nicht aufrichtig zu Werke ging, kehrte er wieder zurück, ohne etwas auszurichten.

Als endlich, nach mehreren Unterhandlungen, diese beiden Fürsten zu keinem Einverständniß kommen konnten, ward der Krieg öffentlich erklärt. Der Marschall Biron fiel in die Provinz Bresse ein, unterwarf sie in kurzer Zeit; Lesdiquieres in Savoyen, das desgleichen erobert ward; und der König selbst kam von der Gegend von Faussigny und des Chablais, die nicht einmal bedacht waren, sich ihm zu widersetzen.

Bei Annäherung des Königs erboten sich die Stadt und die protestantischen Schweizer, die über die Wiederherstellung der katholischen Religion entrüstet

waren, ihre Truppen mit den seinigen zu vereinen; und der König, der nicht Zeit gehabt hatte, eine so mächtige Armee auf die Beine zu bringen, daß er des Beistandes seiner Verbündeten hätte entbehren können, nahm ihr Anerbieten an. Es fielen also die Calviner mit bewaffneter Hand in das Chablais und in die drei Landvogteien ein, daselbst ihre besondern Beleidigungen zu rächen; unter dem Vorwand, den König Heinrich wider den Herzog von Savoyen zu unterstützen, und ihn zu nöthigen, dem Könige Genugthuung zu geben.

Man mag sich denken, in welcher Gefahr damals die Religion schwebte; da der Herzog alle seine Truppen in die festen Plätze zurückgezogen hatte, und keine da waren, die es gewagt hätten, dem König in freiem Felde die Spitze zu bieten. Schon waren die katholischen Seelenhirten vertrieben und ihre Pfründen von den Calvinern besetzt; Alles war für die neuen Katholiken zu fürchten, die wahrlich solcher Prüfungen nicht bedurften; als unser Heiliger, ob er auch Alles von den Widersachern zu fürchten hatte, beschloß, gleich einer Mauer für das Haus Israel, zu widerstehen. Das Erste was er that, war, dem König eine sehr ehrerbietige Bittschrift überreichen zu lassen, worin er ihn dringend bat, in diesem Kriege das Interesse der Krone von dem Interesse der Religion zu unterscheiden; sich zu erinnern, daß er der allerchristlichste König sei; und als ältester Sohn der Kirche verpflichtet wäre, sie zu beschützen und seinen Truppen zu verbieten, gegen die Priester

und Katholiken im Chablais und in den Landvogteien irgend Gewaltthätigkeiten zu verüben. Der König antwortete auf diese Bittschrift so günstig, als der apostolische Mann es verlangen konnte; und befahl allen seinen Officieren, ernstlich darüber zu wachen, daß die katholische Religion keinen Nachtheil durch seinen Einfall in die Provinz erlitte.

Da aber der Heilige allenthalben hinging, die Ausführung seiner Befehle zu erwirken, stieß er auf eine Partei, die ihn gefangen nahm und vor den Marquis von Vitry brachte, der im Namen des Königs das Commando in der Provinz führte. Die Menschen hatten hierin eine Absicht; Gott aber hatte eine andere. Als der General vernahm, wer er sei, empfing er ihn mit großer Ehre, und ward von seiner Unterredung und von seiner Sanftmuth so sehr eingenommen, daß er ihm Alles bewilligte was er verlangte; und so bestimmte Befehle ertheilte, daß die Seelenhirten wieder in ihre Häuser und in ihre Pfründen eingesetzt wurden, und die Widersacher genöthiget waren, ihnen zu weichen. Er erbot sich sogar, mit dem König ihn bekannt zu machen und ihn nach Chambery begleiten zu lassen, damit er daselbst ihm aufwarten könnte; der Heilige aber antwortete ihm, nachdem er die tiefe Verehrung geäußert hatte, die er für diesen großen Monarchen hege, „da er ein Unterthan des Herzogs von Savoyen sei, würde er glauben, gegen seine Pflicht zu fehlen, wenn er Seiner Majestät die Aufwartung zu einer Zeit machte, wo er mit den Waffen wider seinen Fürsten in der

Hand, ihm einen Theil seiner Länder hinweggenommen habe, und im Begriffe stehe, ihm auch die noch übrigen hinweg zu nehmen." — Vitry ward durch diese Antwort nicht beleidigt; vielmehr bewunderte er die Festigkeit des Gottesmannes und glaubte an einem Savoyer achten zu müssen, was man unter ähnlichen Umständen an einem Unterthan des Königs gelobt hätte.

Indessen wußte der apostolische Mann die Achtung des Generals gegen ihn so gut zu verwenden, daß es ihm möglich ward, das ganze Bisthum Genf zu bereisen. Dies that er denn auch mit unglaublicher Mühe und zwar mit so gutem Erfolg, daß er fünf und dreißig Pfarreien wiederherstellte, wo er Seelenhirten und Missionaire zurückließ, welche die katholische Religion wider die Anstrengungen ihrer Feinde und Widersacher aufrecht erhielten.

Unterdessen ward der Krieg zu so großem Ruhm für Heinrich IV., als Schaden für den Herzog von Savoyen fortgesetzt. Die Provinz Bresse, die Grafschaft Genf und Savoyen waren erobert; die Citadelle Bourg, Montmellian, die festen Schlösser Conflans und la Charbonniere, die bis dahin als unbezwinglich betrachtet wurden, waren dahin gebracht, daß sie sich ergeben mußten; und da auch die Pässe von Tarontaise und Morienne eingenommen waren, stand dem König der Weg nach Piemont offen. So viele Eroberungen in so kurzer Zeit schreckten den Papst und die Fürsten von Italien auf; sie vermittelten einen Vergleich, bis endlich am 17. Jenner 1601

der Friede zu Stande kam und zu Lyon bekannt gemacht wurde.

Durch diesen Frieden willigte der König ein, daß die Herzoge von Savoyen das Marquisat Saluzzo für ewige Zeiten behielten; und gab auch dem Herzog die eroberten Länder zurück. Zum Tausche für das Marquisat hingegen trat der Herzog dem König und seinen Nachfolgern, den Königen von Frankreich, die Länder Bresse, Bugay, Veromey, die Freiherrschaft Gex und überhaupt alles ab, was längs der Rhone vom Ausgang von Genf an gelegen war. Man machte dem König den Vorwurf, er habe in diesem Tractat von den Fürsten Italiens sich täuschen lassen, die ihn genöthiget hätten, einen Staat abzutreten, der, ob auch von geringem Umfang, ihm den Eingang dahin eröffne, und den Herzog von Savoyen in einer beständigen Abhängigkeit von Frankreich erhielte.

Doch, die Wahrheit zu sagen, gewannen beide Fürsten bei diesem Tausch; der König freilich weit mehr, als der Herzog von Savoyen. Für ein Marquisat, das weit von seinen Staaten entfernt war, in den Savoyischen Staaten eingeklammert lag, nur einen geringen Umfang hatte, und das man nur durch starke Besatzungen erhalten konnte, die zweimal so viel kosteten, als die Einkünfte betrugen, die man daraus bezog, erwarb er ein Land von mehr als fünf und zwanzig französischen Meilen, das an das seinige gränzte; seine Gränzen erweiterte; worin mehr als hundert Adelige wohnten; und das sehr

fruchtbar war und zumal treffliche Weiden hatte, die geeignet waren, Gestütte zu nähren. Andererseits ward der Herzog dadurch, daß er das Marquisat erwarb, einer peinlichen Sorge, ja man könnte sagen eines Schwertes los, von welchem er schwer verwundet wurde. Denn so lange die Franzosen im Besitze desselben waren, durfte er nicht anders als in Begleitung von vier bis fünf hundert Reitern von Turin fortgehen; und er war genöthigt, starke Besatzungen in seinen eigenen Staaten zu erhalten. Dadurch also erhielt er die Freiheit, die er freilich etwas theuer bezahlte.

Uebrigens betrachtete man es als eine Art Wunder, daß die Calviner den Krieg sich so wenig zu Nutzen machten; und daß die katholische Religion keinen Schaden im Chablais erlitt. Die ganze Ehre dessen ward unserm Heiligen zugeschrieben; und wahrlich, nach Gott gebührte solche ihm auch gänzlich; wiewohl man jedoch auch sagen muß, daß ein Theil dieses guten Erfolges der Festigkeit Heinrich IV. zu verdanken war; da dieser Fürst es nie zugeben wollte, daß die Widersacher der katholischen Religion den Krieg, den er wider den Herzog von Savoyen führte, wider dieselben benützten. Er erhielt alle Dinge in dem Stande, worin er sie gefunden hatte; und weder die Nothwendigkeit, in welcher er sich befand, die Hilfstruppen der Calviner anzunehmen, noch auch ihre beständigen und dringenden Aufforderungen waren vermögend, die Einwilligung ihm abzudrängen, ihre Irrlehre wieder in den Orten ein-

zuführen, aus welchem sie war verbannt worden. Dies ist nicht der einzige Beweis der aufrichtigen Bekehrung dieses Fürsten zum katholischen Glauben; wir werden derselben noch mehrere im Verlauf dieser Geschichte finden.

Als nun der Friede, die Ruhe und die Ordnung allenthalben wieder hergestellt waren, da baten die Landvögte von Annecy den Heiligen, die Fastenpredigten in dieser Stadt zu halten. Das Volk, das ihn ungemein liebte, wünschte sehnsüchtig, ihn wieder einmal auf der Kanzel zu sehen, nachdem es seiner Gegenwart schon seit langen Jahren hatte entbehren müssen. Diese Aufgabe war nun allerdings etwas schwer, nach so großen Mühen und Arbeiten, welchen er sich unterzogen hatte. Indessen liebte er das Volk von Annecy zu sehr, seine so herzliche Bitte ihm zu versagen; und schon war er im Begriff, sich auf den Weg dahin zu begeben, als er die Nachricht erhielt, der Graf, sein Herr Vater, sei gefährlich krank. Er war allerdings in einem Alter, wo auch die leichtesten Krankheiten tödlich werden können. Ohne also die Bestättigung dieser schweren Gefahr abzuwarten, begab er sich in aller Eile nach dem Schlosse Sales. Bei seiner Ankunft fand er den Grafen weit übler, als man es ihm gemeldet hatte; und mit großem Verlangen hatte er ihn erwartet, die letzten Sacramente aus seiner Hand zu empfangen. Sein heiliger Sohn erfüllte diese Pflicht mit seiner gewöhnlichen Frömmigkeit und Festigkeit; Tage und Nächte brachte er bei ihm zu; und ob auch sein Herz bei dem An-

blick des Verlustes, den er nun bald erleiden sollte, vom tiefsten Schmerz durchdrungen war, hatte er dennoch Stärke genug, seine gottselige Familie zu trösten, und sogar seinem Vater im Tode Trost zuzusprechen.

Gottes Vorsehung jedoch wollte ihm das bitterste Herzeleid ersparen, das er je hätte empfinden können, wenn er dabei zugegen gewesen wäre. Als alles bereits ohne Rettung verloren schien, fühlte der Kranke sich plötzlich erleichtert; und die Aerzte versicherten, wenn er auch nicht gänzlich wiederhergestellt würde, so würde er doch gewiß so lange leben, daß der Herr Coadjutor die Fastenpredigten zu Annecy abhalten könne. Demnach also reiste er mit der Genehmigung seines Vaters dahin ab. Kaum aber hatte er die ersten Wochen daselbst gepredigt, so brachte man ihm, als er eben die Kanzel besteigen wollte, die Nachricht, sein Vater sei gestorben, und seine in die tiefste Traurigkeit versenkte Familie erwarte ihn, damit er die letzten Pflichten ihm erweise. Er liebte seinen Vater mit der vollen Zärtlichkeit, deren ein so edel gebildetes Herz als das seinige fähig war; und sehr innig war auch er von ihm geliebt worden. Nachdem er nur einen Augenblick im Innern sich versammelt hatte, Gott diesen so schweren Verlust aufzuopfern und den allerhöchsten Anordnungen seiner Gerechtigkeit sich zu unterwerfen, die alle Menschen zum Tode verurtheilte, fühlte er sich stark genug, die Kanzel zu besteigen; und er predigte mit so feurigem Eifer und so großer Geistesgegen-

wart, als ob nichts Herzbrechendes ihm widerfahren wäre. Als die Predigt zu Ende war, kündigte er dann selbst seinen Zuhörern den Verlust an, den er erlitten, und nahm Abschied, seinem Vater die letzten Pflichten zu erweisen.

Da der Heilige keineswegs zu jenen fühllosen Andächtigen gehörte, die sich damit brüsten, hartherzig zu seyn und sogar jenen Empfindungen nicht nachzugeben, deren die Natur am wenigsten sich erwehren kann, erstaunten Alle über seine Festigkeit; noch weit größer aber war ihr Erstaunen, als man sah, daß er nach zwei Tagen zurückkehrte, dort fortzufahren, wo er aufgehört hatte; und seine Fastenreden mit einem Eifer und einer Beredsamkeit beschloß, zu welchen, wie Jedermann weiß, große Freiheit des Geistes erfordert wird. Doch nicht ohne Grund spricht der Apostel: „Der Gerechte lebt aus dem Glauben!" (Röm. 17.) Dieser Glaube erhält ihn unter allen Widerwärtigkeiten des Lebens aufrecht; und hält er ihn auch nicht immer ab, dieselben zu empfinden, so erhebt er wenigstens die Seele zu jenem hohen Grade der Stärke, die den gewöhnlichen Menschen eine Art Unempfindlichkeit bedünkt; die aber eine Wirkung der ehrfürchtigen Unterwerfung unter die Anordnungen der göttlichen Vorsehung ist.

Um diese nämliche Zeit erfuhr der Heilige, die Widersacher der katholischen Religion machten die Abtretung sich zu Nutzen, durch welche die Landvogtei Gex an den König von Frankreich gekommen war.

Dies war eine aus jenen dreien, von welchen bereits früher gesprochen wurde, und wo die katholische Religion geringere Fortschritte als in den übrigen des Bisthums Genf gemacht hatte. Da sie nun, ob auch noch zu diesem Bisthum gehörig, dennoch unter einem andern Landesherrn stand, konnte der Heilige nicht mehr mit dem nämlichen Ansehen darin wirken, das er zur Zeit hatte, wo sie noch dem Herzog von Savoyen angehörte. Ueberdies, da die Rhone solche von den beiden andern trennt, ist auch der Zugang dahin schwieriger; und ohne den Schutz des Königs von Frankreich konnte der apostolische Mann seine Sendung nur mit großer Gefahr dort ausdehnen. Indessen sah er mit äußerstem Leidwesen, daß fünf und dreißig Pfarreien, aus welchen diese Landvogtei bestand, theils in den Irrthum verflochten, theils nahe daran waren, abermal von der Kirche getrennt zu werden.

Dies brachte ihn auf den Gedanken, eine Reise nach Paris zu machen, von dem König Heinrich die Erlaubniß zu erwirken, an der Bekehrung der Völker dieser Landschaft zu arbeiten; wie er dies im Chablais und in den beiden andern Landvogteien gethan hatte. Er trug dies Vorhaben seinem Bischof vor, der nicht geringeren Eifer für den Glauben hatte, als er; der jedoch minder im Stande war, thätig zu wirken.

Eine besondere Ursache bestärkte ihn in diesem Vorhaben. Gewiß ist's, daß seine seltenen Eigenschaften und sein glänzender Ruf, den des Bischofs

von Genf verdunkelten. Wie achtsam er auch war, Alles nur in Abhängigkeit von ihm und auf seinen Befehl zu thun, hatte er dennoch wahrgenommen, daß Einige aus den Hausgenossen des Bischof mißtrauisch geworden waren, und seine Eifersucht zu reizen suchten. Er war zwar überzeugt, daß die Tugend des Bischofs ihn über derlei Eindrücke erhob; da er aber auch die tiefe Empfindlichkeit des menschlichen Herzens, und die Neigung alter und gebrechlicher Personen kannte, sich leiten zu lassen, erachtete er wohl zu thun, wenn er aus den Augen desselben sich als einen Gegenstand entfernte, der ihm zuletzt mißfällig werden könnte. Er trug ihm also sein Vorhaben vor, an den französischen Hof zu reisen; doch hütete er sich wohl, ihm alle Gründe anzugeben, und sprach nur mit ihm von der Bekehrung der Landvogtei Gex, und von der Nothwendigkeit, durch die Autorität des Königs von Frankreich unterstützt zu werden, um mit Erfolg zu wirken.

Der Bischof hieß seine Absicht und den Beweggrund desselben gut; und um ihm mehr Ansehen zu verschaffen, berief er eine allgemeine Versammlung der Geistlichkeit des Bisthums zusammen, um ihn nach dem französischen Hofe abordnen zu lassen. Als ihm nun der Deputationsact war übergeben worden, ordnete er Alles zu seiner Abreise an, und reiste wenige Tage hernach ab. Da es ihm aber zur glücklichen Ausführung seiner Absicht nothwendig war, sich Freunde bei Hofe zu machen, reiste er über Burgund, daselbst den Freiherrn von Luz zu besuchen,

der königlicher Commandant in dieser Provinz war, und ihn um Empfehlungsschreiben an seine Freunde bei Hofe zu ersuchen. Er kannte diesen Herrn ins besondere; der auch gegenseitig viele Freundschaft für ihn hatte. Er traf ihn zu Dijon an, und ward mit Beweisen großer Achtung und Verehrung empfangen. Die Ehren die er ihm bezeigte, erwirkten ihm Besuche und Complimente von den vorzüglichsten Mitgliedern des Parlaments; und er erwarb ihr Wohlwollen in so hohem Grade, daß er seitdem dahin zurückkehren mußte, ihre Sehnsucht zu befriedigen, ihn wieder zu sehen und zu hören.

Der Freiherr gab ihm alle nothwendigen Schreiben an Solche mit, die den meisten Einfluß bei Hofe hatten; er schrieb sogar an Seine Majestät ihn zu empfehlen, und sagte dem König so viel Gutes von dem Coadjutor von Genf, daß er das Gemüth dieses Fürsten zu jener hohen Achtung vorbereitete, von welcher er ihm nachmals so ausgezeichnete Beweise gab, daß sie den Neid mehrerer mächtiger Personen ihm zuzogen, die seinen Untergang beschlossen. Es wäre ihnen dies vielleicht auch gelungen, wenn er mit einem minder erleuchteten Fürsten zu thun gehabt hätte; oder vielmehr, wenn seine Tugend ihn nicht sogar vor dem Verdacht des Verbrechens geschützt hätte, das man ihm zur Last zu legen suchte.

Wie große Ursache der Heilige aber immerhin hatte, auf die Empfehlung des Freiherrn von Luz zu rechnen, glaubte er dennoch, weil es einem Anliegen

der Religion galt, und er einen ausdrücklichen Auftrag vom Papste hatte, an der Bekehrung der Landvogtei Gex zu arbeiten, er müsse sich auf das Ansehen des Bischofs von Camerino, Nuntius des Papstes an dem Hofe des Königs von Frankreich stützen. Der erste Besuch also, den er zu Paris abstattete, war bei diesem Prälaten, den er zu Rom kennen gelernt hatte. Er gab ihm Auskunft über den Gegenstand seiner Reise, und bat ihn um seinen Schutz bei dem König. Der Nuntius, der des großen Ansehens nicht vergessen hatte, in welchem der Coadjutor von Genf bei dem Papste stand, sicherte ihm denselben in seinem ganzen Umfang zu, und nahm es auf sich, ihn selbst bei Seiner Majestät aufzuführen. Sie begaben sich mit einander zur Audienz. Der eben so fein gebildete Weltmann als große Heilige becomplimentirte den König auf eine Weise, die ihm die Hochachtung des ganzen Hofes gewann; und überreichte dann die Schreiben des Bischofs von Genf und des Freiherrn von Luz; der Nuntius aber erklärte hierauf in einer etwas längern Rede den Grund, der ihn verpflichte, seine Zuflucht zu dem Schutze Seiner Majestät zu nehmen; was der Heilige in seiner Anrede nur in gedrängter Kürze gethan hatte.

Der König, ein eben so trefflicher als großer Fürst, empfing ihn mit jener Herzensgüte, um welcher willen sowohl seine Völker als die Fremden ihn vergötterten; hörte ihn günstig an; sagte ihm, er habe des vielen Guten nicht vergessen, das er von ihm gehört habe, als er in Savoyen gewesen; und

wies ihn endlich an den Staatssecretair von Villeroy, dem er befahl, ihm Bericht über die Vorschläge zu ertheilen, die der Coadjutor von Genf ihm eröffnen werde.

Die Calviner waren damals an dem Hofe Frankreichs sehr mächtig; die Freiheit, die sie durch das Edict von Nantes erhalten hatten, ihre Religion öffentlich zu bekennen, hatte eine große Menge derselben dahin angezogen; Viele aus ihnen standen in hohen Aemtern und Würden; mehrere der größten Herrn des Hofes gehörten zu ihrer Partei; und der König selbst, der in derselben war erzogen worden, konnte, ob er auch ein aufrichtiger Katholik war, dennoch in Anbetracht der wichtigen Dienste, die sie ihm geleistet hatten, nicht umhin, sie zu begünstigen; ihr Einfluß hielt dem der Katholiken das Gleichgewicht, ja er wog ihn sogar nicht selten auf. Sonach also konnte der Heilige bei der Ausführung seiner Absichten nur auf große Hindernisse stoßen.

Wirklich auch verwarf, als er angefangen hatte mit Villeroy über seine Angelegenheit zu sprechen, der Staatssecretair seinen Vorschlag sogleich, die katholische Religion in der Landvogtei Gex wieder einzuführen; und sagte ihm: dies Land gehöre erst seit sehr kurzer Zeit zu Frankreich; und es sei zu weit von dem Mittelpunct der Monarchie entfernt, als daß man darin eine so bedeutende Aenderung vornehmen dürfe; es könne dies nur dahin führen, die Regierung verhaßt zu machen, und die Völker zum Aufruhr zu bewegen; was ihnen um so leichter

wäre, als Genf und die Schweizer nicht säumen würden, ihre Empörung zu unterstützen. Der König, der in dem Tractate von Vervins die Schweizer unter seine Verbündeten habe einbegreifen lassen, würde sich nicht entschließen können, mit ihnen zu brechen; das durch bürgerliche und auswärtige Kriege erschöpfte Frankreich bedürfe der Ruhe; der König habe das Edict von Nantes, das die Calviner so sehr begünstige, nur erlassen, um sie dahin zu bewegen, daß sie die Waffen niederlegten; was er nun vorschlüge, sei mehr als genug, um sie zu bewegen, dieselben neuerdings zu ergreifen. Mehrere unter ihnen, die kein anderes Handwerk als den Krieg kännten, wären des Friedens bereits überdrüssig; es bedürfte für sie nichts als eines Vorwandes, denselben zu brechen; sie würden nicht säumen, ihren Brüdern zu Hilfe zu kommen; und so würde man, statt die katholische Religion wiederherzustellen, nur das Kriegesfeuer wieder anzünden, das man mit so großer Mühe gelöscht habe; und den Calvinismus um so mehr bestätigen, als man sich vergebliche Mühe gegeben hätte, solchen auszurotten.

Er fügte bei: er sei ein viel zu eifriger Katholik, um die Wiederherstellung der katholischen Religion nicht an allen Orten zu wünschen, aus welchen sie wäre verbannt worden; allein man müsse von der Zeit die Umstände erwarten, die einem so großen Vorhaben günstig wären; und bei Staatsgeschäften sei es besser, nichts zu unternehmen, als eine Unter-

nehmung zu wagen, ohne versichert zu seyn, daß dieselbe gelingen werde.

Auf diese Rede antwortete der apostolische Mann: Niemand habe je gezweifelt, daß ein so mächtiger Fürst als der König von Frankreich, im Stande sei, in seinen Staaten zu thun, was der Herzog von Savoyen mit so großem Ernst und Erfolg in den seinigen gethan habe; er habe dem Staatsrathe des Herzogs beigewohnt, als darin die Wiederherstellung der katholischen Religion im Chablais und in den Landvogteien Gaillard, Terny und Gex in Vorschlag gekommen sei; mehrere aus den abstimmenden Räthen seien auf den nämlichen Hindernissen bestanden, die er so eben angegeben habe; der Herzog jedoch, der ein sehr einsichtsvoller Fürst wäre, habe keine Rücksicht darauf genommen; ja selbst heute, wo er die Ehre habe mit ihm zu sprechen, würde er, wenn die Landvogtei Gex noch zu den Staaten des Herzogs gehörte, keinen Anstand nehmen, unter seinen Befehlen an dem großen Werke zu arbeiten, das er ihm vorschlage; er kenne die Völker und das Land; und er bitte ihn um die Gnade, sich auf das zu verlassen, was er ihm sagen werde. Die Völkerschaften von Gex wären nicht im Stande, sich zu empören; an ein ruhiges Leben gewöhnt, fürchteten sie die Gefahren und Verheerungen des Krieges mehr als Alles, was sonst ihnen widerfahren könnte; sie wären in Ansehung Frankreichs etwas so gänzlich Unbedeutendes, daß sie es nicht einmal wagten, sich auch nur von fern in den Sinn kommen zu lassen, wider dasselbe

sich zu empören. Dazu auch wäre beinahe der ganze Adel katholisch, und folglich bereit, des Königs Befehle auszuführen; so daß sie im Nothfall nicht einmal ein Oberhaupt finden würden, sie zu befehligen. Die Republick Genf finde zu großen Vortheil darin, den Schutz Frankreichs sich zu erhalten, als daß sie es je wagen wollte, dem Willen des Königs sich zu widersetzen; und auch den Schweizern wäre die Allianz mit Seiner Majestät zu nothwendig, um der Gefahr sich auszusetzen, dieselbe durch Unterstützung einiger Rebellen zu brechen; man könne schon aus ihrer Furcht schließen, mit dem Herzog von Savoyen sich dadurch zu veruneinigen, daß sie die Flüchtlinge vom Chablais aufnähmen, ob sie je gesonnen wären, mit Frankreich zu brechen.

Er fügte noch bei: es sei ganz und gar nicht seine Absicht, daß man irgend Zwang gegen die Völker der Landvogtei Gex anwende; sondern blos, daß sie auf gleichen Fuß mit dem übrigen Frankreich gesetzt würde; denn da sie nun mit demselben vereiniget wäre, sei es billig, daß sie auch die Gesetze desselben befolgte; die nämlichen Edicte, welche beinahe überall die freie Ausübung der sogenannten reformirten Religion gestatteten, ordneten auch an, die katholische Religion sollte an allen Orten wieder eingeführt werden, aus welchen sie wäre verbannt worden; in diesem Falle aber befände sich die Landvogtei Gex; da man nicht läugnen könne, es sei noch kein Jahrhundert, daß die katholische Religion die einzige gewesen sei, die man in dem Lande be-

kannt habe. Er bitte ihn also innigst, bei Seiner Majestät zu erwirken, daß er unter königlichem Schutze an der Bekehrun gdieser Völker arbeite, die zu dem Bisthum Genf gehörten; daß es ihm erlaubt werde, Missionaire dahin zu senden; und daß er die Wiederherstellung der alten Religion begünstigen wolle, die der König selbst auf so erbauliche Weise bekenne. Beschütze er die Sache Gottes, so werde Gott sein Beschützer und die Stütze seines Thrones seyn; und es nie zulassen, daß seine guten Absichten durch Revolutionen und Ereignisse durchkreuzt würden, welche keine menschliche Klugheit vorhersehen kann. Man müsse der Vorsehung etwas überlassen, und überzeugt seyn, daß sie niemals die Fürsten verlasse, die ihre Autorität für eine so gerechte Sache als die der katholischen Kirche anwenden.

Die Rede des Heiligen gefiel Herrn von Villeroy so wohl, daß er solche schriftlich von ihm verlangte; und da er solche ihm auf der Stelle gab, verhieß ihm derselbe, Seiner Majestät einen so günstigen Bericht zu erstatten, als er solchen nur immer verlangen könne. Die Abreise des Königs nach Fontainebleau verhinderte ihn, dies so bald zu thun, als er es gern gethan hätte; und der Heilige sah auf solche Weise sich genöthiget, länger zu Paris zu verweilen, als es in seiner Absicht gelegen war.

Während er aber so wirksam für die Kirche arbeitete, wirkte Gottes Vorsehung anderseits, seinen Ruf auf jene gewaltige Weise wiederherzustellen, welche auch die schwierigsten Unternehmungen zu

Stande bringt. Der Hof und die Stadt Paris schienen gleichsam mit einander zu wetteifern, wer ihm größere Achtung bezeugen könne. Die den König nach Savoyen begleitet hatten, verkündigten öffentlich, was sie dort von seiner Frömmigkeit, von seiner Wissenschaft, von seinen unermeßlichen Arbeiten und Leiden für die Wiederherstellung der katholischen Religion im Chablais und in den Landvogteien erfahren hatten; so wie auch von den Gefahren, die er daselbst gelaufen und von dem Hochsinne, in welchem er sein Leben so oft für die Aufrechterhaltung des Glaubens ausgesetzt habe. Andere erzählten von seinen Conferenzen mit Beza; von den Vortheilen, die er über ihn errungen; und von der Nothwendigkeit, in die er diesen berühmten Wortsdiener versetzt habe, in die katholische Kirche zurückzukehren, wenn er den Regungen seines Gewissens gefolgt wäre; oder vielmehr, wenn nicht eine falsche Ehre und zeitliche Bequemlichkeiten sich widersetzt hätten. Die Prinzessinen Maria von Luxenburg, Herzogin von Mercoeur, die eben zu Rom war, als er in den oben erwähnten Angelegenheiten dahin kam, erzählte mit großem Vergnügen allenthalben von der Achtung und dem Ansehen, in welchen sie ihn bei dem Papste und bei den Cardinälen gesehen; und von dem Rufe eines der gelehrtesten Männer des Jahrhunderts, den er daselbst durch die gelehrten Antworten sich erworben habe, die er auf die Fragen gegeben, welche in jener Prüfung ihm waren aufgegeben worden, von welchen wir schon früher gesprochen haben.

Was man an ihm sah, stimmte so genau zu dem was man von ihm hörte; und sein Wandel entsprach der hohen Meinung so übereinstimmend, die man von seiner Tugend hatte, daß man mit dem Gedanken umging, ihn in Frankreich zu behalten, und ihm ein bedeutenderes und minder mühevolles Bisthum als das Bisthum Genf anzutragen.

Um die nämliche Zeit erfuhr man, der Prediger, welcher war ernannt worden, in der nahen Faste vor dem Hofe zu predigen, sei wegen eines Vorfalles, der ihn getroffen, in die Unmöglichkeit versetzt worden, die Fastenreden zu halten. Sogleich ward nun beschlossen, seine Stelle an den Coadjutor von Genf zu übertragen; und die Herzoginnen von Mercoeur und von Longueville nahmen es auf sich, ihm diesen Antrag zu thun. Er wies anfangs denselben wegen der Kürze der Zeit ab, die ihm bleibe, sich gehörig vorzubereiten; endlich aber gab er dennoch ihren dringenden Bitten in der Hoffnung nach, irgend Frucht an einem Orte zu wirken, wo ein so geübter und so uneigennütziger Prediger wie er, sehr nothwendig war.

Wirklich auch war der französische Hof nicht nur voll der Calviner, sondern auch voll gottloser und ausschweifender Menschen, die der langwierige Bürgerkrieg als unglückselige Früchte hervorgebracht hatte. Seine Predigten zum Nutzen Aller einzurichten, nahm nun der Heilige sich vor, die Häresie und die Gottlosigkeit zugleich zu bestreiten. So wenig irgend Niedriges und Kriechendes in seinen Re-

den war, so wenig auch war darin Geziertes und allzu weit Hergeholtes; Alles darin war ernst, stark, sinnreich, gründlich und voll jener majestätischen Beredsamkeit, die dem Worte Gottes so wohl geziemt, und von welcher die Propheten uns so treffliche Muster hinterließen. Beständig studierte er dieselben; oder eigentlicher gesprochen, waren sie der Gegenstand seiner Gebete und Betrachtungen. Denn nie las er die heilige Schrift anders, als auf den Kni en und mit so tiefer Ehrfurcht, als ob Gott selbst, ohne Schleier und mit enthülltem Angesicht zu ihm gesprochen hätte.

Voll der großen Ideen, von welchen dies wunderbare Buch gleichsam ein fruchtbarer Quell ist, zielten, statt der Unwissenheit und dem Laster zu schmeicheln, oder aus zeitlichen Rücksichten solche nur oberflächlich zu berühren, alle seine Absichten in seinen Predigten nur dahin, die Seelen der tiefen Unwissenheit zu entreißen, in die er sie versunken sah; Irrsale und Laster auszurotten; die Gemüther durch die Furcht vor den göttlichen Gerichten aufzuschrecken; sie dahin zu führen, ihres Heiles ernstlich zu gedenken; und endlich die Härte ihrer Herzen dadurch zu erweichen, daß er sie zu einer gründlichen Bekehrung und zu wahrer Besserung ihres Lebens bewegte.

Diese wichtigen Gegenstände handelte er in seinen ersten Predigten ausführlich ab; da er aber sah, daß, über die Schöne seiner Sittenlehre entzückt, sowohl Katholiken als Calviner um die Wette in seine Predigten strömten, schlug er nun die Controverse

ein; auf eine Weise jedoch, die um so nützlicher wirkte, als sie weniger gewöhnlich war. Er verlegte sich nicht eigens darauf, die besondern Lehrsätze der Calviner zu bestreiten; er griff die Secte in ihrer ersten Begründung an, zeigte augenfällig, daß sie nicht die wahre Kirche sei, noch seyn könne, und daß man folglich auch sein Heil nicht darin wirken könne; dies aber bewies er dadurch, daß er darlegte, ihre Oberhäupter seien ohne kirchliche Gewalt, und ihre Diener ohne rechtmäßige Sendung.

Hierüber führte er an, was Beza selbst in seinen Schilderungen erzählte. Nach dem Tode Pavena's, des ersten vorgeblichen Märtirers der sogenannten reformirten Kirche, wären seine Jünger, die aus lauter hin und wieder zerstreuten Handwerkern und Laien bestanden, die Ersten gewesen, welche die sogenannten reformirten Kirchen zu Metz, zu Orleans, zu Senlis und zu Aubigny errichtet hätten. Dieser Thatsache fügte er noch bei, was der nämliche Beza in seiner Geschichte erzählt; nämlich: daß Peter Leclerc, ein Wollkämmer seines Handwerks, von einer Schaar Wollkämmer und Walker zum Wortsdiener zu Meaux eingesetzt wurde; daß die calvinische Kirche zu Paris selbst keinen rechtmäßigern Ursprung habe; daß ihr erster Wortsdiener ein junger Mann, Namens Masson la Riviere, eben so von einer Gesellschaft Laien zum Wortsdienste berufen wurde; daß die meisten ihrer Kirchen ganz auf die nämliche Weise, das heißt, von Leuten errichtet wurden, die weder Ansehen noch die kirchliche Ge-

walt hatten, rechtmäßige Hirten einzusetzen; und daß die heutigen Wortsdiener, die von diesen abstammten, kein größeres Ansehen haben könnten, nämlich, daß sie gar keines hätten; da sie ihre Gewalt von Leuten empfingen, die selbst keine hatten.

Diese Thatsachen, die das Ansehen Beza's unterstützte, waren übrigens auch so öffentlich und so allgemein bekannt, daß es gar nicht möglich war, solche in Abrede zu stellen.

Dann sagte er: die Calviner könnten sich nur dann rechtfertigen, wenn sie durch die heilige Schrift, die ihnen zufolge die einzige Glaubensregel wäre, bewiesen, daß Laien die Gewalt haben, rechtmäßige Hirten einzusetzen; zugleich aber forderte er sie auf, dies zu thun; und behauptete ihnen ins Angesicht, sie könnten darin nicht eine einzige Stelle noch ein einziges Beispiel finden, das zu ähnlichen Einsetzungen berechtige. Ja er führte auf der Stelle mehrere an, die das Gegentheil bewiesen; und zeigte, daß seit mehr als sechzehn hundert Jahren, nämlich von Christus angefangen bis auf unsre Zeiten, die Kirche derlei Einsetzungen immer verworfen und sie immer als unrechtmäßig verdammt habe; ohne daß man irgend eine christliche Gesellschaft zeigen könne, die solche gut geheißen habe.

Hieraus schloß er dann, daß, wo keine rechtmäßige Sendung und Einsetzung, daselbst auch keine Hirten; und wo keine Hirten, dort auch keine Sacramente; und wo keine Sacramente, auch keine

wahre Kirche sei; dies aber sei die eigentliche Lage der Calviner.

Diese Rede, die von der Beredsamkeit, von den Sinnbildern und besonders von dem Ansehen der heiligen Schrift, der Väter und der Kirchengeschichte unterstützt war, machte einen tiefen Eindruck auf den Geist der Völker, die für den Calvinismus eingenommen waren. Man schickte sich vergeblich an, darauf zu antworten; die Wortsdiener, bei welchen man sich Raths erholte, kamen nicht mit einander überein; Einige behaupteten, sie hätten die gewöhnliche Sendung gehabt; Andere beriefen sich auf eine außerordentliche Sendung; da sie es aber nicht vermochten, auf die Einwendungen zu antworten, die man ihnen entgegen stellte, stand es nicht in ihrer Macht zu verhindern, daß man deutlich einsah, sie hätten das Hirtenamt sich angemaßt, ohne unter sich selbst überein kommen zu können, welches Recht sie gehabt hätten, es zu thun.

Die Verlegenheit der Wortsdiener über eine Frage von so großer Wichtigkeit, und von welcher die Rechtfertigung alles dessen abhing, was sie wider die katholische Kirche gethan hatten, war Etwas, woran Viele großes Aergerniß nahmen. Zu dieser Anzahl gehörte die Gräfin Perdrieuville. Diese Dame war Eine von jenen vorgeblich gelehrten Frauen, deren ganze Wissenschaft auf ein starkes Vorurtheil, auf einen beinahe unüberwindlichen Starrsinn und auf einige übel verstandene Stellen der heiligen Schrift sich beschränkte, die sie jeden Augenblick an-

führte. Sie hing nicht nur mit ganzem Gemüthe an der neuen Secte; sondern ihre Achtung gegen die Wortsdiener ging auch bis zur Bewunderung. Zufall oder Vorwitz führte sie in die Predigt des Heiligen, von welcher wir nun sprechen. Sie ward tief davon ergriffen; die Wortsdiener, die sie darüber befragte, gaben ihr keine genügenden Antworten; dies bewog sie zu dem Heiligen zurückzukehren, und ihn dann um eine besondere Unterredung zu ersuchen. Hier zeigte er sich in seiner ganzen Stärke; er entwarf gleichsam nur auf der Kanzel, was er in der Unterredung dann immer vollendete. Durch seinen so beständigen Umgang mit den Calvinern hatte er erfahren, daß Vorurtheil und Vermessenheit die größten Hindernisse an ihrer Bekehrung waren; und daß Demuth und Gelehrigkeit bei ihnen meist ganz unbekannte Tugenden sind. Gewöhnt, Schiedsrichter über ihren Glauben zu seyn, und nur dem Ansehen der Schrift sich zu unterwerfen, deren Ausleger sie selbst sind, erachteten sie, sie seien über jeden Unterricht erhaben; was wahrlich eine entsetzliche Vorbereitung ist, den Irrthum abzulegen, um den Weg der Wahrheit zu betreten.

Mit allen diesen Hindernissen hatte der Heilige bei dem Unterricht der Gräfin zu kämpfen. Doch bekehrte er sie endlich so vollkommen, daß sie ihre sehr zahlreiche Familie in die katholische Kirche zurückführte. Auf ihre Bekehrung folgte die des edlen Hauses von Raconis; aus welchem Einer, tiefer denn die Uebrigen ergriffen, in einen geistlichen Orden

trat, worin er bis an sein Ende ein sehr gottseliges Leben führte.

Diese Rede, von welcher hier die Rede ist, war nicht die einzige über diesen Gegenstand; er hielt derselben mehrere und von gleicher Stärke; und da Gott fortfuhr, seinen Eifer zu segnen, bekehrte er Calviner in so großer Anzahl, und zwar Solche, die zu den Verstocktesten gehört hatten, daß der Cardinal du Perron, der dessen Zeuge war, sich nicht enthalten konnte, zu sagen: „Es gibt keinen Häretiker, den ich nicht gewiß versichert wäre, zu überzeugen; aber sie zu bekehren, dies ist eine Gabe, die Gott nur dem Herrn Bischof von Genf vorbehalten hat.„

Wahr ist es allerdings, daß er, abgesehen von seiner Gewandtheit und seinen gründlichen Studien, in Gegenständen, welche die Controverse betrafen, mit einer erstaunlichen Gnade und Salbung redete, und ganz wundersam in die Gemüther einzudringen wußte. Seine Geduld und seine unvergleichbare Sanftmuth gewann ihm alle Herzen; und sogar die Calviner, die ihn als den Zerstörer ihrer Religion betrachteten, konnten sich nicht erwehren, ihn zu achten und zu lieben.

Doch die Bekehrung der getrennten Brüder war nicht die einzige, woran er mit glücklichem Erfolg arbeitete; nicht minder gelang es ihm, mehrere sehr ausschweifende Katholiken zu bekehren, die in ihren Lastern gealtert waren, und eben darum an ihrem Heile beinahe verzweifelten. Krankheiten des Her-

zens sind nicht minder schwer zu heilen als Krankheiten des Geistes; ja es ist oft leichter, letztern zu erleuchten, als das erste von einer veralteten Gewohnheit zu befreien. Ist einmal der Irrthum erkannt, dann haßt man ihn und entsagt demselben ohne sonderliche Mühe; doch nicht eben so verhält es sich mit der Neigung zur sinnlichen Lust; mag man immerhin den Mißbrauch derselben erkennen, man liebt sie darum nicht minder; und der überzeugte Geist reißt das Herz nicht immer nach sich; man kennt und fühlt sein Uebel, und kann sich nicht entschließen, davon zu genesen.

Der Heilige hatte hierüber einen Grundsatz, den man nie zu sehr befolgen kann; er sagte: man dürfe dem Laster nicht schmeicheln, aber man müsse der Sünder schonen. Er entwarf die schrecklichsten Schilderungen von der Sünde; aber er konnte es nicht dulden, daß man die Tugend auf eine Weise schilderte, die nur dahin wirkte, dieselbe verhaßt zu machen, oder davon abzuschrecken. Umgekehrt wollte er, daß man Alles aufbieten sollte, allen ihren Liebreiz zu entfalten; und hatte er durch die Furcht vor den göttlichen Gerichten und durch die unglückseligen Folgen eines ausschweifenden Lebens die Gemüther mit Schrecken erfüllt, dann sprach er auf so lieblich ergreifende Weise von dem Frieden des Herzens, von der Tyrannei der Leidenschaften, von der Freude eines guten Gewissens und von jener himmlischen Seligkeit, die man schon hienieden empfindet, und die aus der Hoffnung des künftigen ewigen Lebens

hervorgeht, daß man des Verlangens sich nicht enthalten konnte, tugendhaft zu werden. Er behauptete, ein bitterer Eifer habe mehr Seelen ins Verderben gestürzt als gerettet; und er wisse aus Erfahrung, daß viele Menschen, die bereit waren, das Laster zu verlassen, aus einer Art Verzweiflung sich in dasselbe zurückgestürzt hätten, die aus einer zu wenig schonenden Leitung, zumal im Anfang ihrer Bekehrung, entstanden wäre.

Strenge gegen sich selbst, hatte er für Andere nichts denn Sanftmuth. Es war dies keineswegs eine weichliche Willfährigkeit, die dem Laster unter dem Vorwand schmeichelt, des Sünders zu schonen; es war ein weises Betragen, das nach den verschiedenen Bedürfnissen des Nächsten sich richtete. Oft beweinte er vor seinen Beichtkindern die Sünden, die sie selbst nicht beweinten; und flößte durch sein Beispiel ihnen den Schmerz, den sie empfinden, und das Betragen ein, das sie beobachten sollten, die Rückfälle in die Sünde zu vermeiden. Er übte an sich selbst die Strenge der Bußwerke aus, die sie sich nicht entschließen konnten zu üben, und erlangte ihnen dadurch von Gott den Geist der Buße, oder bewog sie, derselben sich zu unterwerfen; er vermischte seine Thränen mit den Thränen Derjenigen, die er wahrhaft gerührt sah; er wachte, betete, fastete, und linderte ihre Leiden dadurch, daß er solche mit ihnen theilte. Fand er aber starke, von der Welt gelöste Seelen, die fähig waren, Alles für Gott zu unternehmen, dann war seine Leitung

höchst ernst, fest und wunderbar; er führte sie auf den Wegen der erhabensten Heiligkeit, wie wir aus seinem Benehmen gegen die Freiin von Chantal sehen werden.

Durch diese so weise Führung ward er Allen Alles, und gewann Gott eine zahllose Menge Seelen, die durch eine strengere und minder schonende Führung wahrscheinlich verloren gegangen wären. Die Menschen sind natürlicher Weise frei; nimmer können sie der Unabhängigkeit vergessen, für welche sie ursprünglich waren erschaffen worden; Strenge schreckt sie zurück; Sanftmuth gewinnt sie. Glückselig Diejenigen, die, von Gott zur Führung der Seelen berufen, so weise sind, eine zu weichliche, und nicht minder eine allzu strenge Leitung auf gleiche Weise zu vermeiden.

Als die Faste zu Ende war, sandten die Herzoginnen von Longueville und von Mercoeur, die nicht zweifelten, daß der Heilige, der nur ein geringes Einkommen hatte, und dessen ungeachtet, oft sogar über seine Kräfte, Almosen gab, an manchen Dingen Mangel leiden müsse, ihm durch einen adeligen Herrn eine sehr reiche Börse voll glänzender Goldthaler. Der Heilige sah die schöne Arbeit der Börse an, ohne solche zu öffnen; gab sie dann dem Herrn zurück und bat ihn, den Fürstinnen in seinem Namen für die Ehre zu danken, die sie ihm erzeigt hätten, seinen Predigten so fleißig beizuwohnen, und durch ihr gutes Beispiel zu den guten Früchten mitzuwirken, die solche etwa hätten hervorbringen

können; dies wäre die ganze Belohnung, die er in dieser Welt dafür erwarte; und er gebe umsonst, was er von Gottes Güte so freigebig empfangen habe. Der Ueberbringer bestand darauf und sagte ihm: die Fürstinnen hätten ihm ausdrücklich verboten, diese Börse zurück zu bringen. Der Heilige antwortete: wenn sie Anstand nähmen, zurück zu nehmen, was sie die Absicht gehabt hätten, Gott in der Person Eines seiner Diener zu opfern, würden sie Ihm eine weit wohlgefälligere Opfergabe darbringen, wofern sie solche an die Armen ausspendeten, die derselben mehr bedürfen als er. Eben so wies er auch mehrere andere bedeutende Geschenke ab, welche Personen aus den höchsten Ständen ihm zusandten. Eine so große Uneigennützigkeit vermehrte seinen Ruf in so hohem Grade, daß man zu Paris nur von dem heiligen Bischof von Genf redete; denn man nannte ihn nicht anders; und man stritt sich beinahe darum, unter seine Leitung sich zu begeben; und nahm seine Ermahnungen gleich Aussprüchen auf, die aus Gottes Munde selbst hervorgingen.

Einige Tage nach Ostern kam der König nach Paris zurück. Der Heilige erwartete, er würde ihm Audienz über die Angelegenheit ertheilen, über welche er mit dem Staatssecretaire Villeroy sich besprochen hatte. Doch Heinrich, der den Cardinal du Perron mit den größten Lobsprüchen von den trefflichen Reden hatte sprechen hören, die er während der Fastenzeit in der Capelle des Louvre gehalten

hatte, bekam Lust, ihn selbst zu hören. Die Abgeordneten von Genf, die damals wichtiger Geschäfte wegen bei Hofe waren, wohnten dieser Predigt bei. Der heilige Gottesmann übertraf sich selbst; und der König ward so sehr über seine Rede entzückt, daß er gegen die Abgeordneten sich hinwendete, und nach dem Schluß der Predigt ganz laut zu ihnen sagte: „Nun, meine Herren, was sagen Sie zu dieser Predigt Ihres Bischofs?" — „Sire", antwortete Einer aus ihnen, „hätte der Herzog von Savoyen so gute Gründe wider uns, so würden wir den bischöflichen Stuhl bald zurückstellen, und wären vielleicht alle von seiner Religion." — Der König fügte bei: sie hätten recht; und er habe niemals einen Prediger gehört, der ergreifender vortrage, mehr Salbung hätte, und dessen Leben und Werke besser bekräftigten, was er predige. Man glaubte, er habe schon damals die Absicht gehabt, ihn in Frankreich zurück zu behalten, und ihm ein ansehnlicheres Bisthum zu geben; was auch unfehlbar geschehen wäre, wenn seine Demuth den Absichten des Königs sich nicht widersetzt hätte.

Um diese nämliche Zeit lief die Nachricht von dem Tode Philipp Emmanuels von Lothringen, Herzogs von Mercoeur ein. Dieser Fürst hatte Weissenburg in Siebenbürgen Mahomet III. entrissen, und bei seiner ersten Reise nach Ungarn dem Kaiser auf eigene Unkosten Truppen zugeführt. Seine glänzenden Thaten hatten Rudolph II. bewogen, ihn zum General bei seinen Heeren zu ernennen; und er starb

zu Nürnberg, als er eben von der Vertheidigung der Festung Kanischa zurückkehrte, die von den Türken belagert war. Da er ein Schwager Heinrichs III., des Vorgängers des regierenden Königs von Frankreich war, befahlen Seine Majestät, ihm alle Ehren zu erzeigen, die einem Prinzen von königlichem Geblüte gebühren. Die Herzogin von Mercoeur, seine Witwe, ließ nichts außer Acht, ihren Schmerz zu bezeugen und das Andenken eines so großen Fürsten zu ehren. Sie ließ alle Vorkehrungen zu seinem Leichenpomp in der Kirche zu unsrer Lieben Frau zu Paris treffen, und den heiligen Franz von Sales bitten, seine Leichenrede zu halten. Er hielt also in Gegenwart der Prinzen und der Prälaten von Frankreich und eines zahllosen Volkes diese vortreffliche Rede, die hernach auch in öffentlichem Druck erschien.

Er ertheilt darin diesem tapfern Fürsten gerechte Lobsprüche, die er durch sein Leben, das er Gottes und der Religion wegen so oft ausgesetzt, und durch sein Blut verdiente, das er um eben dieser Sache willen so oft vergossen hatte; ganz besonders aber erhob er seine Gottesfurcht, seine Frömmigkeit, seine Mäßigung im Glück und bei seinen Eroberungen, seine Menschlichkeit gegen die Besiegten, seine Freundlichkeit gegen die Kriegesleute, seine Sorgfalt ihres Lebens zu schonen; seine Zartherzigkeit gegen die Armen; und die Gerechtigkeit, die er den Völkern so pünctlich erwies, als ob er ihr Vater, und nicht ein General wäre, welchen die Nothwendigkeit

oft gleichsam nöthigte, große Ungerechtigkeiten zu dulden.

Er schloß: daß es, wenn Laster die Menschen entehren, von was immer für einem Stande sie seyn mögen, den Großen zu noch weit größerer Schande gereicht, lasterhaft zu seyn; daß sie, je mehr sie den Augen der Menschen ausgesetzt sind, und je höher sie über Andere stehen, um so aufmerksamer seyn müssen, nichts zu thun, das des Ranges unwürdig sei, zu welchem Gott sie erhoben hat; daß eine ungeschliffene, nur von verhaßtem Stolz unterstützte Größe nichts als Verächtliches an sich trägt; daß wir, je mehr wir von Gott empfingen, auch um so dankbarer gegen Ihn seyn sollen; daß die Könige selbst es sich zur Ehre halten sollen, ihre ganze Größe Ihm zu verdanken; und daß endlich Niemand ist, der nicht oft über jenen entscheidenden Augenblick nachdenken soll, wo man nur stirbt, um für eine ganze Ewigkeit glückselig oder unglückselig wieder aufzuleben. — Diese Rede ward mit ungemeinem Beifall aufgenommen; und ungeachtet seines Widerwillens war der Heilige nothgedrungen, in die innigen Bitten der Herzogin von Mercoeur zu willigen, daß dieselbe im Druck erschiene.

Um dieselbe Zeit auch theilte der Cardinal von Berule ihm seine Absicht mit, den Orden der Karmeliterinnen in Frankreich einzuführen. Der Heilige, der diesen kirchlichen Orden so hoch schätzte als solcher es verdient, ließ nichts außer Acht, was zur Einführung desselben wirken konnte; er nahm seine

Freunde zu Rom in Anspruch; und da er wußte, daß der Papst große Dinge auf ihn hielt, bediente er sich seines ganzen Ansehens bei ihm, diese Angelegenheit zu Stande zu bringen. Der Erfolg entsprach auch endlich vollkommen der Erwartung und der Sorgfalt dieser beiden großen Männer; und dieser heilige Orden blühte mit großen Tugenden in Frankreich auf und erhielt sich bis zu den Zeiten der Alles zerstörenden Revolution im höchsten Glanze der Gottseligkeit.

Nun waren keine frommen Versammlungen mehr zu Paris, zu welchen unser Heiliger nicht eingeladen wurde; es ward kein andächtiger Vorschlag mehr gefaßt, den man ihm nicht mittheilte; noch irgend ein wichtiges Werk zu Gottes Ehre mehr unternommen, wobei man nicht seinen Rath einholte. Kaum war es nach so vielen Anstrengungen ihm gestattet, der Ruhe, deren die Natur nicht entbehren kann, einige Stunden zu gönnen. Indessen vergaß er der wichtigen Angelegenheit nicht, um welcher willen er zu Paris war; und da er wegen derselben sehr oft nach Hofe kommen mußte, gab dies Veranlassung, daß er oftmals mit dem König ins besondere sich besprach. Dieser große Fürst, der seine Tugend und seine Wissenschaft hoch achtete, legte ihm oftmals Gewissensangelegenheiten, und sogar sehr schwierige Fälle vor, die seine eigene Leitung betrafen. Dies war, man kann es wohl sagen, einer der mißlichsten Schritte seines Lebens; denn es ist so gefährlich, den Großen der Erde ihre Wahrheiten zu sagen; und das edelmüthige Wort: Es ist dir nicht er-

laubt! kam dem großen heiligen Täufer Johannes so theuer zu stehen, daß auch die tugendhaftesten Männer sich schwer dazu entschließen, dasselbe auszusprechen.

Unser Heiliger hatte nie und nimmer die feigherzige Willfährigkeit den Lastern der Großen, nicht einmal der unumschränkten Herrscher zu schmeicheln; und wenn sie über die Angelegenheiten ihres Heiles ihn um Rath fragten, war er weit entfernt, Vorwände und Linderungen zu suchen, die unglückselige Ruhe ihres Gewissens nicht aufzuschrecken. Er sprach sich mit heiliger Freiheit aus; doch ging er dabei auch mit so vieler Schonung und Sanftmuth zu Werke, daß man selbst die bittersten Arzeneien aus seiner Hand annahm, ohne beinahe die Bitterkeit derselben wahrzunehmen.

Dies war der Fall, der in Ansehung des Königs Heinrich IV. sich mit ihm ergab. Wir würden über einen der schönsten Züge seines Lebens in Unwissenheit seyn, wenn dieser große Fürst solchen nicht selbst erzählt hätte. Denn als er einst die Ursache seiner besondern Zuneigung gegen den Heiligen angab, sagte er: er liebe ihn, weil er ihm niemals geschmeichelt habe. Würdig allerdings eines Königs sind diese Worte, den sein Volk wegen seines guten Herzens liebte, und dessen noch die spätesten Geschlechter nicht ohne Liebe gedenken.

Es zeigt aber auch dies Beispiel, daß nicht sowohl die Wahrheit, als die Art und Weise mißfällt, dieselbe zu sagen. Nichts auch ist wahrhaft

großer Fürsten würdiger als die Wahrheit. Denn das Glück gibt ihnen, so zu sagen, alles Uebrige im Ueberfluß; aber ein aufrichtiger Freund ist ein Geschenk des Himmels. Der beinahe unendliche Abstand zwischen Königen und Privatpersonen, gestattet nicht mehr, daß man diese Eigenschaft gegen sie annehme. Der König Heinrich war jedoch nicht dieser Meinung. Er wollte Freunde haben; und er hatte derselben. Wahr ist es freilich, er wußte solche zu wählen; hatte er aber ihnen einmal diese Ehre erwiesen, dann erlaubte er ihnen auch diese Eigenschaft anzunehmen und gab ihnen alle Rechte derselben. Die Geschichte des heiligen Franz von Sales zeigt dessen ein Beispiel, das dem Andenken dieses trefflichen Fürsten zu viele Ehre macht, um dasselbe je zu vergessen.

Es war am Hofe ein Herr von Adel, Deshayes genannt, den der König zum Gouverneur von Montargis ernannt hatte. Es ist dies der nämliche, dessen bereits bei Gelegenheit Beza's Erwähnung geschah. Er war ein vortrefflicher Mann, der seinen König liebte, und dessen Treue gegen ihn jede Probe bestand. Heinrich war davon überzeugt; und er gehörte zur Anzahl Derjenigen, die dieser große Fürst seine Freunde nannte.

Nun hatte er bemerkt, daß zwischen dem heiligen Franz von Sales und diesem Edelmann ein sehr inniges, freundschaftliches Verhältniß bestand. Dies bewog ihn einst, ihm die Frage zu stellen, welchen von beiden er mehr liebe: ihn oder den Coadjutor

von Genf? welche aus beiden Freundschaften ihm theurer wäre, und welche er der andern vorziehen würde, wenn er nothgedrungen wäre, eine Wahl zu treffen. Deshayes, von dieser Frage überrascht, antwortete dem Könige: er habe über der großen Güte, mit welcher Seine Majestät die Gnade hätten, ihn zu beehren, niemals vergessen, daß er Ihr Unterthan sei; jenes, wozu er in dieser Eigenschaft gegen ihn verpflichtet sei, werde immer das Uebergewicht über jede andere Verbindung erhalten, die er treffen könne; sein Eifer und seine Treue für ihn kenne keine Gränzen; hinsichtlich der Freundschaft aber sei der Abstand von einem Unterthan zu seinem Könige zu groß, um diesen Ausdruck zuzulassen; ob er auch freimüthig bekenne, er empfinde für seine Majestät Alles, was die zarteste, aber auch die ehrerbietigste Freundschaft einzuflößen vermöge.

Der König erwiederte hierauf: er erkundige sich nicht um das, was er als Unterthan ihm schuldig sei; er habe an seinem Eifer und an seiner Treue niemals gezweifelt; es sei nur die Rede von der Freundschaft; was er für Heinrich, und nicht was er für den König empfinde; und er fordere, er sollte ihm aufrichtig sagen, für wen er mehr Freundschaft habe, für den Bischof von Genf, oder für ihn.

Ein Hofmann, der verstellter gewesen wäre als Deshayes, hätte mit seiner Antwort nicht geschwankt; die lebhaftesten Ausdrücke wären ihm vom Munde geflossen; und die scheinbare Aufrichtigkeit hätte statt der wahren bezahlt. Doch Deshayes war

weit von einem solchen Charakter entfernt; eher hätte er seinem Vermögen als der Freundschaft des heiligen Mannes entsagt; eine Lüge kam ihn hart an; er konnte sich nicht verstellen; und hätte er sich auch dazu entschließen können, so hätten sein Angesicht und seine Manieren ihn der Lüge gestraft.

Der König, der Leute solchen Charakters liebte, weidete sich an der Verlegenheit Deshayes, drängte ihn und sprach: Deshayes, es gilt: Antwort! Endlich, als Deshayes nicht mehr ausweichen konnte, sprach er: „Da Eure Majestät es mir befehlen, so bekenne ich Ihnen denn, daß ich für Sie alle Ehrfurcht und alles Zartgefühl habe, dessen ich fähig bin; allein sehr innig liebe ich auch den Bischof von Genf!"

Diese Antwort mißfiel dem Könige keineswegs; vielmehr ward er über den Edelmuth Deshayes gerührt, und sprach: Ich finde an Ihren Gesinnungen nichts auszusetzen; aber ich bitte euch beide, lasset mich wenigstens den Dritten in eurer Freundschaft seyn! Er fügte noch bei, er habe dem Herzog von Espernon den Auftrag gegeben, ihn in seinem Namen aufzufordern, er möchte in Frankreich bleiben; und das erste erledigte Bisthum, indessen aber einen Jahrgehalt von vier tausend Thalern ihm anzutragen. Vor Freude hierüber entzückt, fiel Deshayes dem Könige zu Füßen, für diese Gnade ihm zu danken; und war weit mehr über das Wohl seines

Freundes gerührt, als wenn der König ihm selbst ein ähnliches Geschenk gemacht hätte. Doch dieser große Fürst erhob ihn mit seiner gewöhnlichen Güte und sprach zu ihm: „Gehen Sie, und kommen Sie, wo möglich, dem Herzog von Espernon zuvor; sagen Sie ihm, was ich gesonnen bin, für ihn zu thun."

Doch indeß was hier erzählt ward zwischen dem König und Deshayes vorging, hatte der Herzog von Espernon bereits seines Auftrags sich entledigt; er hatte den Heiligen im Namen des Königs aufgefordet, in Frankreich zu bleiben, und ihm das Bisthum und den Jahrgehalt angeboten. Allein der Herzog konnte nichts ausrichten. Der Heilige antwortete mit innigster Dankbarkeit; „Seine Majestät erwiesen ihm mehr Ehre als er verdiene; des Königs heldenmüthige Eigenschaften gewännen ihm allein schon alle Herzen, ohne daß es nothwendig sei, auch noch Wohlthaten damit zu verknüpfen; er sei von der Glückseligkeit durchdrungen, ein Unterthan eines so großen und so gütigen Fürsten zu seyn; wenn er seinem Herzen folgte, würde er nie einen andern Entschluß fassen; was aber das Bisthum betreffe, habe Gott ihn wider seinen Willen zu dem Bisthum von Genf berufen; und seinem Berufe zu entsprechen, glaube er sich verpflichtet, dasselbe sein ganzes Leben hindurch zu behalten. Hinsichtlich des Jahrgehaltes, genüge das wenige Vermögen, das er besitze, zu seinem Unterhalt; hätte er mehr, so würde dies ihn nur in Verlegenheit bringen."

Als diese Antwort dem König hinterbracht wurde, erstaunte er über die Seelengröße des heiligen Mannes, der so gänzlich von Reichthum und zeitlichen Gütern gelöst war; und er konnte sich nicht erwehren zu sagen: es liege etwas Größeres darin, Beides zu verachten, als ein Königreich sich zu unterwerfen. Immer stellte er ihn seitdem als das Muster der christlichen Vollkommenheit vor, und pflegte beizufügen: er kenne Niemand, der fähiger wäre, den geistlichen Stand zu seinem ersten Glanze zu erheben, und die Häresien auszurotten, die sein Königreich verwirrten; es sei Schade, daß ein so großer Mann in öde Gebirge verbannt sei.

Es schien, als hätte eine so reine und so allgemein anerkannte Tugend vor Neid und Verleumdung geschützt seyn sollen. Gibt es aber je etwas so Heiliges, das diese beiden Ungeheuer nicht anfielen? und ist je ein Ort in der Welt, wo sie ungestrafter und mit größerer Gefahr herrschten, als an den Höfen der Fürsten? Niemals vergreifen sie sich an unfruchtbarem Verdienste; ist aber dasselbe durch die Gunst des Herrschers gestützt, dann fehlt es niemals an Neidern, die sich alle Mühe geben, es zu vertilgen; und eher wird man die Person verderben, als dem Verdienste verzeihen.

Dies erfuhr unser Heiliger in der Zeit selbst, von welcher wir sprechen. Sein Verdienst, oder vielmehr die Gnade des Königs erweckten ihm Neider; und diese Neider beschlossen, ihn zu verderben. Dies zu erreichen, ließen sie es sich in den Sinn kommen,

ihn zu beschuldigen, er arbeite daran, die Verschwörung des Marschalls Biron wider den König zu erneuern. Niemand zweifelte daran, daß der Herzog von Savoyen Antheil an dieser Verschwörung hatte; der Coadjutor aber war sein Unterthan. Dies also war die Grundlage der Beschuldigung. Diese Beschuldigung aber brachten sie bei dem König selbst an; dem sie auch sagten, die scheinbare Tugend des Coadjutors sei nichts als Verstellung und Heuchelei; er sei wirklich nichts anderes, als ein Kundschafter des Herzogs von Savoyen; und zwar sei er um so gefährlicher und um so mehr zu fürchten, als er sich einzuschmeicheln wisse und die Kunst verstehe, sich Freunde zu machen; die Wiederherstellung der katholischen Religion in der Landvogtei Gex sei nur ein Vorwand; der wahre Beweggrund seiner Reise nach Paris sei ganz ein anderer.

Da diese Beschuldigungen zu unbestimmt waren, um auf den König einzuwirken, fügten sie noch bei, er stehe in besonderer Verbindung mit Allen, die man im Verdacht gehabt habe, sie seien mit Biron im Einverständniß gewesen und hätten von dem Herzog von Savoyen sich gewinnen lassen. Er habe sich nicht erwehren können, mit Achtung von dem Marschall zu sprechen; und als er einmal in der Kirche gewesen, wo er begraben liege, habe man ihn tief seufzen hören; einige Zeit hernach aber, als er ersucht wurde, daselbst zu predigen, habe er dem Gebet seiner Zuhörer eine wichtige Angelegenheit empfohlen; und wahrscheinlich sei diese Angelegenheit

keine andere als die Erneuerung der Biron'schen Verschwörung. — Hieraus nun folgerten sie den Schluß, es sei aller Klugheit gemäß, seiner Person und seiner Papiere sich zu versichern; und behaupteten, man würde darin Vieles finden, das man bei einem, dem Anschein nach so tugendhaften und von allen Dingen dieser Welt so gelösten Mann nimmermehr vermuthet hätte.

Wiewohl nun alle diese Gründe sehr schwach waren, bedünkten sie dennoch den König, der über diese Sache höchst empfindlich war, nicht unwahrscheinlich; seine Klugheit jedoch gestattete ihm nicht, etwas zu thun, das Aufsehen erregen konnte, bevor er besser unterrichtet wäre. Er hielt es also für rathsam, ihn beobachten zu lassen; und gab unglückseliger Weise den Auftrag dazu Denjenigen, die diese Angaben ihm gemacht hatten; nämlich Solchen, denen am meisten daran gelegen war, daß dieselben um jeden Preis wahr befunden würden.

Da jedoch der Heilige Freunde in großer Anzahl hatte, konnte diese Beschuldigung nicht so gänzlich geheim bleiben, daß nicht Einer oder der Andere aus denselben solche erfahren hätte; und ein Herr, dem sie zu Ohren gekommen war, und der große Anhänglichkeit an ihn hatte, suchte ihn sogleich auf, ihn davon zu benachrichtigen. Da er ihn nun nicht zu Hause traf, begab er sich in die Kirche zum heiligen Benedict, wo er während der Frohnleichnamsoctav predigte. Er fand ihn eben unter der Kanzel, und im Begriff dieselbe zu besteigen; und berich-

tete ihm dort, welches Verbrechens man ihn angeklagt habe.

Es gibt wohl kaum einen unschuldigen Menschen, der die Feuerprobe eines solchen Argwohns bestände; wenigstens wird man verwirrt und erschreckt; und je weniger man eines solchen Verbrechens sich fähig fühlt, um so mehr erstaunt man, daß man desselben konnte beschuldigt werden. Alle diese Regungen blieben unserm Heiligen fremd. Ueberzeugt von seiner Unschuld, von der Weisheit und Güte des Königs und von dem Schutze Gottes, dankte er dem Herrn mit einer Ruhe, worüber dieser erstaunte; bestieg dann die Kanzel und predigte niemals mit mehr Nachdruck und Beredsamkeit. Als die Predigt zu Ende war, bekannte der Hofmann, welcher derselben beigewohnt hatte, ihm aufrichtig, er zittre über seine Ruhe; und beschwor ihn, nichts zu unterlassen, einer Sache sich zu entwinden, von welcher die geringsten Umstände, wofern solche sich erweisen ließen, seinen Ruf und sein Leben auf gleiche Weise in Gefahr brächten. Der Heilige antwortete: er sei entschlossen, sich zu rechtfertigen; doch wünsche er, es auf eine Weise thun zu können, die seinen Feinden nicht schadete. Der Hofmann antwortete: es liege wenig daran, auf wessen Unkosten er sich rechtfertige; seine Ankläger könnten nur niederträchtige Bösewichte seyn, die es nicht verdienten, daß man ihrer schonte; und es sei der Gerechtigkeit gemäß, sie wenigstens mit der Schmach zu bedecken, die sie verdient hätten. Er jedoch be-

schränkte sich darauf, ihm zu antworten: er urtheile nicht also; und Gott werde ihm die Gnade verleihen, sich also zu rechtfertigen, daß er dabei Niemand Schaden zuziehe; und hierauf ging er sogleich fort, den König zu sprechen.

Allein er war bereits bei ihm gerechtfertigt. Dieser große Fürst konnte über die Unschuld seiner Handlungen, die Heiligkeit seines Lebens, über seine Sanftmuth, seinen Eifer und seine Entfeßlung von allen Dingen dieser Welt nicht nachdenken, ohne ihn für vollkommen unschuldig zu halten; er machte sich sogar Vorwürfe darüber, daß er ihn hatte eines Verbrechens wegen im Verdacht haben können, dessen Gedanke schon Entsetzen einflößt. Als er aber in das Zimmer des Königs mit jener friedlichen und sanftmüthigen Miene eingetreten war, worin seine Unschuld sich so deutlich aussprach, da verschwand vollends jede Spur des Verdachtes, die noch in dem Gemüthe des Königs hätte erübrigen können. Er kam ihm selbst zuvor, und sagte ihm: er möchte sich nicht die Mühe geben, sich zu rechtfertigen; je gräulicher das Verbrechen wäre, dessen man ihn beschuldiget habe, um so weniger habe er ihn für fähig gehalten, dasselbe zu begehen; er sei von seiner Zuneigung überzeugt; und würde im Nothfall selbst für seine Unschuld sich verbürgen.

Der Heilige antwortete: er habe sich niemals in Staatsangelegenheiten gemischt; und müsse er es thun, so würde er nicht bei einer so niederträchtigen, und der Gnaden, die er von Seiner Majestät em-

pfangen, so unwürdigen That beginnen; er könne versichern, nie habe er einen Auftrag von seinem Fürsten erhalten, der dem Dienste seiner Majestät zuwider liefe; und es gebe keine Rücksicht, ja auch keine Macht auf Erden, die ihn dahin bewegen könnte, gegen den Letzten aller Menschen, geschweige denn gegen den größten und besten Fürsten sich zu verschwören. Die ihn angeklagt hätten, kännten seinen glühenden Eifer für Seine Majestät nicht; denn weit entfernt, einem so kostbaren Leben nachzustellen, wäre Gott sein Zeuge, daß er bereit sei, sein eigenes zu geben, dasselbe zu erhalten. Nach diesen Worten verneigte er sich vor dem König; dieser aber umarmte ihn herzlich und sagte ihm: „Herr Bischof von Genf, ich bin von der Wahrheit dessen überzeugt, was Sie mir sagten; wir wollen nun bessere Freunde seyn als jemals."

Jeder Andere hätte verlangt, daß seine Ankläger nach dem Recht bestraft würden; es hätte nicht an scheinbaren Gründen dazu gefehlt; und die Ehre, die dem Charakter gebührt, hätte zu einem Vorwand der Privatrache gedient. Doch solche Gesinnungen waren weit von dem Herzen unsres Heiligen entfernt; er war sogar entschlossen, um Gnade für seine Feinde zu bitten, wenn er irgend bemerkt hätte, der König habe die Absicht sie zu bestrafen. Doch Fürsten sind nothgedrungen, Manches zu übersehen; und sogar Jene, welche, wie Heinrich, die Gerechtigkeit am meisten lieben, haben oft Gründe, dieselbe nicht so genau zu erweisen als es zu wünschen wäre.

Doch statt dieser Genugthuung, die der Heilige nicht forderte, hatte er den König kaum verlassen, als dieser Fürst Herrn Deshayes fragte, wie hoch wohl die Einkünfte des Bisthums Genf sich beliefen. Deshayes antwortete: dies Bisthum sei einst sehr reich gewesen; seit aber die Genfer des größten Theiles seiner Einkünfte sich bemächtiget hätten, beschränkte sich die Einnahme kaum auf drei bis vier tausend Livres. Der König erwiederte, dies sei zu wenig für einen Mann von solchen Verdiensten wie der Coadjutor von Genf; und er befahl ihm, demselben in seinem Namen einen Jahrgehalt von tausend Thalern anzubieten; worüber er ihm alsbald das Dekret wolle ausfertigen lassen.

Deshayes entledigte sich auf der Stelle seines Auftrags. Der Heilige aber, der bereits ein weit bedeutenderes Anerbieten ausgeschlagen, hielt es für eine Art Ziererei, sich hartnäckig zu weigern, die Milde eines so großen Königs anzunehmen. Er antwortete also diesem Herrn: er bitte ihn, Seiner Majestät in seinem Namen zu danken und ihm zu sagen, er werde durch seine Geschenke zu sehr geehrt, als daß er solche ausschlagen könne; doch weil er nun eben keines Geldes bedürfe, und sich auch nicht darauf verstehe, dasselbe zusammen zu halten, bitte er Seine Majestät zu genehmigen, daß dies Geld in den Händen des Schatzmeisters verbliebe, bis er desselben benöthiget wäre, in welchem Falle er dann darum bitten werde. — Der König sah wohl, daß dies eine höfliche Abweisung war; aber er fand die-

selbe so wohl erfunden, daß er sich nicht enthalten konnte, zu sagen: „er habe nie einen Jahrgehalt gegeben, für welchen man ihm schöner gedankt hätte, als für den, welchen er dem Bischof von Genf angeboten habe.“

Wie schlecht indessen auch der Erfolg seiner Feinde bei der Beschuldigung gewesen war, die sie gegen ihn vorgebracht hatten, betrachtete er solche dennoch als einen Wink der göttlichen Vorsehung, von dem Hofe sich zu entfernen. Er verdoppelte seine Bitten um den Abschluß der Angelegenheit hinsichtlich der Landvogtei Gex, und sprach auch darüber mit dem König. So groß aber das Verlangen dieses edlen Fürsten war, ihm Alles zu bewilligen, um was er gebeten hatte, konnte er ihm dennoch nur einen Theil desselben gestatten; aber er fügte die verbindlichen Worte bei; „er würde dem Eifer jedes Andern mißtrauen; doch wäre er versichert, der Eifer des Coadjutors von Genf würde immer nur gute Wirkungen für den Dienst Gottes und für den seinigen hervorbringen.“

Nachdem der Heilige seine Danksagung abgestattet hatte, stellte er dem Monarchen vor: da in der Vollziehung seines Willens sich Schwierigkeiten ergeben könnten, bedürfe er auch noch einiger Schreiben an den Freiherrn von Luz und an das königliche Parlament von Dijon, deren er mit seiner Genehmigung sich bedienen wolle, im Falle Streitigkeiten entständen, die durch das Ansehen desselben geordnet werden müßten. Auch bat er ihn noch, den Schutz, den

er so gnädig wäre, ihm angedeihen zu lassen, über die Geistlichen der Landschaften Gex, Bugey und Valromey auszudehnen.

Der König, der nichts halb that, willigte sogleich in alle seine Bitten. Da also der Heilige keine Geschäfte mehr bei Hofe abzuthun hatte, beurlaubte er sich bei Seiner Majestät, und reiste zum großen Leidwesen seiner Freunde ab, um sich nach Annecy zu begeben.

Einige Tagreisen von Paris erhielt er Briefe, durch die man den Tod des Herrn Claudius von Granier, Bischofs von Genf, ihm berichtete. Er war ein Prälat von ausgezeichneten Verdiensten, von großer Heiligkeit und Fähigkeit gewesen; er stammte aus einem adeligen Hause, das eines der ältesten im Lande war; und war noch sehr jung in dem Benedictiner-Kloster Taloires erzogen worden, wo selbst er auch die Gelübde abgelegt hatte; und er war eben Prior dieses Hauses, als der Herzog von Savoyen ihn zum Bisthum von Genf ernannte. Fünf und zwanzig Jahre hindurch regierte er diese Kirche mit so vieler Klugheit, Frömmigkeit, Eifer, Festigkeit und Sanftmuth, daß er die Achtung und Liebe seines ganzen Bisthums sich erwarb. Er war strenge gegen sich; und ungeachtet seiner Erhebung zum Bisthum von Genf ließ er nicht von der Strenge seiner Ordensregel nach, die er bis zu seinem Tode gottesfürchtig hielt. Die Armen liebte er wie seine Kinder, und sparte sich selbst Alles ab, ihnen beizustehen; so daß er bei seinen geringen Einkünften dennoch große Almosen ausspendete. Gegen das Ende seiner Tage

hin ward er sehr kränklich; aber aus seinen beständigen Krankheiten leuchteten seine Geduld und seine Entfeßlung von allen Dingen dieser Welt nur um so sichtbarer hervor. Er gab dessen einen sehr edeln Beweis, da er Franz von Sales, zum Nachtheil seines Neffen, als seinen Nachfolger erwählte; ob auch dieser Letztere alle Eigenschaften besaß, die ihn zu einem heiligen Bischof geeignet machten. Sein Andenken ist im Segen, und die Genfer Kirche betrachtet ihn noch heut zu Tage als einen der größten Prälaten, der sie seit ihrer Begründung regierte.

Der Heilige, der ihn immer als seinen Vater geehrt, und als seinen Wohlthäter geliebt hatte, beweinte ihn um so aufrichtiger, als die Ehrsucht ihn nicht stachelte, ihm nachzufolgen. Noch war er nicht von dem heiligen Schrecken zurückgekommen, den das Episcopat auf ihn eingewirkt hatte; je näher er demselben sich sah, um so unwürdiger hielt er sich dieser Würde. Hätte er seinen Vorgänger unsterblich machen können, so hätte er es schon aus diesem einzigen Grunde gethan, ihm niemals nachfolgen zu müssen. Da es indessen nun eine Nothwendigkeit für ihn war, die erledigte Stelle einzunehmen, begab er sich in Eile nach Savoyen; doch wollte er nicht über Annecy reisen, damit die Freude über die Ankunft eines neuen Bischofs, den gerechten Schmerz nicht minderte, mit welchem man den Tod seines Vorgängers betrauerte. Er wählte das Schloß Sales zu seiner Einsamkeit, und begab sich dorthin, zu seiner Weihe sich vorzubereiten.

Die Landschaft Sales führte ehemals den Namen einer Grafschaft; seitdem aber ward sie durch den Herzog von Savoyen zu einem Marquisat erhoben. Die Lage des Schlosses, in einer kleinen Ebene des Berges Terne, ist sehr freundlich, und der Fluß Filire, der am Fuße desselben vorüberfließt, erhöht die Schönheit desselben. Das Haus ist sehr bewohnbar; denn das Hauptgebäude enthält sechs und zwanzig Zimmer auf gleichem Boden, und überdies zwei Kabinete. Gärten und andere Umgebungen entsprechen dem Gebäude, das damals eines der schönsten in ganz Savoyen war. Indessen war dies dennoch nicht der Grund, der den Heiligen bestimmte, dasselbe zu erwählen, um daselbst zu seiner Weihe sich vorzubereiten. Er war zu tief von dem Geiste der Buße durchdrungen, als daß derlei Dinge ihm in den Sinn gekommen wären; aber es wäre schwer gewesen, einen einsamern und von dem Umgang mit Menschen entferntern Ort zu finden. Ein zweiter Grund war die Nähe von Annecy; und die Bitten seiner Mutter bestimmten ihn vollends, daselbst zu verbleiben.

Er verwendete die ersten Tage darauf, die Besuche und Glückwünsche des Clerus, des Adels und aller Körperschaften seiner Diözese zu empfangen, die zu seiner glücklichen Rückkehr und zu seiner baldigen Besteigung des bischöflichen Thrones ihm gratulirten. Sobald er der Menge sich entlediget hatte und allein war, sandte er nach Thonon und ließ den Pater Fourrier, Priester der Gesellschaft Jesu, ersuchen, sich nach Sales zu begeben und die Güte zu haben, als geistlicher Führer während der zwanzig-

tägigen geistlichen Einsamkeit ihn zu leiten, die er Willens war, daselbst abzuhalten. Unter der Leitung dieses gelehrten und frommen Ordensmannes also und nach seinen Winken entwarf er den Plan eines Wandels, den er beschlossen hatte, sein ganzes Leben hindurch zu beobachten. Eine allgemeine Lebensbeicht, Betrachtung, Gebet, Stillschweigen, Fasten und die strengsten Abtödtungen waren die Vorbereitung zu seinem Vorhaben, durch strenge Ordnung seiner Person und seines Hauses, ernstlich an der Erbauung seines Volkes zu wirken. Da er durch die ständige und getreue Beobachtung der Gesetze, die er damals sich vorschrieb, zu der hohen Stufe der Heiligkeit gelangte, wodurch er ein Gegenstand der Verehrung aller Gläubigen wurde; wird es vielleicht dem Leser Vergnügen gewähren, wenn solche hier angeführt werden. Es beginnen also hier die Vorschriften, die das Aeußerliche angehen; worauf dann Jenes folgen wird, das er für das Innere sich vorschrieb.

Er machte es sich also zum Gesetze, niemals Seidenstoffe, noch auch andere feine und allzu glänzende Stoffe, z. B. Camelot zu tragen; sondern sich immer in Wolle und so einfach zu kleiden, als er vor seiner Erhebung zur bischöflichen Würde sich zu tragen pflegte; da die Pracht in gewöhnlichen Gewanden, seiner Ansicht nach, nicht das Merkmahl war, das einen Prälaten von den übrigen Priestern unterscheiden sollte. Er beschloß, niemals in den Kirchen noch öffentlich zu erscheinen, ohne mit dem Chorhemd und dem Prälatenmäntelchen angethan

zu seyn; und dies sogar in seinem eigenen Hause zu beobachten, in wiefern die Möglichkeit es zuließe; da diese Art Kleidung gleichsam eine beständige Erinnerung an die Wohlanständigkeit, die Sittsamkeit und Eingezogenheit ist, die ein Bischof in seinem Häuslichen so wie überall sonst beobachten soll. Hierher gehört auch das Gesetz, das er sich vorschrieb, niemals ohne Zeugen mit Personen des andern Geschlechtes zu sprechen.

Sein Haus sollte reinlich, aber einfach seyn, ohne Malerei und ohne andere Gemälde; Gegenstände der Andacht ausgenommen; aber auch diese mußten in geringer Anzahl und von geringem Werthe seyn. Er verbannte daraus die Pracht der Mobilien, und duldete es nur mit Mühe, daß darin zwei Zimmer mit Tapeten geschmückt wären; eines nämlich für Fremde, das andere, Besuche anzunehmen.

Er schrieb sich vor, weder Wagen, noch Sänfte noch Tragsessel zu besitzen. Immer sollte er zu Fuße gehen, selbst wenn er Visitationen in seinem Sprengel hielt und die Wege rauh und unbequem waren; wofern nicht etwa die üble Witterung ihn nöthigte, zu Pferde zu reisen.

Seine Hausgenossen beschränkte er auf zwei Priester, von welchen der eine die Stelle eines Almoseniers versah und ihn überall hin begleiten mußte; der Andere aber war mit der Sorge für das Zeitliche beauftragt und hatte über die Dienstleute zu wachen. Diesen gab er noch bei zwei Kammerdiener, den einen für die Bedienung der Fremden, den

andern für sich; einen einzigen Lakaien und zwei Diener, die Küche zu bestellen. Es war ihnen verboten, Degen und Kleider von anderer als dunkelgrauer Farbe zu tragen; sie mußten alle ordentlich, sittsam seyn, einen erbaulichen Wandel führen, und oftmals den heiligen Sacramenten sich nahen. Spiele aller Art waren ihnen untersagt; und man sorgte auch übrigens dafür, sie so nützlich zu beschäftigen, daß ihnen keine Zeit zum Spiele erübrigte.

Ausdrücklich war ihnen befohlen, allen Geistlichen, ganz besonders aber Priestern mit vieler Ehrfurcht zu begegnen; er selbst sollte ihnen hierin mit seinem Beispiele vorgehen. Immer stand sein Haus ihnen offen, und es war den auswärtigen Priestern, die kein Haus in der Stadt hatten, verboten, anderswo als in dem bischöflichen Hause zu wohnen.

Man möchte etwa glauben, ungefähr tausend Thaler Einkünfte, die damals das Bisthum von Genf eintrug, hätten ihm keine größern Ausgaben gestattet; allein nichts davon zu sagen, daß dies vielleicht das Land in der Welt ist, wo man am wohlfeilesten lebt, war er auch der älteste Sohn des Hauses; und da der Graf Sales, sein Vater, es niemals hatte zugeben wollen, daß er dem Rechte der Erstgeburt entsagte, hatte er auch so viel Vermögen, daß er auf glänzendem Fuße hätte leben können, wenn nicht seine Sittsamkeit und seine Liebe zu den Armen sich widersetzt hätten.

Was die Pflege seiner Person und die Ordnung seines Tisches betraf, glaubte er, sich pünctlich an das halten zu müssen, was die Concilien hin-

sichtlich der Mäßigkeit und Frugalität der Bischöfe vorschreiben. Man durfte ihm nur gemeine Speisen vorsetzen; außer im Falle, wo Standespersonen sich einfanden; denn er hatte es sich zum Gesetze gemacht, alle Sonderbarkeit zu vermeiden; aber selbst dann sollte er, ohne irgend Ziererei dabei zu zeigen, sich an das Gemeinste halten; und er hatte eine besondere Gewandheit, die kostbarsten Speisen nicht zu berühren. Die Priester sollten, so sehr es thunlich war, die ersten Plätze bei seinem Tische einnehmen. Man mußte dabei aus irgend einem guten Buche bis ungefähr um die Mitte der Mahlzeit vorlesen; die übrige Zeit hindurch aber über nützliche Dinge sich unterreden.

Kurz, da er bei dem heiligen Apostel Paulus erlernt hatte, daß „wer sein Haus nicht regieren kann, noch unfähiger ist, die Kirche Gottes zu regieren," (1. Tim. 1.) versäumte er nichts, eine solche Ordnung in seinem Hause zu treffen, daß dasselbe allen Andern zum Vorbilde dienen konnte. Nachdem er auf solche Weise seine Dienstleute selbst, und zwar mit möglichster Sorgfalt gewählt hatte, arbeitete er auf gleiche Weise dahin, daß ihr Leben und ihre Frömmigkeit als musterhaft sich zeigten. Ob er also auch einen Priester bestellt hatte, über sie zu wachen, glaubte er dennoch nicht, es sei die Pflicht ihm erlassen, selbst Sorge für sie zu tragen. Er lebte mit ihnen wie ein Vater mit seinen Kindern; und er pflegte zu sagen: man könne ihnen nie mit zu vieler Güte begegnen; man sei verpflichtet, durch freundliche Manieren

für das Mißgeschick ihres Standes sie zu trösten; und hätte die Vorsehung es anders angeordnet, so ständen sie über uns, so wie wir jetzt über sie erhöht sind.

Indessen verstand er es dennoch auch, diese Güte in den richtigen Schranken zu erhalten, die sie haben muß. Denn ergab sich der Fall, daß Einer aus ihnen sich nicht mit aller Musterhaftigkeit betrug, die ein so wohl geordnetes Haus erforderte, so ward er auf der Stelle zurechtgewiesen; oder verdiente es der Fehler, des Dienstes entlassen.

Er wollte, daß man mit der nämlichen Güte auch die Pächter der bischöflichen Güter und Diejenigen behandelte, die etwas an ihn zu bezahlen hatten. Er litt zwar zuweilen darunter; und sein Schaffner brachte ihm desfalls oftmals Klagen vor; allein er antwortete: „Ein Bischof müsse nicht so strenge seyn, seine Einkünfte einzufordern; und nichts stehe ihm besser an, als zuweilen etwas von seinen Rechten nachzulassen.

Außer den besondern und geheimen Almosen, die weit gehen mußten, da er solche niemals versagte, wollte er auch, daß man derselben öffentlich ausspendete: an der Pforte des bischöflichen Hauses, im Spital, bei den Minoriten, den Dominicanern und den Klosterjungfrauen zur heiligen Clara. Er pflegte bei solchen Gelegenheiten zu sagen: es sei einem Bischof nicht erlaubt, alle seine guten Werke zu verbergen, besonders jene, die zu seiner Pflicht gehörten, von welcher Art das Almosen sei; weil es eine

seiner größten Verpflichtungen wäre, seinem Volke ein gutes Beispiel zu geben.

Aus dem nämlichen Grunde der Erbauung des Nächsten, machte er es sich auch zum Gesetze, bei allen Festen sich einzufinden, die aus Andacht in allen Kirchen der Stadt gefeiert würden; und wirklich sah man ihn immer dem öffentlichen Gottesdienste und der Predigt beiwohnen. Es war einer seiner Wahlsprüche: wo es dem Dienste Gottes und des Nächsten gelte, müsse ein Bischof immer an der Spitze seines Volkes erscheinen.

Was er aber vor allen Dingen sich vorschrieb, war, hinsichtlich der Sorge für Arme und Kranke sich auf Niemand zu verlassen, sie immer selbst zu besuchen, und persönlich für ihren Trost und ihre Unterstützung zu sorgen. Dies that er auch von dieser Zeit an mit einer Pünctlichkeit, bei der man mehr als einmal sich verwunderte, wie er mit so wenig Vermögen so große Lasten bestreiten konnte. Wahr ist es freilich, er verpfändete in dringenden Fällen sogar die heiligen Gefäße seiner Capelle. Nach Allem aber zeigt sein Beispiel deutlich, daß, wer einmal den festen Entschluß gefaßt hat, der Pracht und Begierlichkeit zu entziehen, was sie über das Nothwendige hinaus verlangen, immer im Stande ist, Almosen zu geben.

Endlich beschloß er ein für allemal fest und ernstlich, niemals Prozeß zu führen, und lieber Unrecht zu leiden, als sein Recht vor dem Richterstuhl der Gerechtigkeit zu suchen. Er sagte hierüber: wenn der Apostel die Prozesse allen Christen verbiete, um wie

weit mehr untersage er solche den Bischöfen? Es sei Eine der vorzüglichsten Eigenschaften, die der Apostel von den Bischöfen fordere, daß sie nicht streitsüchtig seien; und bekannt ist der Welt sein Sprichwort: „unter hundert Pfunden Prozessen befände sich nicht ein Loth Nächstenliebe."

Als nun der Heilige auf solche Weise das Aeußere, und so zu sagen, das Außenwerk des Bischofs geordnet hatte, schrieb er sich Folgendes für seine Person und für das Innere vor.

Jeden Tag sollte er früh Morgens um vier Uhr aufstehen, eine Stunde Betrachtung halten, die kirchlichen Tagzeiten beten, das Morgengebet mit seinen Hausgenossen abhalten, und die heilige Schrift bis um sieben Uhr lesen. Hierauf studierte er bis um neun Uhr; dann verließ er das Studium, die heilige Messe zu lesen; und er machte es sich zum Gesetze, dieselbe jeden Tag zu lesen. Nach der Messe wartete er den Geschäften des Bisthums ab bis um zwölf Uhr. Nach dem Essen gab er sich eine Stunde der Unterredung hin, und beschäftigte sich dann abermal mit den Angelegenheiten seiner Diözese; waren aber derselben nicht zur Genüge, ihn zu beschäftigen, so verwendete er die übrige Zeit auf das Studium und auf das Gebet. Abends nach dem Abendessen sollte während einer Stunde aus einem Andachtsbuche vorgelesen werden; und dies gab ihm dann Stoff zur Morgenbetrachtung des künftigen Tages. Hierauf folgte das gemeinsame Abendgebet; nach welchem er, als Jedermann sich entfernt hatte, das Gebet der Mette

für den künftigen Tag betete. Dies war die Tagesordnung, die er sich vorschrieb.

Außer den, von der Kirche gebotenen Fasttagen, machte er es sich zur Regel, alle Freitage und Samstage, und jeden Vorabend vor den Festtagen der seligsten Jungfrau zu fasten.

An hohen Festtagen sollte er dem ganzen öffentlichen Gottesdienst in der Domkirche mit allen seinen Hausgenossen beiwohnen. An den gewöhnlichen Sonn- und Feiertagen begnügte er sich, mit ihnen dem Hochamte und der Vesper beizuwohnen. Er beschloß, alle Jahre eine geistliche Einsamkeit von zehn Tagen abzuhalten. Zu diesen Uebungen bestimmte er die Fastnachtszeit, um sich, wie er sagte, vorzubereiten, die vierzigtägige Faste heilig zuzubringen, und auf gewisse Weise die schweren Sünden zu sühnen, die in dieser Zeit der Ausschweifung begangen werden.

Da er fest überzeugt war, daß, wie das Tridentinische Concilium spricht, das Predigen die vorzüglichste Verrichtung der Bischöfe ist; und daß, um ihnen hierin als Beispiel vorzuleuchten, Jesus Christus, ihr Vorbild, gesagt hatte: Er müsse das Evangelium verkündigen; denn deswegen sei Er gesandt worden (Luc. 4.); der heilige Paulus aber beigefügt hatte: Christus habe ihn nicht gesandt, zu taufen, sondern das Evangelium zu predigen (1. Cor. 1), machte er es sich zum Gesetze, seinem Volke selbst zu predigen, so oft es ihm nur möglich wäre. Der Katechismus und der Unterricht der Armen und der Kleinen bedünkte ihn nicht unter seiner Würde; und

wir werden in der Folge sehen, daß er solchen sehr oft öffentlich, noch öfter aber in seinem bischöflichen Hause abhielt.

Der Aufenthalt in der bischöflichen Residenz, diese so wichtige, aber in seiner Zeit so wenig beobachtete Vorschrift bedünkte ihn zu nothwendig und den Bischöfen von den Concilien zu dringend empfohlen, um davon sich frei zu sprechen. Er nahm sich also vor, nie aus seinem Bisthum fortzugehen, ohne anschauliche Nothwendigkeit, oder doch aus sehr dringenden Gründen, die immer von dem Nutzen der Kirche und des Nächsten hergenommen waren.

Man sieht aus diesen Regeln, die er für seinen Wandel sich aufstellte, nicht, daß er strenge Werke der Abtödtung oder außerordentliche Büßungen sich vorgeschrieben hätte.

Allein abgesehen davon, daß ein pünctliches, einförmiges, immer mit seinen Pflichten beschäftigtes, immer auf Gott und die Bedürfnisse des Nächsten aufmerksames Leben ein sehr abgetödtetes Leben ist, trug er auch, wie man weiß, ein härenes Bußkleid und gebrauchte die Geißel; dies aber verbarg er mit um so größerer Sorgfalt, als er von aller Prahlsucht entfernter war, und auch sein Stand diese äußerliche Strenge nicht von ihm forderte, die in der That nicht der Charakter des Episcopates ist. Denn beim rechten Lichte betrachtet, besteht die Heiligkeit nicht in der Ausübung außerordentlicher Abtödtungen; sondern darin, daß Jeder nach seinem Stande thue, was Gott will, daß er darin thue. Es liegt

allerdings Großes darin, für Gott zu sterben; doch ist es vielleicht nicht minder schwer, ja auch nicht minder groß, für Gott leben zu können.

Als nun der Heilige diesen Plan für seinen Lebenswandel mit Beistimmung seines geistlichen Führers gemacht hatte, befolgte er solchen höchst getreu; und war so weit entfernt, etwas davon auszustreichen, daß er vielmehr demselben noch Manches beigab, das er Anfangs sich nicht vorgeschrieben hatte; und diese Treue brachte jene großen Beispiele der Tugend und Heiligkeit hervor, die wir im Verlauf dieser Geschichte sehen werden.

Je näher unterdessen der Tag seiner bischöflichen Weihe kam, je mehr auch empfand er jene durchdringende Furcht, die er schon ehemals empfunden hatte, zu dem Range sich erhoben zu sehen, zu dem er nun so nahe daran war, emporzusteigen. Es gemuthete ihn, er habe nicht genugsam widerstanden, und sich zu leicht ergeben. Je mehr er über die Eigenschaften nachdachte, die nothwendig erfordert werden, einen heiligen Bischof zu bilden, je weiter fand er, seiner Meinung nach, sich davon entfernt; und da seine Demuth ihn nichts anderes an sich sehen ließ, als seine Fehler, betrachtete er sich wie einen Steuermann, der auf ein stürmisches Meer voll der Klippen sich eingeschifft habe, ohne Wissenschaft, ohne Erfahrung, ohne Mastbäume, ohne Segel, ohne Steuerruder, kurz ohne Alles, was nothwendig ist dem Schiffbruch zu entkommen.

Diese Beunruhigung ging so weit, daß er sich nicht enthalten konnte, dem Pater Fourrier sich dar-

über zu eröffnen; der in seiner geistlichen Einsamkeit ihn leitete. Doch dieser gelehrte Ordensmann, dem die Gewalt nicht unbewußt war, die er sich angethan hatte, seine Einwilligung zu geben; und der auch übrigens so sichtbare Beweise des göttlichen Berufes in ihm erkannte; und alle Tage diese so reine Tugend an ihm bewunderte, die nur er allein nicht wahrnahm, beruhigte ihn und brachte, wie wohl nur mit vieler Mühe, den Frieden in seine Seele zurück.

Da er nun durch Denjenigen selbst, den er hinsichtlich seiner als den Erklärer des göttlichen Willens betrachtete, versichert war, daß Gott ihn zu dem bischöflichen Amte berufe, war er nur bedacht, die Fülle jenes vorzüglichen Geistes auf sich herabzuziehen, die der eigentliche Charakter der Bischöfe ist. Er verdoppelte sein Fasten, seine strengen Bußwerke und sein Gebet; brachte Tage und Nächte darin zu; und hörte er zuweilen auf, mit Gott im Gebet zu sprechen, so that er dies nur, um Ihn selbst anzuhören, der mit den Menschen in seinen heiligen Schriften spricht.

Nichts war vermögender, aus seiner geistlichen Einsamkeit ihn abzurufen, als die Ankunft des Herrn Vespasian Gribaldo, Erzbischofs von Vienne und Metropoliten von Genf, der von den Bischöfen von Damascus und St. Pol-trois-Chateaux begleitet war, die er eingeladen hatte, die Ceremonie seiner Weihe abzuhalten. Er ging selbst hin, sie zu empfangen. Es erschien aber bei dieser Gelegenheit, daß er, wie ehrerbietig er auch seinem geistlichen Führer

Bischöfliche Bibliothek • Passau

nachgab, dennoch von dem heiligen Schrecken noch nicht zurückgekommen war, den Gott für das Episcopat ihm eingeflößt hatte. Denn als der Erzbischof ihm sagte, er käme mit um so größerer Freude ihn zu weihen, als er überzeugt sei, er gäbe in ihm der Kirche einen heiligen Bischof, antwortete der demüthige Diener Gottes: er habe eine zu gute Meinung von ihm; wenn er ihn so genau kännte, als er sich selbst kenne, so würde seine Freude sich in Traurigkeit umwandeln; hätte Gott sein Verlangen und sein Gebet erhört, so würde er die Mühe ihm erspart haben, die er auf sich genommen, hierher zu kommen; und er beschwöre ihn, sein Gebet mit dem seinigen zu vereinen, um von Gott zu erflehen, daß seine Weihe nicht die Wirkung eines seiner verborgenen Gerichte werde, die zuweilen geheime Fehler durch gefahrvolle Verpflichtungen bestraft, die hoch über unsern Kräften stehen.

Nach dieser Begrüßung, welche die wahren Gesinnungen seines Herzens so deutlich aussprach, bat er den Erzbischof und die Bischöfe, ihm zu erlauben, seine geistliche Einsamkeit fortzusetzen, und kehrte in seine Abgeschiedenheit zurück.

Bischöfl. Bibliothek • Passau •

Inhalt des fünften Buches.

Der heilige Franz von Sales empfängt die bischöfliche Weihe. — Er hält seinen Einzug zu Annecy, predigt in der Domkirche, führt den großen Katechismus ein und katechisirt selbst. — Er fügt der vorgezeichneten Lebensordnung noch strengere Maßregeln bei. — Wie er gegen sein Volk sich beträgt. — Er bereitet sich vor, die Weihen zu ertheilen. — Vorbereitungen, die er für die zu empfangenden Weihen forderte, und Regeln, die er dazu vorschrieb. — Seine Festigkeit, nur fähige und solche Jünglinge zuzulassen, die eines untadelhaften Wandels sind. — Er verfaßt ein Rituale, Einförmigkeit im Gottesdienst und in der Ausspendung der Sacramente einzuführen. — Er hält eine allgemeine Synode in seinem Bisthum. — Er führt geistliche Conferenzen ein. — Er geht nach Turin und nach Saluzzo. — Er beendigt einen großen Streit, der zwischen dem Capitel der Domkirche und dem Capitel der Collegialkirche zu unsrer Lieben Frau zu Annecy sich entspann. — Eifer und Festigkeit des Heiligen, die Rechte des Domcapitels aufrecht zu erhalten. — Der Herzog von Savoyen fürchtet, er unterhandle mit Frankreich wegen der Souverainetätsrechte der Stadt Genf, und bezeugt Mißtrauen darüber. — Prüfung der Rechte der Bischöfe und der Herzoge von Savoyen über die Souverainetät Genfs. — Er stellt die katholische Religion in der Landvogtei Genf wieder her. — Er wird vergiftet und genest wider alle Vermuthung. — Er stellt die Ordnung in der Abtei Six wieder her. — Er hält die Fastenpredigten zu Dijon. — Bekehrungen, die er daselbst erwirkt. — Große Beispiele der Frömmigkeit und Uneigennützigkeit, die er daselbst gibt. — Er kehrt nach Annecy zurück. — Er schlägt

eine Abtei aus, die Heinrich IV. ihm anbietet; und hierauf auch den Cardinalshut. — Seine Gesinnungen hinsichtlich dieser Würde. — Er hält die Fastenpredigten zu la Roche, einer kleinen Stadt seines Bisthums. — Leo XI. will ihn abermal zum Cardinal erheben. — Der Tod verhindert ihn daran. — Er führt die Fullienser in der Abtei Abondance ein. — Er beginnt den allgemeinen Besuch seines Bisthums, und unterbricht denselben, die Fastenpredigten zu Chambery zu halten. — Große Beispiele seiner bischöflichen Festigkeit, Sanftmuth und Mäßigung, die er daselbst gibt. — Annecy wird von dem Herzog von Nemours belagert. — Der Heilige verläßt Chambery, um sich mit seinem Volke einzuschließen. — Edelmüthige Antwort, die er Denjenigen ertheilt, die ihm rathen, die Stadt zu verlassen. — Der Prinz von Piemont läßt die Belagerung aufheben. — Friede zwischen dem Herzog von Savoyen und dem Herzog von Nemours. — Der Heilige fährt fort, sein Bisthum zu bereisen. — Erbauliche Geschichte einer Bäuerin, ihr heiliges Leben und ihr kostbarer Tod vor Gott. — Er vollendet den allgemeinen Besuch seines Bisthums. — Er hält die Fastenpredigten zu Annecy. — Der Papst Paulus V. läßt ihm durch den Cardinal Arrigon um seine Meinung über die berühmte Streitfrage de Auxiliis schreiben. — Er beginnt abermal, sein Bisthum zu bereisen. — Befehle, die er für die Aufrechterhaltung der katholischen Religion in den Orten ertheilt, wo dieselbe neuerdings wiederhergestellt ward.

Fünftes Buch.

Während der heilige Franz von Sales in seiner Einsamkeit einzig mit Gott beschäftiget war, bot die Gräfin, seine Mutter, Alles auf, die Ceremonien seiner bischöflichen Weihe durch die feierlichste Pracht zu verherrlichen. Sie hatte dazu die Kirche zu Thorens, eines großen, wohlbevölkerten Marktfleckens, der dem Hause Sales angehört, sowohl wegen der Größe des Kirchenschiffes, als wegen der Nähe des Schlosses Sales gewählt.

Am achten December (1602), als am Tage der zu dieser erhabenen Weihe bestimmt war, wurde der neue Bischof, in Gegenwart eines zahlreichen Volkes, das von Annecy und von den benachbarten Orten herbeigeeilt war, so wie der ausgezeichnetsten Personen aus ganz Savoyen, die dahin gekommen waren ihm Ehre zu erweisen, geweiht. So lange die Ceremonie dauerte, schien der Heilige, der von zarter und salbungsvoller Andacht durchdrungen war, wie außer sich selbst; und die Verfasser seiner Lebensgeschichte erzählen, es sei ihm etwas Aehnliches begegnet, wie dem heiligen Apostel Paulus, wo er von sich erzählt, daß er bis in den dritten Himmel entzückt ward. Der Eindruck der Gnade auf sein Herz schien so anschaulich, daß die Bischöfe

erachteten, er sei unwohl und der Ohnmacht nahe; weshalb sie sich erboten, die Ceremonien abzukürzen. Er aber ersuchte sie, nicht eine einzige auszulassen; da die Kirche nichts Unnützes, noch Solches angeordnet habe, womit Gott nicht irgend eine besondere Gnade verknüpft hätte.

Nach seiner Weihe betrachtete der Heilige sich als einen Mann, der der Welt erstorben sei, und fernerhin nur mehr für Gott und für die Kirche leben dürfe. Er beschäftigte sich mit nichts mehr, als mit den Pflichten seines heiligen Amtes; schien aber der Wohlstand oder was er seiner Familie schuldig war, ihn zuweilen davon abzuwenden, so kehrte er alsbald mit neuem Eifer dahin zurück; und schien nur aufgehört zu haben zu wirken, um seine gewöhnlichen Beschäftigungen mit um so größerem Eifer und erneuerter Kraft wieder vorzunehmen. Sobald also die Bischöfe, welche die Ceremonien seiner Weihe abgehalten, abgereist waren, kehrte er aufs neue in eine Art Einsamkeit zurück, um zu ordnen, was er zu thun haben würde, wenn er zu Annecy angekommen wäre. Indessen sandte er Herrn Ludwig von Sales, seinen Vetter, in seinem Namen Besitz von seiner Kirche zu nehmen und dem Capitel seine Weihe anzuzeigen. Einige Tage später reiste er selbst in Begleitung vieler Standespersonen, die sei-Einzug ehren wollten, nach Annecy ab.

Er ward mit außerordentlichen Ehrenbezeugungen und allgemeiner Freude aufgenommen; nimmer ward das Volk müde, Gott zu loben, der ihm ei-

nen Hirten nach seinem Herzen gegeben hatte; und der so geeignet war, die Herde zu heiligen, die Er ihm anvertraut hatte.

Am folgenden Tage, dem dritten Sonntage im Advent, bestieg er selbst die Kanzel, seinem Volke die Geburt des Heilandes zu verkündigen, und dasselbe zu belehren, wie sie Ihn gehörig empfangen sollten. Hernach ernannte er die Beamteten, die für die Leitung seines Bisthums ihm nothwendig waren; und gab ihnen Besoldungen, damit sie Niemand zur Last fielen, und schnell und ohne Eigennutz Diejenigen abfertigen könnten, welche Geschäfte bei dem geistlichen Gerichte hätten. Sehr gern hätte er es gesehen, daß die Erledigungen ganz umsonst hätten geschehen können; da aber seine geringen Einkünfte ihm nicht gestatteten, die Unkosten zu tragen, beschränkte er sich darauf, die Taxen durchzusehen, und sie so niedrig anzusetzen, daß sie Niemand lästig fielen. Er sagte hierüber: man sollte so viel möglich umsonst geben, was man umsonst empfangen habe; und die Geistlichen, ins besondere aber die Bischöfe, könnten nie zu große Vorsicht anwenden, dem Verdacht des Geizes und des Eigennutzes zu entgehen. Der Gewinn, fügte er bei, welchen Gnaden und Dispensationen einbrächten, stimmte leichter dahin, solche zu bewilligen, zum großen Nachtheil und Verfall der kirchlichen Zucht; da man hingegen, wo nichts zu gewinnen sei, nicht in Versuchung käme, von der eingeführten Ordnung abzugehen.

Er erfuhr um dieselbe Zeit, der Herzog von Savoyen sei incognito auf der Post über die Gebirge gekommen, und halte sich im Bisthum Genf auf; doch könne man ihm den Ort nicht angeben. Er zweifelte nicht, der Herzog müsse dabei eine wichtige Absicht haben; und wirklich erfuhr er einige Tage hernach, er habe im Sinne gehabt, Genf zu überrumpeln, und habe in der Nacht des 22. Decembers (1602) Sturmleitern anlegen lassen; ja er selbst habe an der Spitze einiger auserwählten Truppen die Unternehmung geleitet; da jedoch seine Leute wären geschlagen worden, und sich keine Möglichkeit zeigte, die Genfer mit offener Gewalt anzugreifen, sei er eben so geschwinde nach Turin zurückgekehrt, als er von dort gekommen war.

Dieser große, aber verfehlte Plan war längere Zeit hindurch das Gespräch von ganz Europa. Als man einst vor dem heiligen Prälaten darüber redete, sagte ihm Jemand: wenn diese Unternehmung gelungen wäre, würde man ihn nicht mehr den armen Bischof von Genf genannt haben; denn der Herzog hätte ihm unfehlbar die großen Güter zurückstellen lassen, die einst seiner Kirche angehört hatten. Sagen Sie, antwortete der Heilige, er hätte, — was weit wichtiger ist als die Zurückstellung der Güter, deren meine Vorgänger genossen, — die katholische Religion in dieser so bedeutenden Stadt wiederherstellen lassen. Er fügte noch bei: Gewaltthätigkeit und ungerechte Anmaßung sei nie ein rechtsgültiger Anspruch gewesen, fremdes Gut zu

besitzen; hingen indessen die Dinge von ihm ab, so würde er sich damit begnügen, die Seelen zu gewinnen, und würde wegen der geistlichen Güter sich leicht abfinden lassen. Diese Antwort erbaute die Gesellschaft um so mehr, als man überzeugt war, er spreche nach seinem Herzen; und nicht zweifelte, er würde für das Heil seines Volkes nicht nur Habe und Gut, sondern auch sein eigenes Leben geben.

Unterdessen, da er überzeugt war, nichts sei so sehr vermögend, die Wiederherstellung der guten Sitten zu fördern, als der Unterricht der Jugend, ordnete er an, es sollte zu Annecy und im ganzen Bisthum alle Sonn- und Feiertage große Katechismuslehre gehalten, und die Katechismen des Tridentinischen Conciliums und Bellarmins vorgetragen werden; damit allenthalben Gleichförmigkeit in der Lehre und im Unterricht Statt fände. Um zu zeigen, wie hohen Werth er auf diese heilige Amtsverrichtung lege, wollte er selbst dieselbe eröffnen; und er setzte sie auch so lange fort, als seine übrigen Beschäftigungen es ihm erlaubten. Man sah diesen großen Prälaten, dessen erhabene Wissenschaft Rom und Paris, und dessen glänzende Beredsamkeit der Hof von Frankreich bewundert hatte, unter kleinen Kindern; sah, wie er nach ihrer Fassungskraft sich richtete, und wie er selbst mit einer Geduld und Sanftmuth sie unterwies, die man nicht müde ward, zu bewundern.

Sein Beispiel ward im ganzen Bisthum befolgt; Niemand mehr fand, — wie es bis dahin

geschehen war, — diese Function unter seiner Würde; und es war kein Seelenhirt, der sich nicht für verpflichtet hielt, selbst in seiner Pfarrei zu thun, was der heilige Prälat in der Hauptstadt that. Um aber noch mehr zu zeigen, wie sehr er auf den Unterricht der Jugend hielt, verließ er sich desfalls, wenn seine Beschäftigungen ihm nicht erlaubten, selbst zu katechesiren, nur auf die ersten Würdenträger seines Domcapitels oder auf die fähigsten Männer seines Clerus. Dies hatte denn zur Folge, daß Jedermann es für seine Pflicht hielt, seinem Unterricht beizuwohnen; man begnügte sich nicht damit, die Kinder dahin zu senden; die ältesten so wie die vornehmsten Personen fanden sich, so wie die Mindesten im Volke, dabei ein, und dies nannte man hingehen, den Weg des Himmels zu lernen.

Wirklich auch bestieg, nachdem er einige Zeit auf den Unterricht der Kinder verwendet hatte, der heilige Prälat, oder Derjenige, der seine Stelle vertrat, die Kanzel, und erklärte die vorzüglichsten Puncte der christlichen Sittenlehre auf eine leicht faßliche und vertrauliche Weise.

Nachdem er nun die Katechismuslehre eingeführt hatte, nahm er es in Ueberlegung, ob er die allgemeine Visitation seines Bisthums vornehmen sollte. Es war mitten im Winter, und die Jahreszeit war so strenge, daß selbst die kräftigsten Bauern ihre Häuser kaum verließen. Die den heiligen Bischof begleiten sollten, konnten ihn nicht ohne Entsetzen davon reden hören, daß er gesonnen sei, für eine so lange und so beschwerliche Reise sich auf den

Weg zu machen. Die große Ausdehnung des Genfer Bisthums, die beinahe unersteiglichen, immer mit Schnee und Eis, alt wie die Welt, bedeckten Gebirge, die Armuth des Landes, die schlechten Nachtlager, dies Alles war solcher Art, daß auch die Entschlossensten und die der Strapatzen am meisten gewohnt waren, zitterten. Der Heilige jedoch, der nicht wußte was Furcht war, sobald es seinen Amtspflichten galt, theilte darum seinem Rathe nicht minder sein Vorhaben mit, seine Visitation zu beginnen. Er sprach sich hierüber also aus: „ein Bischof könne nie zu früh sich selbst in Kenntniß seines Kirchensprengels setzen; man sei der Gefahr ausgesetzt, viele Fehler zu begehen, wenn man auf Andere sich verließe; Jesus Christus, der Bischof unsrer Seelen, habe ihn gelehrt, ein Hirt müsse immer an der Spitze seiner Herde schreiten; er müsse seine Schafe selbst kennen, und sie bei ihrem Namen nennen; er habe davon weder Zeiten noch Witterung ausgenommen; diese armen Leute, welche die Vorsehung gleichsam in diese entsetzlichen Gebirge verbannt habe, gehörten nicht weniger zur Anzahl seiner Schafe als die Bewohner der Städte; und sie bedürften seiner Fürsorge um so mehr, als es größere Mühe koste, fähige Seelenhirten zu finden, die sich entschließen konnten, bei ihnen zu wohnen; die Jahreszeit sei zwar allerdings strenge; indessen sei es beinahe dieselbe, die der Sohn Gottes gewählt habe, die Menschen heimzusuchen; wir könnten wohl für Ihn im männlichen Alter thun, was Er, der, die Sünde allein ausgenommen, in allen Dingen uns ähnlich

ward, in der größten Zartheit des kindlichen Alters für uns habe thun wollen; die Nachtlager müßten wohl sehr schlecht seyn, wenn sie noch schlechter seyn sollten, als der Stall zu Bethlehem es war; erschreckten die Schwierigkeiten, so sollte sein Beispiel ermuthigen; mit Einem Worte, es sei nichts daran gelegen, daß er lebe; aber es sei von höchster Wichtigkeit, daß er seine Pflicht erfülle."

Da der heilige Prälat nicht zu Jenen gehörte, die keinen Widerspruch ertragen können; und wenn er um Rath fragte, auch guten Rath gern anhörte, nahmen Diejenigen, die er um ihre Meinung befragte, auch keinen Anstand, seinem Vorhaben sich zu widersetzen. Sie sagten Anfangs nichts von der Strenge der Witterung, noch von andern Schwierigkeiten, die, wie sie wohl wußten, nicht im Stande waren, von seinem Entschlusse ihn abzubringen; sondern sie stellten ihm vor, es hätten seit seiner Reise nach Frankreich manche Veränderungen in seinem Bisthum sich ergeben; und es wäre gut, wenn er, noch bevor er seine Bereisung anfinge, Erkundigung darüber einzöge; er würde dann auch die Visitation mit größerem Nutzen halten, wenn er von Allem genaue Kunde hätte. Sein Vorgänger habe, ehe er das Bisthum bereiste, immer die Sitte beobachtet, von den Erzpriestern und Landdechanten genaue Berichte über den Zustand der ihnen untergeordneten Pfarreien sich einsenden zu lassen; in diesen Berichten habe man, so viel nur möglich, die Denkungsart der Seelensorger, der Völker, ihre Sitten, Beschäftigungen, ihren Han-

del und Wandel, die Anzahl der Pfarrkinder, der Armen, der Wohlhabenden, so wie auch die Sittenlosen und öffentlichen Sünder, der Katholiken und der getrennten Brüder, den Zustand der Gebäude, der Kirchen, der Hospitäler, der heiligen Gefäße, Gewande und alles dessen angezeigt, was zum heiligen Dienste und zur Ausspendung der Sacramente gehört. Nach diesen Berichten aber habe er dann den Plan seiner Visitation entworfen, seine Anordnungen getroffen und dictirt; und dies schiene eine so schön eingeführte Ordnung, daß man nicht zweifle, er werde dieselbe mit Vergnügen beibehalten; und es sei um so nothwendiger, daß er sich genaue Berichte einsenden lasse, als man nach den alten sich nicht wohl richten könne; weil die Zeit immer Aenderungen herbei führe, die es nicht möglich wäre, vorherzusehen.

Diesen Gründen fügten sie noch bei: daß er, wenn auch die Strenge der Jahreszeit hinsichtlich seiner selbst ihn keine genugsame Ursache bedünke, seine Reise auf eine andere Zeit zu verschieben, doch vielleicht auf die Unbequemlichkeit Rücksicht nehmen würde, die für seine Diözesanen daraus entstände; die Priester der benachbarten Pfarreien, die meist arm wären und keine Wagen hätten, und die Völker selbst, welche ihrem Bischof entgegen zu kommen pflegen, könnten dieser Pflicht nicht nachkommen, ohne offenbarer Lebensgefahr sich auszusetzen; ja es gebe sogar Pfarreien in den Gebirgen, zu welchen die Schnee- und Eismassen ihm den Zugang verschließen würden. Dies seien Hindernisse, die Gott

selbst der Ausführung seines Vorhabens gelegt habe; und verschiebe er dasselbe, so unterwerfe er sich dadurch nur den Anordnungen der Vorsehung.

Dies hieß den heiligen Bischof bei seiner schwachen Seite angreifen; er schonte Anderer so sehr, als er seiner selbst wenig schonte; und er konnte sich nicht entschließen, ihnen die mindeste Unbequemlichkeit zu verursachen. Ueberdies auch ehrte er das Andenken seines Vorgängers ungemein; er hielt es sich zur Ehre, ihn nachzuahmen, und nichts dessen abzuändern, was er auf löbliche Weise eingeführt hatte. Gar sehr billigte er die Methode, die er beobachtet hatte, bevor er seine Visitation anfing; und so wie er glaubte, man könne nie zu fest darauf bestehen, Verordnungen beobachten zu lassen, wenn sie einmal erlassen wären, also war er auch überzeugt, man könne nie zu viele Behutsamkeit anwenden, ehe man dieselben erlasse. Er schrieb also selbst nach allen Richtungen, um sich möglichst genaue Berichte über den Stand der Pfarreien einsenden zu lassen; empfahl ins besondere über die Sitten und Fähigkeiten Derjenigen ihn zu unterrichten, die nach den heiligen Weihen verlangten; und verschob seine allgemeine Visitation auf eine andere Zeit, wo er, von Allem besser unterrichtet, solche mit größerem Nutzen abhalten könnte.

Unterdessen beschäftigte er sich damit, die Stadt Annecy und die Umgegenden zu ordnen, und machte den Anfang bei seinem eigenen Hause. Er begnügte sich nicht damit, zu vollziehen, was er vor seiner bischöflichen Weihe entworfen hatte; er fügte auch

Manches bei, das die öffentliche Erbauung fördern konnte. Man erzählt hierüber, Einer seiner Freunde habe ihm den Vorschlag gethan, eine Frau von unverdächtigem Alter zur Besorgung der Wäsche und der Mobilien ins Haus zu nehmen; er aber habe niemals darein willigen wollen; ja er habe beigefügt, er würde nicht einmal seine eigene Mutter bei sich wohnen lassen. Er gab den nämlichen Grund an, den einst der heilige Augustinus bei einer ähnlichen Gelegenheit angegeben hatte und sagte: er sei überzeugt, kein Mensch würde etwas daran zu tadeln finden, wenn er mit einer Mutter zusammen wohnte, deren Tugend so allgemein anerkannt wäre, wie die der Gräfin; doch nicht also würde es vielleicht mit den Frauen sich verhalten, deren Besuche sie sich nicht erwehren könnte, anzunehmen. Wirklich auch wohnte die Gräfin Sales, die oft nach Annecy kam, niemals bei ihm, und hatte eine besondere Wohnung in einem andern Hause. Dies war ein Punct, von welchem Niemand es vermochte, ihn je abzubringen.

Eben so pünctlich war er hinsichtlich jener Frauen, die irgend eine Angelegenheit ihm mitzutheilen hatten. Er sprach mit ihnen nie anders als öffentlich, oder in Gegenwart eines Zeugen, dem er befahl, sie nicht aus den Augen zu lassen. Unnütze Besuche, oder Besuche aus Anstand oder sogar aus Höflichkeit waren durchaus verbannt. Er sagte hierüber, ein Bischof habe keine Zeit zu verlieren; und wäre dies auch, so dürfe er sie doch nicht bei Personen vom Frauengeschlechte verlieren; nichts schade

dem guten Rufe der Geistlichen so sehr, als der Umgang mit Frauenzimmern, durch was immer für einen Vorwand man solchen beschönige; der Müssiggang, der immer gefährlich wäre, wäre es besonders da, wo sie mit im Spiele seien. Seine Achtsamkeit hierüber war so groß, daß sie bis ins Aengstliche ging. In dieser Hinsicht empfahl er den Geistlichen seines Bisthums nichts so angelegentlich, als sich zu beschäftigen; und oft bezeugte er, er hätte gewünscht, die alte Kirchenzucht wäre wieder hergestellt worden; die allen Geistlichen befahl, irgend ein ehrbares Handwerk zu verstehen. Diese Regel, fügte er bei, sei so allgemein, daß sogar die Gelehrtesten und die am fähigsten wären, mit der Lesung heiliger Bücher sich zu beschäftigen, nicht davon auszunehmen seien; und die Kirche sei so überzeugt gewesen, nichts wäre für Gott geheiligte Personen gefährlicher als der Müssiggang, daß sie ihnen lieber habe erlauben wollen, das Feld zu pflügen, als sie ohne Beschäftigung zu sehen. „Die Geistlichen, (erinnert der **3.** Canon des vierten Conciliums von Carthago), wie fähig immer sie im Worte Gottes seyn mögen, sollen ein ehrbares Handwerk verstehen, womit sie ihr Brot verdienen." Eben so spricht der **32.** Canon: „Die Geistlichen sollen ihre Nahrung und Kleidung durch irgend eine kleine Handthierung, oder durch Feldarbeit verdienen, ohne darum ihre heiligen Pflichten zu versäumen."

Er selbst war ein strenger Beobachter dieser heilsamen Zucht. Immer war er entweder mit dem Predigtamte, oder mit Unterricht, oder mit Gebet,

oder dem Studium, oder mit andern Verrichtungen des Episcopates beschäftigt. Hatte er übrige Zeit, dann ging er in die Hospitäler oder in einzelne Häuser und besuchte die Kranken. Er selbst spendete ihnen die heiligen Sacramente und erwies ihnen zuweilen die niedrigsten und widerlichsten Dienste. Gott segnete nicht selten seine Nächstenliebe dadurch, daß Er die Kranken, welche er besuchte, auf eine Weise heilte, die ganz wundervoll schien.

Die Liebe und Hochachtung seines Volkes gegen ihn war so groß, daß sie Alles übertraf, was man davon sagen könnte. Wenn er durch die Stadt ging,— was immer zu Fuße geschah; — ging Jedermann vor die Häuser hinaus, seinen Segen zu empfangen. Besonders führten die Mütter ihre bösen und eigensinnigen Kinder ihm zu, damit er dieselben segnete; und oft bemerkte man, daß sie, wenn er das Zeichen des Kreuzes ihnen auf die Stirn prägte, oder die Hand ihnen auf den Kopf legte, oder auch wenn er ihnen nur liebkoste, aufhörten zu schreien und zu weinen, und sanfter und geschmeidiger wurden.

Doch es beschränkte die Nächstenliebe des heiligen Prälaten sich nicht hierauf. Oft ging er in die Häuser der Handwerker und armen Leute, erkundigte sich um ihre Bedürfnisse, hörte ihre Klagen an, tröstete sie und reichte ihnen eine hilfreiche Hand. Ueberall brachte er den Frieden hin; und sobald er wußte, daß irgend Zwietracht in Familien herrschte, begab er sich dahin, und ging nicht eher fort, bis er die Einigkeit wiederhergestellt hatte. Nichts

konnte seiner unvergleichbaren Sanftmuth widerstehen; nichts war fähig, seine Nächstenliebe abzuschrecken; und man sah Beispiele, wo seine Geduld die Versöhnung der veraltetsten Feindschaften zu Stande brachte.

Während nun der Heilige auf eine Weise sich beschäftigte, die eines Bischofs würdig war, welcher der Vater seines Volkes seyn soll, kam die Zeit der vierzigtägigen Faste heran. Da er beschlossen hatte, in dieser heiligen Zeit zum ersten Male die heiligen Weihen zu ertheilen, verließ er alle seine Beschäftigungen, dieser heiligen Amtspflicht sich ungetheilt zu ergeben. Er war überzeugt, daß sie eine der wichtigsten des Episcopats ist; und daß nichts so sehr die ganze Aufmerksamkeit eines Bischofs verdient, als die Fürsorge, der Kirche heilige Diener zu geben. Er betrachtete jede schlechte Wahl, die er treffen könnte, als eine furchtbare Rechenschaft, die er vor Gott zu geben hätte. In dieser Absicht verdoppelte er sein Fasten und sein Gebet, und von Furcht durchdrungen, sich zu irren, ja sogar voll des Mißtrauens gegen die wundersame Sanftmuth, die ihn beständig dahin neigte, gegen die Schwächen der Menschen nachsichtig zu seyn, sprach er unabläßig zu Gott im Grunde seines Herzens: „Gib mir, Herr, zu erkennen, die Du erwählt hast, daß ich nicht zur Anzahl deiner Diener Jene zulasse, die Du verworfen hast, noch auch Jene ausschließe, die Du berufest!"

Diese äußerste Achtsamkeit also wendete er bei der Wahl Derjenigen an, die zu den heiligen Weihen erschienen; er selbst prüfte sie mit vieler Strenge; *) weder nahm er Rücksicht auf Geburt noch auf Empfehlungen, noch sogar auf große Talente; wenn sie nicht zugleich von einem heiligen, oder doch vor den Augen der Menschen untadelhaften Leben unterstützt waren. Ganz besonders prüfte er den Beruf zum geistlichen Stande; und konnte es nicht dulden, daß man mit unheiligen und sacrilegischen

*) Bevor nämlich das Tridentinische Concilium es zum Gesetze gemacht hatte, bischöfliche Seminarien zu errichten, wurde die Theologie gewöhnlich nur auf den Universitäten öffentlich gelehrt, die eben nicht in großer Anzahl waren; und wohin bei weitem die wenigsten Jünglinge das Vermögen hatten, sich zu begeben. Dies war auch Eine der Ursachen, warum die sogenannte Reformation so schnell um sich griff; da es nur so wenig gelehrte Priester gab, die im Stande waren, auf die Einwendungen und Vorwürfe der Neuerer zu antworten. Arme Jünglinge erlernten das Wesentliche der Theologie gewöhnlich bei besser unterrichteten Priestern, zumal bei Solchen, die auf irgend einer Universität studirt hatten; doch war die Unwissenheit vorherrschend. Dies auch war der Grund, warum der heilige Prälat Conferenzen einführte, und hin und wieder Versammlungen hielt, die Priester in den Ceremonien und andern kirchlichen Gegenständen zu unterrichten; denn wie bald folgen wird, verhinderte ihn seine Armuth, den sehnlichsten Wunsch seines Herzens zu erfüllen und ein bischöfliches Seminarium zu stiften.

Absichten eines schändlichen Eigennutzes in die Kirche einginge.

Dies zeigte er bei der Prüfung eines Jünglings von Stande, dem man ein beträchtliches Priorat verliehen hatte. Der heilige Bischof schloß aus seinem äußerlichen Ansehen und aus seinen Manieren, daß die Einkünfte des Priorates, mehr als jede andere Rücksicht, Theil an seiner Bitte um die heiligen Weihen hatte. Er stellte ihm hierüber so viele Fragen, daß der Jüngling ihm bekannte, er habe keinen andern Beruf als den Geiz seiner Aeltern, die ihr Vermögen durch das Einkommen dieser geistlichen Pfründe vermehren wollten. Dies war genug; der heilige Prälat versagte ihm die Weihen; und blieb fest bei seiner Weigerung, wie dringend auch die Bitten waren, die man desfalls an ihn stellte.

Mit der Prüfung der Fähigkeiten vereinte er die Prüfung der Sitten. Er zog alle möglichen Erkundigungen ein, die über einen so wichtigen Punct ihm Licht geben konnten; und er pflegte zu sagen: unordentliche Geistliche zerstörten durch ihre bösen Beispiele mehr, als sie durch ihre Lehre erbauen könnten. Indessen hatte er über diesen Punct mehr Nachsicht, als über den Punct der Fähigkeiten. Unwissenheit schloß für immer aus; da aber ein Mensch sich bessern kann, indeß die Unwissenheit beinahe immer ohne Abhilfe ist, begnügte er sich, mit der Weihe Derjenigen, die ihm nicht ordentlich genug schienen, einige Zeit zu zögern, bis sie sichere Beweise einer

strengen Sittlichkeit gegeben hätten, die der heilige Stand erfordert, in den sie treten wollten.

Aus dieser so großen Pünctlichkeit ergab es sich, daß die Priester, die er weihte, eben nicht in großer Anzahl waren; und man verwunderte sich desfalls um so mehr über seine Festigkeit, als seit der Bekehrung des Chablais und der Landvogteien, sein Bisthum einen großen Mangel an Priestern litt. Dies wußte er besser als jeder Andere; redete man aber mit ihm darüber, so antwortete er: die Kirche bedürfe nicht sowohl Priester, als guter Priester; mit der Zeit werde für Alles gesorgt werden; und man müsse den Herrn der Ernte bitten, Arbeiter in seine Ernte zu senden.

Innig hätte er gewünscht, ein geistliches Seminarium zu Annecy zu errichten, Jünglinge bei Zeiten zur Wissenschaft und zur Frömmigkeit zu bilden; und Diener der Kirche zu erzielen, die geeignet wären, das Volk zu unterrichten und zu erbauen. Seine geringen Einkünfte jedoch und die Armuth seines Clerus ließen diesen Wunsch nicht zur Ausführung kommen; und er nahm ihn mit sich ins Grab. Er pflegte bei dieser Gelegenheit zu sagen: er könne sich nicht genug verwundern, daß es keinen geistlichen Orden gebe, der nicht sein Noviziat hätte, Jene, die als Jünger eintreten wollten, zu unterrichten und nach der Regel zu bilden; ja daß es nicht einmal eine Kunst oder ein Handwerk gebe, das nicht seine Lehrjahre hätte, wo man es sich müsse gefallen lassen, Beweise seiner Fähigkeiten zu geben;

nur habe man diese Vorkehrung für das heilige Amt der Kirche und die Leitung der Seelen nicht getroffen, die doch die Kunst der Künste, und die edelste so wie die schwierigste aller Beschäftigungen ist.

Gott habe ihm, fügte er bei, eine sehr große Gleichgültigkeit für zeitliche Güter gegeben; indessen müsse er dennoch bekennen, sie wären der Kirche nicht so unnütz; und gleichwie man derselben immer zu viele habe, wenn man keinen guten Gebrauch davon mache, also sei es auch etwas Seltenes, daß man derselben genug habe, wenn man davon guten Gebrauch machen wolle; es sei ihm oft widerfahren, für viele Bedürfnisse nicht gesorgt zu haben, weil es ihm an Mitteln dazu gefehlt habe. Eins aber tröste ihn, nähmlich: daß Gott von ihm nur Rechenschaft für das fordern werde, was Er ihm verliehen habe.

Ein Prälat, der so sorgsam war, selbst zu den mindern Weihen nur Solche zuzulassen, die eine anerkannte Fähigkeit und Tugend hatten, war, wie man leicht erachten kann, noch sorgsamer, bei Verleihung geistlicher Pfründen vorzugehen. Er konnte es nicht dulden, daß solche aus menschlichen Rücksichten oder zur Belohnung geleisteter Dienste verliehen würden, oft dazu noch in zeitlichen Angelegenheiten oder weltlichen Ränken. Diesen schändlichen Handel nannte er den Gräuel der Verwüstung an der heiligen Stätte, und eine der furchtbarsten Quellen der Drangsale der Kirche. Den Zudringlichkeiten und Mißgriffen Ein- für alle-

mal die Thür zu verschließen, ertheilte er solche Pfründen, mit welchen eine Seelensorge verknüpft war, nur nach dem Concurse; man erhielt sie nur durch geregelte Disputationen, wobei der heilige Prälat immer den Vorsitz führte, und wo die Bewerber öffentliche Beweise ihrer Fähigkeiten geben mußten, wie sie es hätten thun müssen, wenn sie um eine Lehrkanzel der Gottesgelehrtheit sich beworben hätten. Cabalen und zudringliche Bitten hatten hier keinen Theil; das Verdienst allein entschied; und wer zu andern Mitteln gegriffen hätte, wäre für immer ausgeschlossen worden. In Einer dieser Disputationen lernte er die großen Talente des Herrn von Fenouillet kennen, der seitdem Einer der berühmtesten Prediger seiner Zeit und Einer der größten Prälaten Frankreichs ward.

Vollkommne Einförmigkeit in seinem Bisthum einzuführen, die sowohl beim Unterricht als in der Ausspendung der Sacramente sollte beobachtet werden, verfaßte er selbst ein vortreffliches Ritual, das ein immerwährendes Denkmal seiner Klugheit seiner Fähigkeit und der liebreichen Nachgiebigkeit seyn wird, die man gegen den Nächsten haben soll.

Der Eifer des heiligen Bischofs ließ es aber nicht dabei bewenden, daß er den Seelenhirten schriftliche Belehrungen gab; er glaubte auch, er müsse sie mündlich unterrichten. In dieser Absicht ordnete er an: es sollte jedes Jahr an einem hierzu bestimmten Tage eine Synode gehalten werden; ohne daß es hierzu einer andern Zusammenberufung

bedürfte. Diese Zeit verwendete er darauf, sie in jenen Dingen zu unterrichten, die ihre Functionen betrafen; und er hielt es nicht unter seiner Würde, bis in die kleinsten Umständlichkeiten sich einzulassen. Hier folgen einige der vorzüglichsten Vorschriften, die er in seiner ersten Synode (1603) gab.

Da die höchste Würde des Priesterthums Jesu Christi von der Gewalt herkommt, die Er den Priestern gegeben hat, seinen göttlichen Frohnleichnam zu wandeln; und es die heiligste ihrer Functionen ist, das unblutige Opfer darzubringen, wie Er dasselbe blutig am Altare des Kreuzes darbrachte, wollte er, daß ein Geheimniß so voll der Liebe und das so geeignet ist, die Menschen zu Gott zu berufen, in seinem ganzen Bisthum auf besondere Weise verehrt würde. Aus diesem Grunde ordnete er an, es sollten alle Donnerstage des Jahres die Tagzeiten vom heiligsten Alterssacramente gebetet werden.

Da aber die Reinigkeit des Leibes und der Seele die beste Weise ist, dies furchtbare Geheimniß zu verehren, verbot er allen Geistlichen, verdächtige Personen des andern Geschlechtes bei sich zu haben, und traf alle mögliche Vorsicht, den mindesten Argwohn von ihnen zu entfernen. Er hielt ihnen über diesen einzigen Artikel mehrere ergreifende Reden. Da jedoch die Reinigkeit eine Tugend ist, die nicht den Priestern allein geziemt; sondern alle Christen, je nach ihrem Stande, dazu verpflichtet sind, befahl er allen Seelenhirten, sorgfältig hierüber zu wachen; und jedes Jahr in der Synode die Namen Derjenigen

die Beischläferinnen hielten, und der öffentlichen Ehebrecher anzugeben, die ermahnt wurden und sich nicht besserten.

Ob es auch damals Sitte war, für die Ausspendung des Sacramentes der Buße einen sogenannten Beichtpfennig zu entrichten, nannte er dies dennoch einen Mißbrauch; und verbot, in Zukunft etwas anzunehmen; auch ermahnte er, nichts für die Ausspendung der übrigen Sacramente zu verlangen, und mit dem sich zu begnügen, was man freiwillig anbieten würde.

Er verpflichtete alle Beneficiaten, welche Pfründen hatten, mit welchen irgend Seelensorge verknüpft war, zur Residenz, und zwar bei Verlust ihrer Pfründen; und behielt sich allein die Erkenntniß der Ursachen vor, die sie haben könnten, von ihrem Wohnorte sich zu entfernen; so wie das Recht, sogar eine Abwesenheit für kurze Zeit zu gestatten.

Er ordnete eine ernste Sittsamkeit hinsichtlich der Kleidertracht an, und richtete sich hierin nach den heiligen canonischen Gesetzen. Er untersagte die Wirthshäuser, alle Hazardspiele, und sogar alle andern an öffentlichen Orten. Eben so verbot er auch die Jagd, wegen der Unziemlichkeiten, die sich dabei ergeben können, und des Zeitverlustes, die bei dieser Uebung unvermeidlich ist.

Er setzte Aufseher ein, die zweimal im Jahre eine gewisse Anzahl Pfarreien zu besuchen hatten, die ihnen angewiesen wurden. Diesen wurde die Erlaubniß gegeben, die mindern Dispensationen zu er-

theilen; da der Bischof immer die größern sich vorbehielt. Auch durften sie belehren und Fehler bestrafen, die einer schnellen Besserung bedurften.

Ueberdies verpflichtete er die Erzpriester, dreimal im Jahre die Priester zu versammeln, die ihnen untergeordnet waren, mit ihnen über die Bedürfnisse ihrer Pfarreien zu conferiren, sie über die Amtsverrichtungen ihres heiligen Dienstes zu belehren, und die schwierigen Fälle und Anfragen aufzulösen, über welche man es nothwendig befände, ihren Rath einzuholen.

Auch führte er monatliche Conferenzen ein; was seitdem mit so großem Nutzen in Frankreich nachgeahmt wurde, und wovon zu wünschen wäre, daß sie in allen Diözesen eingeführt würden.

Die Vermischung der Katholiken mit Calvinern bewog ihn, verschiedene Gegenstände der Polemik für diese Conferenzen vorzuschreiben. Die Controversen des Cardinals Bellarmin lieferten die Einwendungen sammt den Antworten; und gewöhnlich hielt man sich an die Antworten dieses tiefsinnigen Gelehrten. Der heilige Bischof sagte hierüber: ein Hirt, der seine Herde nicht vor den Anfällen der Wölfe vertheidigen kann, ist über einen wesentlichen Theil seiner Pflicht in Unkenntniß; es sei eine Schande für einen Pfarrer, nicht auf die Einwendungen der Häretiker antworten zu können, und stumm und ohne Vertheidigung stehen zu müssen, indeß man die Kirche des lebendigen Gottes beschimpfe.

Wir konnten bereits aus dem Frühern die Abneigung des heiligen Prälaten gegen Prozesse ersehen, weil er solche der Nächstenliebe, der Grundveste aller Tugenden, als höchst nachtheilig ansah; weshalb er denn auch keine Mühe scheute, den Lauf derselben, sogar bei Weltleuten, anzuhalten. Leicht mag man daher erachten, daß er solche noch weit mehr verabscheute, wenn er sie unter Geistlichen herrschen sah. Er ermahnte sie also, jeden Rechtsstreit zu meiden, oder aber denselben lieber durch Schiedsrichter schlichten zu lassen; ja erbot sich sogar, wenn man sich auf ihn verlassen wolle, dieselben selbst zu schlichten; und wirklich auch führte er mehrere glücklich zu Ende. Er sagte bei solchen Gelegenheiten, er könne sich nicht genug verwundern, daß man über Gegenstände des Glaubens, der Sittenlehre und des Heiles, die doch unendlich wichtiger als jene Dinge sind, um die man täglich Prozeß führt, auf die Bischöfe und auf gelehrte Priester sich verließe; und Anstand nähme, auf ihre Vermittlung sich zu verlassen, wo es gelte, Streitigkeiten über zeitliche Angelegenheiten zu schlichten; freilich sollten den Bischöfen Chicanen unbekannt seyn; sie sollten aber auch von den Priestern fern seyn; übrigens gebe es, wenn man von beiden Seiten auch nur halbwegs zum Frieden geneigt sei, keinen Prozeß, den ein vernünftiger Mensch nicht beilegen könnte.

Sein Zartgefühl für die Armen vermehrte noch die Abneigung, die seine wundersame Sanftmuth ihm gegen die Prozesse einflößte; er war überzeugt, sie

trockneten den Quell des heiligen Almosens auf; und das Geld, das man darauf verwende, sei eben so viel verlorenes Geld für diese armen Menschen, die nur von dem Ueberfluß Anderer sich erhalten. Er konnte es nicht dulden, daß man als Entschuldigung, warum man nicht Almosen gebe, den Grund anführte, man habe Prozesse; dies nannte er eine Sünde durch eine andere entschuldigen und mit einem Wasser sich waschen, durch das man sich nur noch mehr verunreinigen könne.

Seine Verehrung für das Priesterthum Jesu Christi war so tief innig, daß er es nie ohne Schmerz sehen konnte, wenn Männer, die mit diesem heiligen Charakter begleitet waren, im Dienste der Großen dieser Welt standen, und die meiste Zeit mit Dingen zubrachten, die ihres Standes gänzlich unwürdig waren. Er betrachtete sie in diesem Zustande mit großer Wehmuth; weil sie Gelegenheiten ausgesetzt waren, denen es sehr schwer war, zu widerstehen; und er pflegte zu sagen, wenn es so schwer sei, sogar in der Zurückgezogenheit und Einsamkeit auszuharren und die Tugenden seines Standes zu bewahren, so wäre dies in der großen Welt beinahe unmöglich; wo Alles die Leidenschaften begünstigt und die Unschuld zu bekämpfen scheint.

Aus diesem Grunde auch weihte er Keinen zum Priester, der nicht einen Tischtitel oder doch wenigstens eine Anstellung bei irgend einer Kirche hatte, und dadurch für seinen Unterhalt gedeckt war. Er verbot zwar den Geistlichen seines Bisthums nicht

ausdrücklich, eine Anstellung bei den Großen anzunehmen; aber er mahnte sie sehr ernstlich davon ab; und wachte so sehr hierüber, daß er endlich diesen Mißbrauch beinahe gänzlich abstellte. Er sagte hierüber: „nichts sei in Dingen, die die Tugend betreffen, so schwer, wozu man die Menschen nicht bereden könne, wenn man sie von dem Geize und von der Ehrsucht heilen könnte."

Während der heilige Prälat also sich beschäftigte, sein Bisthum zu ordnen, nahte das Osterfest heran; kaum aber war dasselbe vorüber, so reiste er nach Turin ab, dem Herzog zu geben, was die neugeweihten Bischöfe seiner Staaten ihm zu geben pflegen. Er ward an diesem Hofe mit aller Hochachtung aufgenommen, welche sein großer Ruf ihm erworben hatte. Man wetteiferte, ihn um Rath zu fragen; und der Herzog selbst hatte mehrere Conferenzen mit ihm über die gänzliche Wiederherstellung der katholischen Religion in seinem Bisthum. Auch bei dieser Gelegenheit zeigte seine Uneigennützigkeit sich im schönsten Lichte. Alle Welt wußte, daß er arm war; und besser denn jeder Andere wußte dies der Fürst. Die hohe Achtung, die er für ihn hatte, und das Vertrauen, das er ihm erzeigte, schienen ihn einzuladen, ihn um eine Gnade zu bitten; er jedoch vergaß seiner selbst; wie er immer zu thun pflegte. Er gedachte nur der Armen und der neubekehrten Katholiken, für die er Alles erhielt, was er verlangte. Man ermunterte ihn, seiner selbst zu gedenken und die gute Stimmung des Herzogs sich zu

Nutzen zu machen; er aber antwortete: er sei nicht deshalb gekommen. Fürstenhöfe sind gewöhnlich nicht der Ort, wo die Tugend am besten geübt wird; dessen ungeachtet ward er daselbst nicht minder hoch geachtet. Alle bemerkten seine Gleichgültigkeit gegen zeitliche Güter, und wurden davon gerührt; und der Herzog selbst konnte sich nicht erwehren zu sagen: „immer habe er erkannt, daß gerade Diejenigen, die den besten Gebrauch vom Reichthum machten, weit weniger Werth darauf legten als Andere."

Da die Reise nach Turin nicht der einzige Grund war, warum der Heilige die Gebirge überstiegen hatte, reiste er einige Tage hernach von dort ab, den Bischof von Saluzzo zu besuchen. Dies war Pater Juvenal Ancina, Priester des Oratoriums, von welchem schon früher die Rede war. Sie hatten zu Rom Freundschaft mit einander geschlossen, und solche seitdem immer durch Briefe unterhalten. Schwerlich hätte man je zwei Männer finden können, die einander in allen Dingen ähnlicher gewesen wären. Beide waren in Wissenschaften und Tugenden ausgezeichnet, und gleichen Geistes und Herzens; bei Beiden herrschte die nämliche Einfalt, die nämliche Nächstenliebe, die nämliche Verachtung des Reichthums und ein ganz gleicher Eifer für die Pflichten ihres heiligen Amtes. Der Bischof von Saluzzo lebte, so wie der Bischof von Genf, mit seinem Volke wie ein Vater mit seinen Kindern; und

sein Volk hatte für ihn alles Zartgefühl und alle Ehrfurcht guter Kinder gegen ihren Vater. Seine Liebe zu den Armen hätte nicht größer seyn können; und oft war es ihm widerfahren, daß er selbst Mangel am Nothwendigsten litt, um sie unterstützen zu können. Sind nun Tugend und Gleichförmigkeit der Sitten die festeste Grundlage der Freundschaft, so mag man urtheilen, wie groß die Freundschaft dieser beiden heiligen Bischöfe war.

Der heilige Franz von Sales kam am Vorabend des Festes Kreuzerfindung zu Saluzzo an. Da die Kirche an dem nämlichen Tage das Fest des heiligen Juvenalis feiert, welcher der Patron des Bischofs von Saluzzo war, war dies für denselben ein Grund zu zweifacher Andacht. Dies veranlaßte ihn, den Bischof von Genf zu bitten, eine Predigt an sein Volk zu halten. Der Heilige gewährte ihm die Bitte; und als er am folgenden Tage die Kanzel bestiegen hatte, fing er in italienischer Sprache eine vortreffliche Rede zum Lob des heiligen Kreuzes an. Nach dem Eingang ließ der Bischof von Saluzzo ihm sagen, er könne die Rede in französischer Sprache fortsetzen; das Marquisat von Saluzzo habe so lange Zeit zu Frankreich gehört, und sei erst seit so kurzer Zeit an den Herzog von Savoyen abgetreten worden, daß man darin noch beide Sprachen mit der nämlichen Leichtigkeit rede. Es setzte also der heilige Prälat seine Rede in französischer Sprache mit einer Frömmigkeit und Beredsamkeit fort, die allgemeine Bewunderung erregte. Auf die dringende

Bitte des Bischofs von Saluzzo verblieb er daselbst noch einige Tage, und reiste dann nach dem Wallfahrtsorte Mondovi ab, wo er in der Kirche zu unsrer Lieben Frau seine Andacht verrichtete; und begab sich dann für die Feier des Pfingstfestes nach Annecy zurück.

Das nahe Frohnleichnamsfest hatte einen Streit zwischen dem Capitel der Domkirche und dem Capitel der Liebfrauenkirche veranlaßt. Das Domcapitel behauptete das Recht, bei der Procession und auch sonst überall voranzugehen; das Capitel und die Chorherrn der Liebfrauenkirche hinwieder behaupteten, sie besäßen seit undenklicher Zeit das Recht des Vorrangs bei allen kirchlichen Ceremonien. Allerdings auch hatten sie dies, bevor das Capitel von St. Peter zu Genf sich nach Annecy zurückgezogen hatte; seit dieser Zeit aber hatten die Bischöfe und das Capitel dasselbe ihnen immer streitig gemacht. Der heilige Franz von Sales richtete sich hierin nach den Gesinnungen seiner Vorgänger und behauptete, das Domcapitel gehe voran. Diese Erklärung aber diente nur, den Streit noch heftiger zu entzünden; die Chorherrn der Liebfrauenkirche weigerten sich zu gehorchen, und behaupteten sogar, da der Bischof ihre Gegenpartei wäre, könne er nicht ihr Richter seyn. Da indessen das Fest immer näher kam und man einer einstweiligen Anordnung nicht entbehren konnte, befahl der Bischof provisorisch, das Domcapitel sollte vorangehen; doch die Chorherren der Lieb-

frauenkirche verweigerten den Gehorsam und erschienen nicht bei der Procession.

Gewiß ist es, daß der Bischof von Genf, da ihm alle Gerichtsbarkeit über das Capitel der Liebfrauenkirche zustand, berechtiget war, diesen Streit richterlich zu entscheiden und die Parteien zu verhalten, seinem Ausspruch sich zu unterwerfen; doch seine wundersame Sanftmuth und seine Abneigung gegen alle Prozesse ließ es ihm nicht zu, bei dieser Gelegenheit eine Autorität zu gebrauchen, die ihm nicht konnte bestritten werden. Er suchte also die Sache auszugleichen, und die Parteien dahin zu stimmen, daß man von beiden Seiten nach Paris, an den Herzog von Nemours, den Herrn von Annecy, schreiben sollte, um ihn zu er uchen, über diese Angelegenheit Rath halten zu lassen, und selbst die geeignetsten Mittel vorzuschlagen, solche zu beendigen. Der Herzog fragte sich darüber bei den geschicktesten Männern des Clerus und des Parlamentes an. Die Ansprüche des Capitels der Liebfrauenkirche, dem Domcapitel vorzugehen, wurden als unbehauptbar befunden; und man machte hierauf den Vorschlag, den Gang der beiden Capitel nach der Weise der Collegialcapitel der heiligen Capelle und der heiligen Genoveva zu Paris zu richten, wenn sie mit dem Domcapitel zusammentreffen; es sollte nämlich das Domcapitel von Genf die eine, das Capitel der Liebfrauenkirche aber die andere Seite halten.

Der heilige Prälat verwarf diesen Vorschlag und sagte: er habe den Eid abgelegt, die Privile-

gien und Vorzüge des Clerus seiner Kathedralkirche aufrecht zu erhalten; die Religion fordre, daß er diesen Eid halte; und nimmermehr werde er zugeben, daß man in dieselben eingreife; der Vorzug seiner Domkirche bestehe nicht nur darin, daß keine Collegial-Kirche ihr vorgehe, sondern daß auch sie selbst denselben auf alle Weise vorgehe; die heilige Capelle und die Abtei zur heiligen Genoveva zu Paris wären von der bischöflichen Gerichtsbarkeit ausgenommen, so lange der bischöfliche Sitz unbesetzt sei; und da zwischen diesen beiden Kirchen keine Abhängigkeit Statt finde, läge auch nichts Unschicksames darin, daß sie eine Art Gleichheit unter einander hätten, wenn sie mit einander zusammenträfen; doch nicht der nämliche Fall finde bei dem Capitel der Liebfrauenkirche zu Annecy Statt; dasselbe sei auf alle Weise von der Gerichtsbarkeit des Bischofs, und wenn der bischöflische Stuhl unbesetzt, von der Gerichtsbarkeit des Capitels abhängig; es wäre also nicht billig, dasselbe nach der Weise unabhängiger Kirchen zu ordnen; dies würde der Superiorität des Domcapitels zum Nachtheil gereichen; und man könnte in der Folge gefährliche Schlüsse daraus herleiten.

In diesem Sinne schrieb also der heilige Bischof an den Herzog von Nemours, und bat ihn, es nicht übel zu nehmen, daß er den vorgeschlagenen Vergleich nicht annehmen könne. Der Herzog billigte seine Gründe und schrieb an das Capitel der Liebfrauenkirche: es könne weder auf den Vorrang vor dem

Capitel von St. Peter von Genf, noch sogar auf Gleichstellung mit demselben Anspruch machen; und er rathe ihnen, dem Ausspruch des Bischofs sich zu unterwerfen; es wäre dies das Einzige, was in dieser Sache sich thun ließe. Wenn jedoch einmal der Geist der Chicane einer Genossenschaft sich bemächtiget hat, ist es nichts Leichtes, desselben los zu werden. Das Capitel der Liebfrauenkirche fügte sich weder dem Ausspruch des Bischofs, noch den Ansichten des Herzogs von Nemours; es brachte die Angelegenheit vor den Erzbischof von Vienne, den Metropoliten von Genf; der Heilige folgte ihnen auch dahin, und erhielt endlich ein Urtheil, welches das seinige bestätigte, und dem Domcapitel in allen Dingen den Vorrang zusprach.

Der heilige Prälat, der nun glaubte, einige Ruhe zu haben, nahm alsbald sein Vorhaben, sein Bisthum zu besuchen, wieder zur Hand. Er ward jedoch durch ein Schreiben des Bürgermeisters und der Stadtvögte von Dijon abgehalten, die ihn baten, die Advent- und Fastenpredigten in ihrer Stadt zu halten. Der Heilige, welcher beschlossen hatte, sein Bisthum nicht zu verlassen, wofern nicht das Wohl der Kirche überhaupt oder der Nutzen seiner Kirche ins besondere es erforderte, war im Begriff, sich zu entschuldigen. Gott aber, zu dessen Ehre diese Reise einst in so hohem Grade gereichen sollte, ließ es nicht zu, daß er bei diesem ersten Gedanken stehen blieb. Er fühlte im Innern sich gedrängt, zu bewilligen, was man von ihm verlange. Er sah zwar die

Ursache dessen nicht ein; vielmehr sagte er sich selbst manche Dinge vor, die ihn davon abhalten sollten; die Vorsehung verbarg ihm noch die Frucht, die sie aus dieser Reise zu erzielen beabsichtigte; allein sie forderte ihn innerlich auf, solche zu machen. Er folgte diesem Zuge und antwortete: da es sich darum handle, sein Bisthum und die Staaten des Herzogs zu verlassen, könne er weder das Eine noch das Andere thun, ohne früher die Erlaubniß des Papstes und seines Landesherrn einzuholen; er werde also an Beide schreiben, und ihnen dann ihre Antwort mittheilen. Der Papst bewilligte ihm diese Erlaubniß auf der Stelle; der Herzog aber versagte ihm solche unter allerlei gesuchten Vorwänden.

Der Heilige verwunderte sich eben nicht über diese abschlägige Antwort; schon bei seiner letzten Reise nach Turin hatte er bemerkt, daß der Herzog, welcher mißtrauisch war, über seine erste Reise nach Frankreich, wegen der Hochachtung, die der König ihm erzeigt, und mehr noch über die Anerbietungen, die er ihm gethan, Verdacht geschöpft hatte. Der heilige Prälat, der scharfsinnigen Geistes war, hatte sich alle Mühe gegeben, die Ursache dessen zu entdecken; aber der Herzog, der sich nicht hatte enthalten können, ihm seinen Argwohn zu zeigen, hatte damals seine Ursachen, die Gründe desselben vor ihm zu verbergen.

Man erfuhr seitdem, daß, weil Genf, besonders seit dem Tausche mit dem Marquisat von Saluzzo, von großer Zuständigkeit für Frankreich war,

der Herzog in Furcht lebte, man möchte dem heiligen Bischof den Vorschlag thun, die Souverainetätsrechte in Anregung zu bringen, welche die Bischöfe von Genf auf diese Stadt behaupten, um solche zu gehöriger Zeit und am rechten Orte geltend zu machen; — daß er geglaubt habe, man hätte zu Paris ihm nur darum so sehr geschmeichelt, als er nur noch Coadjutor war, um ihn zu gewinnen und dahin zu bestimmen, den Tractat hierüber abzuschließen, wenn er einmal Bischof seyn würde; — und daß er sich eingebildet hatte, die Reise nach Dijon sei nur ein Vorwand, unter welchem ein größerer Plan verborgen liege. Die Reise des Herzogs von Bellegarde, Oberststallmeisters von Frankreich und Gouverneurs von Bresse und der andern Länder, die gegen das Marquisat von Saluzzo waren ausgetauscht worden, und die derselbe gerade zur nämlichen Zeit in Begleitung des Freiherrn von Luz und des Präsidenten Jannin vornahm, vermehrte den Verdacht des Herzogs, und dies war's, was ihn bewog, dem Heiligen die Erlaubniß zu versagen, um die er bei ihm ansuchte.

Der Herzog war bei einem Tractat, den man über eine solche Sache hätte abschließen können, um so mehr betheiligt, als er selbst Anspruch auf die Souverainetät von Genf machte, und die Rechte des Bischofs eingebildete und ungegründete Ansprüche nannte. Es scheint so natürlich, diese berühmte Streitfrage hier zu berühren, daß wir glauben würden, dem Vergnügen des Lesers etwas zu entziehen,

wenn wir dies unterließen. Hier also folgen in Kürze die Gründe, die der Herzog und der Bischof gegenseitig anführten, ihre Souverainetätsrechte über Genf zu behaupten.

Ihr Recht zu unterstützen, holen die Herzoge von Savoyen die Dinge weit aus, und nehmen an: Peter, Graf von Genf, der im Jahr 1392 ohne Kinder starb, habe Humbert von Vilars, den Sohn seiner Schwester, zu seinem Erben eingesetzt; Humbert aber habe im Jahr 1395 von Kaiser Wenzeslaus eine Belehnung über die Grafschaft Genf erhalten, und dieselbe bis zum Jahre 1400, dem letzten Jahre seines Lebens, friedlich besessen, und da er keine Kinder hatte, sein Vermögen seinem Oheim von väterlicher Seite, Odo von Vilars hinterlassen; Odo aber habe ohne alles Hinderniß die Erbschaft seines Neffen übernommen und solche im folgenden Jahre an Ludwig, Grafen von Savoyen, verkauft. Hierauf also gründen sich ursprünglich die Rechte des Hauses Savoyen.

Die Herzoge fügen bei: in Kraft dieses Verkaufes, der ohne Widerstand geschah, sei Ludwig von Savoyen lange Zeit im friedlichen Besitz der Grafschaft Genf geblieben; und als späterhin Savoyen vom Kaiser Sigismund zu Gunsten Amadäus VIII. zu einem Herzogthum errichtet worden, sei wegen der Grafschaft Genf beim kaiserlichen Kammergerichte ein Proceß geführt worden; bei Gelegenheit dieses Rechtsstreites habe der Kaiser den Herzog von Savoyen aufs neue mit dieser Graf-

schaft belehnt, welche Belehnung im Jahr 1519 von Maximilian I., im Jahr 1530 aber von Carl V. abermal bestättiget wurde.

Die Herzoge von Savoyen behaupten ferner: sie hätten, in Kraft dieser Rechtsansprüche, zu Genf ohne Widerrede alle Acte der Souverainetät ausgeübt; sie hätten in der Stadt Gouverneurs, Richter, Notare und Gerichtsdiener eingesetzt, hätten die Pforten derselben bewachen lassen, Besatzung in die Festung eingelegt; hätten daselbst einen herrschaftlichen Pallast gehabt; Geld geprägt, und Solchen, die zum Tode verurtheilt waren, das Leben geschenkt.

Endlich führen die Herzoge von Savoyen als letzten Rechtsgrund an: als im Jahr 1515 Peter de la Baume, Bischof von Genf, es sich habe in den Sinn kommen lassen, auf die zeitliche Gerichtsbarkeit der Stadt Anspruch zu machen, habe Papst Leo X., ihm dies durch ein eigenes, von demselben Jahre datirtes Breve verboten; und der Bischof habe gehorcht, ohne etwas zur Vertheidigung seines vermeintlichen Rechtes auf die Souverainenät von Genf anzuführen. Dies also sind die Gründe, auf welche die Ansprüche der Herzoge von Savoyen über die zeitliche Herrschaft Genfs sich stützen.

Dagegen behaupten die Bischöfe von Genf: die Ansprüche der Herzoge von Savoyen gründeten sich nur auf eine Zweideutigkeit; sie wären zwar Grafen von Genf; aber sie hätten als solche so wenig ein Recht auf Genf und sein Gebiet, daß sie ehemals

von der Genfer Kirche abhingen und derselben huldigten. Dies sei in dem Tractat zwischen Arducius, Bischof von Genf, und Amadäus, Grafen des Genferlandes, in deutlichen Worten ausgesprochen; man lese darin die eigenen Ausdrücke: Comes fidelis Advocatus, sub Episcopo esse debet. Als die ehemaligen Grafen es unternommen, der Abhängigkeit von der Genfer Kirche sich zu entziehen und sogar dieselbe sich zu unterwerfen, habe der nämliche Arducius an den Kaiser Friedrich Barbarossa sich gewendet, der die zeitliche Herrschaft von Genf durch eine authentische Erklärung vom Jahr 1153 ihm bestätiget hätte; da aber, ungeachtet eines so wohlgegründeten Rechtes, der Graf von Zähringen als Stellvertreter des Kaisers, und der Graf des Genferlandes in der nämlichen Eigenschaft, es gewagt hätten, sich Rechte über die zeitliche Herrschaft der Genfer Kirche anzumaßen, habe der Bischof im Jahr 1196 bei dem Reichstage hierüber Klage geführt; und der Frevel dieser beiden Grafen habe die Reichsversammlung so ungerecht bedünkt, daß sie die beiden Grafen verpflichtet habe, persönlich zu erscheinen, ihnen einen derben Verweis über ihre Vermessenheit gegeben, und sie verurtheilt habe, ihr Verdammungsurtheil zu unterschreiben; und zwar mit so großer Strenge gegen Wilhelm, Grafen von Genf, daß sein Sohn dem Bischof Nantelin von Genf zum Ersatz für die Felonie zugesprochen wurde, die er wider diesen Prälaten und seine Kirche begangen hätte.

Auch zeigen die Bischöfe von Genf eine sehr alte Urkunde vor, die von dem Geschichtschreiber von Genf und von Spon angeführt wird, und worin in deutlichen Ausdrücken geschrieben steht: „Die Kirche von Genf hat allein die Herrschaft und die Souverainetät der Stadt und der Vorstädte von Genf."

Dieser Urkunde fügen sie noch zwei andere bei, nämlich zwei Anerkennungen von Amadäus, Grafen von Genf; kraft welcher er erklärt: er habe kein Recht noch irgend einen Anspruch auf die Stadt noch auf die Güter des Bisthums von Genf; und sie behaupten: dies sei so wahr, daß Amadäus VIII., erster Herzog von Savoyen, als er die Grafschaft Genf erworben, dem Bischof in der Domkirche zu St. Peter einen feierlichen Lehnseid geleistet, und sein Sohn, der Herzog Ludwig ins besondere der Souverainetät über die Ländereien entsagt habe, welche die Genfer bei der Brücke Arve erworben hatten.

Was die Bulle Leo X. betrifft, von welcher vorhin die Rede war, bekennen sie zwar: dieselbe sei allerdings erlassen worden; doch könne solche aus zwei unwiderleglichen Gründen die Souverainetät der Bischöfe nicht beeinträchtigen; erstens, weil die Päpste kein zeitliches Recht über den Genfer Staat haben, und folglich Leo X. nicht habe über die Souverainetät für die Herzoge von Savoyen zum Nachtheil der Bischöfe verfügen können; zweitens, daß, sogar im Falle Leo X. das Recht gehabt hätte, über die Souverainetät von Genf zu verfügen, dieser Papst dennoch den Bischof nicht hätte

verurtheilen können, ohne ihn früher anzuhören; und es sei gewiß, daß er nicht wäre angehört, ja nicht einmal vorgerufen worden.

Hinsichtlich der Souverainetätsacte, von welchen die Herzoge von Savoyen behaupten, sie hätten dieselben zu Genf ausgeübt, läugnen die Bischöfe die meisten derselben, und behaupten im Betreff der andern: sie seien gewaltthätig und wider alles Recht ausgeübt worden; die Herzoge, welche mächtiger waren denn die Bischöfe, hätten die Umstände sich zu Nutzen gemacht; da aber die Bischöfe und das Capitel sich immer widersetzt hätten, könnten sie den Herzogen von Savoyen dadurch kein Recht eingeräumt haben.

Endlich fügen die Bischöfe bei: da es außer Zweifel sei, daß die Souverainetät von Genf ihrer Kirche angehört habe, und daß die Herzoge von Savoyen, als Grafen von Genf, ihnen Lehenspflicht leisteten, wie dies durch die authentischen Actenstücke erwiesen ist, welche hier angeführt wurden, so müßten die Herzoge wenigstens erweisen, wie die Kirche von Genf diese Souverainetät verloren, und wie sie selbst solche erworben haben; dies aber, behaupten sie, wären sie außer Stande zu thun. Dies also sind in Kürze die Gründe, auf welche beide Parteien ihr Recht stützen. Es ist hier nicht der Ort diese berühmte Streitfrage zu entscheiden, denn dies hieße die Gränzen der Geschichte überschreiten.

Wir begnügen uns, noch beizufügen, daß die Stadt Genf, als sie auf die Weise, die im Anfang

des zweiten Buches dieser Geschichte erzählt ward, sich zu einer Republik erhoben hatte, behauptete: die Souverainetät von Genf gehöre dem Volke an; zuerst hätten die Bischöfe, dann die Herzoge von Savoyen dieselbe unrechtmäßig an sich gerissen, selbst während dieser Gewaltträubereien aber hätten sich immer Merkmahle der Volkssouverainetät erhalten. Als Beweise dessen führen sie folgende an, welche wir mit einigen Bemerkungen begleiten wollen, die einiges Licht in dieser Sache geben können.

Die Republik Genf behauptet also, der Bischof selbst habe nach seiner Erwählung, den Eid geleistet, die Privilegien und Freiheiten der Stadt zu erhalten. — Dies benahm aber der Souverainetät so wenig als der nämliche Eid, welchen die Kaiser und die meisten Könige in Europa leisten, der ihrigen etwas benimmt. — Zweitens, die außerordentliche Ehrfurcht, welche die Stadt für ihre Bischöfe und für die Herzoge von Savoyen gehabt, habe sie abgehalten, so genau auf ihre Tractate und auf die Anschläge Acht zu haben, die sie wider ihre Freiheit gemacht hätten. — Aber diese Ehrfurcht ist doch, da sie mehrere Jahrhunderte ohne Unterbrechung fortdauerte, ohne daß Jemand es gewagt hätte, diesen vorgeblichen Anschlägen sich zu widersetzen, ein offenbarer Beweis, daß, vor dem Jahr 1535, die Genfer die Ansprüche nicht hatten, die sie heut zu Tage machen. — Drittens, der Kaiser Friedrich, der Rothbart, habe weder den Herzogen von Savoyen, noch den Grafen von Genf und von Zähringen, noch auch

den Bischöfen die Souverainetät über eine kaiserliche, freie Reichsstadt, ohne die Theilnahme des Reiches und die Einwilligung der Unterthanen, verleihen können. — Indessen klagten weder das Reich noch die Unterthanen darüber, daß er seine Macht überschritten habe; im Gegentheil haben die Reichsstände auf dem Reichstage die Souverainetät der Bischöfe allgemein anerkannt. — Viertens, selbst dann als die Bischöfe und die Herzoge von Savoyen die meiste Gewalt hatten, seien noch Merkmahle der Volkssouverainetät zur Genüge fortbestanden. — Es genügt jedoch nicht, dies blos zu sagen; es muß auch erwiesen werden. — Fünftens, die Bischöfe hätten zu Genf nicht mehr Ansehen gehabt als die Dogen zu Venedig und zu Genua; und man habe blos öffentliche Ausrufungen im Namen des Bischofs, seines Vicedoms, seiner Stadtvögte und seiner Beisitzer gethan. — Auch hier muß das Erste erst bewiesen werden; das Zweite aber stellen die Bischöfe in Abrede. — Sechstens, der Bischof habe mehrere Beisitzer gehabt, die von den Bürgern erwählt wurden; man habe sich von allen richterlichen Aussprüchen auf den Rath der Zweihunderte, und sogar auf eine allgemeinen Rathsversammlung berufen, die aus den Oberhäuptern aller Familien bestand; und der Bischof sei verpflichtet gewesen, zu genehmigen, was daselbst beschlossen ward. — Aber es ist hier nicht die Rede davon, ob der Bischof untergeordnete Beamtete hatte; sondern ob diese Beamteten von ihm abhingen; ob er sie absetzen, oder eine Aenderung treffen konnte, wenn ihn

dies rathsam bedünkte. Dies behaupten die Bischöfe, und führen dessen mehrere Beispiele an; indeß die Republik nicht ein einziges anführt, um zu beweisen, daß sie verpflichtet waren zu genehmigen, was im Rathe der Zweihunderte oder in der allgemeinen Rathsversammlung beschlossen ward. — Siebentens, die Stadtvögte hätten das Recht gehabt, Geld schlagen und die Stadt bewachen zu lassen, ohne daß der Bischof sich darein gemengt hätte. — Aber das Recht, Geld prägen zu lassen, war nicht immer unzertrennlich von der Souverainetät. In Frankreich besitzen die Herzoge von Nevers und Sully dies Recht; darum aber haben sie niemals behauptet, sie wären souveraine Herren. Das Recht, die Stadt zu bewachen, beweist dies noch weniger; denn die Städte Lyon, St. Malo, Amiens, Perrone und andere besitzen dies Recht ebenfalls; sind aber darum nicht minder unterthänig.

Diesen vorgeblichen Beweisen fügen die Vertheidiger der Genfer Freiheit noch bei: die weltlichen Obrigkeiten hätten die Criminalsachen in letzter Instanz gerichtet, wofern die Schuldigen keine Geistlichen waren. — Allein selbst in diesen Fällen wäre noch zu erweisen, daß sie die Gewalt zu richten nicht von den Bischöfen empfangen hätten; die Bischöfe aber behaupten dies; und man führt keine Beweise des Gegentheiles an. Denkwürdig ist es, daß der Geschichtsschreiber der Stadt Genf eingesteht, die Bischöfe hätten das Recht gehabt, zum Tode verurtheilte Verbrecher zu begnadigen; was offenbar

ihre Souverainetät beweist. Aber, fügte der Geschichtsschreiber bei, sie thaten dies mehr aus geistlicher und bischöflicher, als aus weltlicher Macht. — Indessen ist es aus allen Geschichten klar bewiesen, daß niemals ein Bischof einen zum Tode verurtheilten Verbrecher begnadigte, wofern er nicht zugleich geistlicher und zeitlicher Oberherr war. Es läßt sich aus diesem Eingeständniß auch noch ein anderer Schluß folgern, nämlich daß der Bischof, wie der Geschichtsschreiber anderswo behauptet, nicht verpflichtet war, an die Beschlüsse der Genfer Rathsversammlungen sich zu binden.

Diese nämlichen Vertheidiger behaupten auch noch, daß bei wichtigen Angelegenheiten, die Bischöfe nichts ohne das Volk thun konnten. Dies müßte aber bewiesen werden. Dagegen beweisen die Bischöfe, daß in allen Tractaten der Bischöfe von Genf mit den Grafen von Zähringen, von Genf, von Burgund, und mit den Herzogen von Savoyen, nicht die mindeste Erwähnung von dem Volke geschieht.

Auch behaupten sie noch, die Gemeinde und die Stadtvögte hätten Bündnisse und Friedenstractate mit fremden Fürsten geschlossen, ohne die Theilnahme des Bischofs, z. B. im Jahre 1285 mit den Grafen Andreas von Savoyen; im Jahr 1515 mit dem Canton von Freiburg und im Jahr 1526 mit dem Canton Bern. — Hierauf aber antworten die Bischöfe: diese Tractate seien zur Zeit der Unruhen

und ohne Autorität geschlossen worden; und sie beweise dies durch die Vergleiche, die hernach getroffen wurden. Man ersieht daraus, daß die Bürgerschaft von Genf allen Verbindungen entsagte, die sie mit den Ausländern geschlossen hatten; und es besteht keiner dieser Vergleiche, worin diese Clausel nicht ausgedrückt wäre.

Sie behaupten: die Einkünfte der Stadt seien zwischen derselben und dem Bischof getheilt worden, und die Stadtvögte hätten den dritten Theil erhalten. — Diese Theilung aber war nie ein Beweis der Unabhängigkeit; denn wäre dies der Fall: wie viele Städte wären dann frei, die es nicht sind?

Endlich fügen sie bei: Genf wäre eine römische Colonie; und Carl V. habe, als er im Jahr 1530 an die Stadt Genf schrieb, sein Schreiben nicht an den Bischof, sondern an die Stadtvögte, an den Rath und die Gemeinde von Genf gerichtet. — Was nun das Erste betrifft, hat Genf nichts, das dieser Stadt nicht mit den meisten Städten des Delphinats, der Provence und Languedocs gemein wäre; indessen behauptete keine aus ihnen, sie sei deswegen eine souveraine Stadt, weil sie eine römische Colonie sei. Hinsichtlich der Zuschriften Carls V., läßt sich um so weniger daraus auf die Souverainetät Genfs schließen, als es gewiß ist, daß die freien Reichsstädte nicht immer frei waren. Dies also sind in Kürze die Beweise, welche die Bischöfe, die Stadt Genf und die Herzoge von Savoyen von ihrem Souverainetätsrecht auf diese Stadt angeben.

Es läßt sich hieraus leicht schließen, daß die Abtretung des Rechtes der Bischöfe an einen so mächtigen Monarchen, und der so sehr im Stande war, dies Recht geltend zu machen, als der König von Frankreich, den Ansprüchen des Herzogs von Savoyen nicht willkommen seyn konnte. Die Politik war zu jeder Zeit mißtrauisch; man erschrickt über weniger. Indessen war der heilige Franz von Sales sehr weit von dem Gedanken entfernt, wegen seiner Rechte auf Genf zu unterhandeln. Nichts desto minder besorgte dies der Herzog Carl-Emmanuel; und dies war der Grund, warum er ihm nicht erlaubte, nach Dijon zu gehen.

Der heilige Prälat, der den Willen Gottes immer als die erste Triebfeder aller menschlichen Ereignisse ansah, und, wie er selbst sprach, es sich zum Gesetze gemacht hatte, nichts zu verlangen, und nichts zu fürchten, nahm diese abschlägige Antwort des Herzogs eben so an, wie er die Erlaubniß angenommen hätte, die er begehrt hatte; er schrieb also in diesem Sinne an den Stadtrichter und die Vögte von Dijon und wartete den heiligen Verrichtungen seines Amtes mit seiner gewöhnlichen Ruhe ab.

Er erhielt um diese nämliche Zeit einen Rathsbeschluß des Parlamentes von Burgund, — von welchem die Landvogtei Gex abhing, — um den er seit seiner Rückkehr von dem französischen Hofe angesucht hatte. Dieser Beschluß war dem Patentbriefe vollkommen gemäß, den er vom Könige für die Wie-

derherstellung der katholischen Religion in dieser Landvogtei erhalten hatte. Es war darin ausdrücklich befohlen, die geistlichen Güter, welche die Calviner an sich gerissen hatten, sollten zurückgestellt werden. Bei der Ausführung dieses Artikels mußten nothwendig große Schwierigkeiten unterlaufen; und der heilige Prälat urtheilte, sein Ansehen, das bei den Calvinern ohnehin nicht sonderlich geachtet ward, würde nicht hinreichen, solche zu überwinden. Er stand in inniger Freundschaft mit dem Herzog von Bellegarde, Gouverneur des Landes Gex, und dem Freiherrn von Luz. Er ersuchte sie daher Beide, sich nach Gex zu begeben, die Absichten Seiner Majestät ihm ausführen zu helfen. Der Herzog und der Freiherr begaben sich auch Beide dahin; und der Heilige kam, von mehreren eifrigen und gelehrten Geistlichen begleitet, um die nämliche Zeit daselbst an.

Die Dinge liefen Anfangs ziemlich friedlich ab; die Befehle des Königs waren bestimmt; und es war gefährlich, denselben in Gegenwart des Gouverneurs sich zu widersetzen, der nur an Ort und Stelle war, solche ausführen zu lassen. Doch auf die tiefste Meeresstille folgen gewöhnlich wüthende Stürme. So lange nur die Rede davon war, zu predigen und zu unterrichten, fand man keine Widersetzlichkeit; kaum aber hatte man angefangen, sich abermal in den Besitz der Güter einzusetzen, welche Jene unrechtmäßig an sich gerissen hatten, so war Alles nahe daran, in einen Aufstand auszubrechen. Die Gegenwart und

die Gewalt des Herzogs und des Freiherrn, und noch mehr als dies Alles, die klugen Vorsichtsmaßregeln, die sie getroffen hatten, den Willen des Königs zu vollziehen, hielten indessen selbst die Hitzigsten im Zaum; doch konnten sie dieselben nicht verhindern, daß ihre Rache auf den heiligen Prälaten fiel. Sie wußten, daß er es war, der die Patentbriefe vom Könige und den Beschluß vom Parlamente erhalten hatte; und sie kannten seinen Eifer zu sehr, um zweifeln zu können, er würde die Vollziehung dieser Befehle in ihrer ganzen Ausdehnung erwirken. Nur sein Tod, meinten sie, könne den Lauf der Sache unterbrechen. Es ward also beschlossen, und man fand auch Mittel, ihn zu vergiften. Ein heftiges Fieber ergriff ihn auf der Stelle; da aber Alles in einem Lande verdächtig war, wo es, wie man wußte, nicht an Feinden fehlte, vermutheten die Aerzte sogleich den Grund des Uebels, und gaben ihm des Gegengiftes so viel, daß das Fieber nachließ und er wieder gesund ward. Nichts desto minder ward seine Natur dadurch geschwächt; und sehr wahrscheinlich war dies eine der Ursachen, die sein Leben abkürzten.

Mitten in seiner Krankheit lag ihm nichts so sehr am Herzen, als für seine Feinde zu beten und zu verhindern, daß man sie nicht für das Verbrechen bestrafte, das sie an ihm begangen hatten. Eine so seltene Tugend wirkte tief auf das Gemüth zweier adeliger Herren vom Gefolge des Herzogs von Bellegarde, die eifrige Calviner und fähige Männer wa-

ren. Sie waren durch seine Predigten erschüttert worden; sein Beispiel vollendete ihre Bekehrung; nimmer konnten sie glauben, ein so getreuer Nachahmer der Geduld des Heilandes könne über die Lehre desselben in Unwissenheit seyn, oder dieselbe verfälschen; und da sie die Unschuld seiner Sitten mit denen ihrer Wortsdiener verglichen, wurden sie vollends überzeugt, die Reinheit des Glaubens müsse da seyn, wo sie so viele Tugenden leuchten sahen. Auf ihre Bekehrung folgte eine große Anzahl anderer: doch dieser glückliche Erfolg führte nur dahin, den Haß der Calviner gegen den heiligen Prälaten zu vermehren.

Er aber ließ darum nicht in seinem Eifer nach; ergriff auch keine größern Vorsichtsmaßregeln; und er verließ das Land nur, nachdem er Gott eine große Anzahl Seelen gewonnen, die Kirchen und Seelenhirten wieder hergestellt und alle Vorkehrungen getroffen hatte, damit die alte Religion neuerdings aufblühete. Von Gex kehrte er nach Annecy zurück; doch ging er sogleich wieder fort, und machte noch zwölf große Stunden zu Fuß, um nach der Kirche zu unsrer Lieben Frau zu Thonon zu gehen, Gott für die Gesundheit, die Er ihm zurückgegeben, und für die Wiederherstellung der katholischen Religion in der Landvogtei Gex zu danken.

Da diese Stadt und die Landschaft Chablais ihre Rückkehr zur katholischen Kirche ihm verdankten, und er ihnen auch seitdem viele Gnaden bei dem Herzog erwirkt hatte, ward er daselbst mit außerordentli-

cher Freude aufgenommen. Er war noch nicht dorthin gekommen, seit er Bischof von Genf war. Dies brachte die Stadtvögte auf den Gedanken, ihm einen Einzug zu bereiten; aber der Heilige, dessen Demuth mit den Ehren der Welt sich nicht vertragen konnte, und der seine Würde auf andere Weise zu unterstützen wußte, schlug dies Anerbieten aus; er zog zu Fuße mit einem einzigen Diener ein, und erhielt mehr Glanz von seiner Tugend, als er desselben durch das pomphafteste Gepränge hätte erhalten können. Jedermann kam ihm entgegen; man lief aus der ganzen Provinz herbei, ihn zu sehen; und die Stadt Thonon, nun so sehr von dem verschieden, was sie ehemals war, erwies ihm so viele Ehren, als sie ehemals ihm Haß und Verachtung erzeigt hatte. Er kräftigte vollends im Glauben Diejenigen, die noch nicht wohl darin befestiget waren; heilte die Bitterkeit, die noch in den Herzen Jener erübrigte, welche, ihrer Meinung nach, waren übel behandelt worden, und ward Allen Alles, um sie Alle für Christum zu gewinnen.

Als er eben im Begriffe war, nach Annecy zurück zu kehren, kamen zwei regulirte Chorherren aus der Abtei Sir, ihm einen Besuch abzustatten. Diese Abtei liegt im Hintergrunde von Fossigny, zwischen sehr hohen und rauhen Bergen, die immer mit so dicken Eismassen bedeckt sind, daß solche niemals schmelzen. Nur zerspringen sie manchmal im hohen Sommer unter so schrecklichem Krachen, daß man glaubt, das ganze Land gehe zu Grunde. In diesen

traurigen Gegenden herrscht ein ewiger Winter, der sie den größten Theil des Jahres unzugängig macht. Dieser schauderhafte Aufenthalt war vor mehrern Jahrhunderten von Pontius, aus dem erlauchten Hause der Freiherren von Fossigny erwählt worden, der jedoch noch berühmter durch seine große Frömmigkeit als durch seinen Adel war; und der sich hierher zurückzog, um in Abgeschiedenheit von der Welt zu leben. Er hatte die Abtei Sir gestiftet, hatte ihr große Güter geschenkt, und war im Rufe der Heiligkeit gestorben. Doch keiner Sache wird die menschliche Schwäche so bald überdrüssig, als einer strengen Regularität. In der Folge der Zeiten arteten die regulirten Chorherren dieser Abtei von der Tugend ihrer Väter ab. Schon waren die Dinge auf der Neige, als Johannes von Moury diese Abtei als Commende erhielt. Nun wollte er aber die regelmäßige Jurisdiction ausüben, da widersetzte sich das Capitel, und klagte über seine Unternehmungen bei dem Senate zu Chambery. Es ward die regelmäßige Gerichtsbarkeit ihm untersagt, und die Chorherren, die nun sahen, daß sie keinen Obern hatten, überließen sich Ausschweifungen aller Art.

Die beiden Chorherren, von welchen die Rede war, waren eben gekommen, bei dem heiligen Prälaten Klage hierüber zu führen, und ihn um Abhilfe zu bitten. Nach einer langen Schilderung des ausgelassenen Lebens ihrer Mitbrüder, stellten sie ihm vor, daß, weil sie keinen regulirten Abt hätten, er selbst als Bischof berechtiget sei, ihre Abtei zu besu-

chen und daselbst Anordnungen zu treffen, wie er solche für nothwendig hielte, die gute Ordnung wiederherzustellen, und das Aergerniß aus dem Hause Gottes zu verbannen; er allein könne Heilmittel gegen so schwere Uebel anwenden; sie bänden ihm dies auf sein Gewissen, und sie glaubten, sie hätten nun das Ihrige gethan, da sie ihm genauen Bericht erstattet hätten.

Der heilige Prälat ward von ihren Vorstellungen gerührt, und ging auf der Stelle mit ihnen, Visitation in der Abtei Six zu halten. Er fand die Dinge wirklich in dem kläglichen Zustande, wie sie ihm waren geschildert worden. Da aber seine Klugheit nicht minder groß war als sein Eifer, urtheilte er: wenn man zu viel thun wollte, würde man gar nichts ausrichten; es verhalte sich mit den Krankheiten des Geistes und des Herzens ungefähr wie mit den Krankheiten des Körpers; man müsse die Arzeneien nach den Kräften der Kranken bemessen; und legte man den Chorherren ein zu schweres Joch auf, so würden sie dasselbe ganz sicher bei erster Gelegenheit abwerfen.

Anderseits nahm das Capitel, das plötzlich überrascht ward und sich nicht zu rathen wußte, ja sogar von der Sanftmuth und Höflichkeit des heiligen Prälaten eingenommen wurde, seinen Besuch freundlich auf, und unterwarf sich den Vorschriften, die er für rathsam hielt, ihnen zu geben. Und so ward denn in wenig Tagen die gute Ordnung in diesem Hause wiederhergestellt.

Als aber in der Landschaft Fossigny das Gerücht sich verbreitet hatte, der Bischof sei in der Abtei Six, da kam man von allen Seiten, ihm die Aufwartung zu machen. Er empfing unter andern die Abgeordneten der Inwohner eines drei Stunden von dort entlegenen Thales; die ihm den Jammer schilderten, der seit Kurzem bei ihnen sich ergeben hatte. Da die Provinz voll von Bergen einer außerordentlichen Höhe ist, und die Gipfel zweier dieser Berge sich losgelöst hatten, hatten sie durch ihren Sturz mehrere Dörfer, eine Menge Inwohner und eine große Anzahl Herden zermalmt, aus welchen der ganze Reichthum des Landes bestand. Sie fügten bei: sie seien durch diesen traurigen Vorfall in die äußerste Armuth gerathen; und da sie nun gänzlich außer Stande wären, die Steuern zu bezahlen, hätten sie sich an die Rechnungskammer des Herzogs gewendet, damit dieselben ihnen erlassen würden; doch wäre dies vergeblich gewesen; sie hätten nichts ausrichten können, und man fahre noch immer fort, von ihnen zu fordern, was sie in gänzlicher Unmöglichkeit wären, zu leisten. Nun müßten sie entweder glauben, man wäre nicht überzeugt, daß das Uebel so groß sei; oder aber man halte sie für minder arm als sie es in der That wären. In Folge dessen baten sie ihn, an die Orte hinzusenden, und alle Dinge in Augenschein nehmen zu lassen, damit er nach dem Berichte, der ihm darüber erstattet würde, zu ihren Gunsten schreiben könne.

Der Heilige, dessen Zartherzigkeit für das Elend des Nächsten von keinem Sterblichen übertroffen ward, war über das Unglück dieser armen Leute bis ins Innerste gerührt, und erbot sich, auf der Stelle mit ihnen zu gehen, sie zu trösten und ihnen alle Dienste zu leisten, die von ihm abhingen. Sie aber wollten dies nicht zugeben und stellten ihm vor, das Land sei gänzlich unwegsam und so steil und rauh, daß kein Pferd im Stande wäre, dort zu gehen. Der heilige Prälat fragte sie, ob denn nicht sie selbst von dort gekommen waren? Sie antworteten, sie wären arme Leute und an derlei Strapatzen gewöhnt. „Ich aber, meine Kinder", sprach er, „bin euer Vater; und es ist meine Pflicht, selbst für euern Trost und eure Bedürfnisse zu sorgen." Wie dringend also sie ihn auch bitten mochten, reiste er zu Fuße mit ihnen ab. Jeder Andere als er hätte dies bereut; es bedurfte eines ganzen Tages, die drei Stunden von der Abtei bis nach dem Thale zurückzulegen. Das Uebel war noch weit größer als man es ihm geschildert hatte. Die Inwohner, auf die äußerste Armuth beschränkt, hatten kaum eine menschliche Gestalt; es fehlte ihnen an Allem, an Kleidern, Wohnungen und Lebensmitteln. Der Heilige weinte mit ihnen, tröstete sie, gab ihnen alles Geld, das er mitgenommen hatte, und verhieß ihnen, selbst an den Herzog zu schreiben. Dieß that er denn auch; und erhielt für sie Alles, um was er bat.

War aber der heilige Prälat über das Unglück dieser armen Leute gerührt, so waren sie es nicht

minder über seine erstaunliche Nächstenliebe. Niemals hatten sie ihre Bischöfe gesehen; und vielleicht war auch niemals Einer bis in diese traurigen Orte eingedrungen. Sie waren über die Sanftmuth entzückt, die auf seinem Angesichte, in seinen Reden und in allen seinen Handlungen sich aussprach; sie konnten nicht müde werden, die Geduld und Freude zu bewundern, in welcher er mit ihrer groben und eckelhaften Kost vorlieb nahm, und mit den halb zerfallenen Gemäuern sich behalf, wo sie selbst nur höchst nothdürftig und mühsam herbergen konnten. Dagegen hatte der heilige Prälat die Freude, zu sehen, daß die katholische Religion bei ihnen sich erhalten hatte; nur daß einiger Aberglauben dabei eingeschlichen war, den er aber ohne Mühe abschaffte. Als er nach Thonon zurückkehrte, reiste er abermal über die Abtei Sir, wo er einige Einrichtungen traf, die er für nothwendig hielt, die gute Ordnung aufrecht zu erhalten, die er daselbst eingeführt hatte.

Die Chorherrn unterwarfen sich derselben dem Anschein nach; da aber nichts schwerer ist, als von Ausschweifungen zurückzukommen, zumal wenn man denselben mit Uebertretung der Verpflichtungen eines ganz heiligen Standes sich überließ, hatten sie kaum vernommen, daß der heilige Bischof nach Annecy zurück sei, als sie wegen aller Verfügungen, die er getroffen hatte, an den Senat von Chambery appellirten.

So ein großer Feind der Heilige auch von Prozessen war, verfolgte er dennoch diese Sache; und erhielt endlich einen Beschluß, der alle seine Anordnungen bestätigte, und ihm die Vollmacht ertheilte, die Abtei zu reformiren. Da er aber, wenn die Wege der Sanftmuth vergeblich waren, nicht minder große Festigkeit zeigte, arbeitete er nun sehr ernstlich an der Reform. Er fand zwar nicht geringen Widerstand; doch brachte er das Werk dadurch zu Stande, daß er die Widerspänstigsten gegen seine Befehle in andere Ordenshäuser versetzte, und Männer von erbaulichem Wandel an ihre Stelle kommen ließ, die seit dem auf musterhafte Weise lebten.

Kaum hatte der Heilige diese Angelegenheit beendigt, so erhielt er ein Schreiben aus Dijon. Der Bürgermeister und die Stadtvögte hatten von der abschlägigen Antwort des Herzogs sich nicht abschrecken lassen, und sich an das Parlament gewendet; ja sie hatten auch zugleich mit demselben sehr dringend an den Herzog geschrieben, seine Einwilligung zu geben, daß der Bischof von Genf die nächste Fasten in ihrer Stadt predigen dürfe. Da erachtete denn der Fürst es nicht als rathsam, länger auf seiner Weigerung zu bestehen; er bewilligte ihr Gesuch; der Bürgermeister aber und die Stadtvögte benachrichtigten den heiligen Prälaten ungesäumt durch das erwähnte Schreiben. Er antwortete ihnen: da das einzige Hinderniß gehoben wäre, das ihn abgehalten habe, ihre Bitten ihnen zuzugestehen, würde er im Anbeginn der Faste unfehlbar zu Dijon eintreffen.

Da die Zeit zu dieser großen Arbeit sich vorzubereiten kurz war, sah der heilige Bischof sich nothgedrungen, Annecy zu verlassen, wo er von Geschäften gleichsam erdrückt war; und er zog sich auf das Schloß Sales zurück, daselbst dem Studium und dem Gebet mehr nach Muße abzuwarten. Denn nie trennte er eines vom andern; und wiewohl er das Gebet nicht vernachlässigte, studierte er dennoch immer weit mehr bei den Füßen des Cruzifixes als in seinen Büchern. Hier schöpfte er jenen Eifer und jene so rührende Beredsamkeit, die zur nämlichen Zeit, wo er die Herzen gewann, die Geister überzeugte. Er hatte aus der innerlichen Sammlung und aus der erhabensten Betrachtung sich eine heilige Gewohnheit gemacht; und war so gänzlich Herr über seine Einbildung und seine Sinne geworden, daß sie den Eindrücken kein Hinderniß mehr setzten, die Gott auf seinen Geist und auf sein Herz wirken wollte. Seine Treue, den Regungen der Gnade zu entsprechen, erwarb ihm immer neue Gnaden; und die Reinheit seines Herzens setzte ihn in den Stand, jene innerlichen Mittheilungen mit Gott zu unterhalten, die ehedem so häufig waren, heut zu Tage aber so selten geworden sind. Die in der heiligen Schrift jene Erscheinungen, jene Gesichte, jene Erkenntniß künftiger und entfernter Dinge lesen, die so vielen Heiligen des alten wie des neuen Bundes verliehen wurden, kurz jene so gewöhnlichen Mittheilungen Gottes gegen die Menschen, verwundern sich mit Recht, daß solche aufgehört haben, oder

doch bei weitem nicht mehr so gewöhnlich sind. Es ergab sich daraus sogar eine Art Ungläubigkeit, und man behandelt ohne weiters als Schwärmer heilige Personen, welche behaupten, es seien ihnen Offenbarungen zu Theil geworden; und nennt die Geschichtschreiber, die solche anführen, Leute von schlechtem Geschmack.

Freilich soll man nicht allerlei Geistern glauben; und es bedarf großer Erleuchtung und der Unterscheidungsgabe, über Gegenstände dieser Art zu urtheilen; zu große Leichtgläubigkeit in solchen Dingen würde geraden Wegs zur Schwärmerei führen; aber es würde in ein anderes Extrem verfallen, wer da behaupten wollte, Gott theile seinen Heiligen, jenen auserwählten Seelen, jenen so reinen Herzen sich nicht mehr mit, die Er selbst gebildet hat, und welche es Ihm wohlgefällig war, mit seinem Geist und mit seiner Liebe zu erfüllen. Wir nehmen also keinen Anstand, hier anzuführen, was alle Biographen des heiligen Franz von Sales erzählen, und das in der Einsamkeit ihm widerfuhr, von welcher so eben die Rede war. Es ist dies ein Gesicht, mit welchem Gott über den Orden der Heimsuchung Mariä ihn begnadete, dessen Stifter er einst werden sollte.

Sie erzählen also, daß, während er in die Betrachtung vertieft, aus ganzer Inbrunst seines Herzens zu Gott flehte, zur Förderung seiner Ehre und zu dem Heil der Seelen nützlich zu werden, die Er um den Preis seines Blutes habe erkaufen wollen, Gott ihm zeigte, er würde einst einen neuen Orden

frommer Klosterfrauen errichten, welche die Kirche durch den Glanz ihrer Tugenden erbauen und seinen Geist, seine Gesinnungen und Grundsätze bei der Nachwelt verewigen würden.

Auch fügen sie bei, Gott habe die vorzüglichsten Personen ihm gezeigt, die diesen Plan ihm sollten ausführen helfen; und es sei ihm eine so klare Erinnerung derselben verblieben, daß er die Baronin Chantal hernach sogleich als Diejenige erkannte, welche die erste Klosterfrau dieses neuen Ordens seyn sollte. Sie war damals zu Dijon, wohin der Ruf des heiligen Prälaten sie angezogen hatte, der daselbst die Fastenpredigten halten sollte; und hier entstand jene heilige Verbindung zwischen ihnen, deren nähere Umstände wir im siebenten Buche dieser Geschichte angeben werden.

Da indessen die Fastenzeit immer mehr herannahete, traf der heilige Bischof die nothwendigen Vorkehrungen für sein Bisthum, und reiste dann nach Dijon ab. Er ward daselbst mit außerordentlichen Ehrenbezeugungen von der Stadt und dem Parlamente empfangen; und predigte daselbst mit so großem Beifall, daß der Adel und das Volk der Umgegenden in die Stadt kamen, ihn zu hören. Kaum genügten die größten Kirchen, die Menge Volkes zu fassen, die zu seinen Predigten strömte. Denkwürdig auch ist es, daß die Calviner, deren die Stadt damals voll war, gleich den Katholiken, schaarweise in dieselben eilten. Dies veranlaßte ihn, mehrere Gegenstände der Controverse abzuhandeln; worin er

ausgezeichnet war; und er that dies mit so gewaltiger Kraft und Beredsamkeit, daß eine große Anzahl derselben in sich ging und in die katholische Kirche zurückkehrte.

Die Wortsdiener der sogenannten reformirten Religion sahen diesen so glücklichen Erfolg mit vielem Aerger; aber es erübrigte ihnen kein Mittel, dem Verlauf desselben Einhalt zu thun, außer sie nahmen eine öffentliche Conferenz an, die der heilige Bischof ihnen mehr als einmal angeboten hatte. Mehrere wurden dazu versucht: da sie aber bedachten, sie hätten es mit dem Apostel des Chablais aufzunehmen, mit diesem Manne, der durch die große Anzahl Bekehrungen, die er erwirkt hatte, zu einem so großen Rufe gelangt war, erachteten sie, es sei sicherer, in ihren Predigten wider ihn loszuziehen. Die Sache wäre auch dabei bewendet geblieben, wenn nicht Einer aus ihnen, der vermessener denn die übrigen war, sich hervorgethan hätte, mit ihm zu disputiren. Der Heilige nahm ihn beim Worte, und die Conferenz ward bis nach den Osterfeiertagen verschoben; da die Beschäftigungen des heiligen Prälaten ihm nicht gestatteten, derselben früher beizuwohnen.

Das Consistorium indessen nahm es sehr übel, daß dieser Wortsdiener ohne sein Vorwissen sich verpflichtet hätte. Man gab ihm zu verstehen, wenn man Jemand zu erwählen hätte, die allgemeine Sache zu vertheidigen, so würde man sich nicht an ihn wenden; und man untersagte es ihm, das Wort zu

halten, das er gegeben hatte. Da nun die Zeit herbeigekommen war, über welche man sich verabredet hatte, erschien der Wortsdiener nicht; und der heilige Bischof ersuchte den Freiherrn von Luz und mehrere andere ausgezeichnete Personen, welche Zeugen der Herausforderung des Wortsdieners gewesen waren, derselben sich zu erinnern.

Wie groß indessen auch die Mühen des großen Dieners Gottes waren, täglich zu predigen und Allen Antwort zu geben, die sich Rathes bei ihm erholten, war dennoch sein Eifer noch nicht damit befriedigt; sondern er ging an den Nachmittagen in die Hospitäler der Stadt und der Vorstädte, die Kranken zu besuchen und sie zu trösten; oft sogar hörte er ihre Beicht und spendete ihnen die übrigen Sacramente. Kein Elend, keine Noth entging seiner Sorgfalt; und man konnte nicht begreifen, wie ein einziger Mann zu so vielen und so verschiedenen Beschäftigungen hinreichen konnte.

Als nun die Osterfeiertage vorüber waren und der heilige Bischof zu seiner Rückreise nach Annecy sich anschickte, kam eine Körperschaft der Stadt und machte ihm ein Geschenk mit einem silbernen Tafelgeräthe, das sie eigens hatte machen lassen, ihre Dankbarkeit ihm zu bezeigen. Der Gottesmann besah dasselbe, lobte die schöne Arbeit; aber wie dringend sie ihn auch baten, konnten sie ihn dennoch nie dahin vermögen, dasselbe anzunehmen. Er sagte, sich dessen zu erwehren, Gott befehle ihm, umsonst zu geben, was er von seiner unendlichen Barmherzigkeit

umsonst empfangen habe; nie habe er etwas für seine Predigten angenommen; und er würde bei ihnen nicht den Anfang machen, irgend zeitlichen Vortheil für seinen heiligen Dienst anzunehmen; wollten sie indessen durchaus, daß er eine Belohnung für seine Arbeit von ihnen annähme, so bitte er sie um eine, die ihm weit lieber als alles Silber wäre, das sie ihm anbieten könnten; diese aber bestehe darin, daß sie seiner in ihrem Gebet gedenken, und die Freundschaft ihm erhalten möchten, mit der sie so gütig gewesen wären, ihn zu beehren. Da der Bürgermeister seine Weigerung nicht besiegen konnte, bat er ihn, er möchte wenigstens sich äußern, was man mit dem Tafelservice thun sollte, den sie ihm bestimmt hätten. Der Heilige antwortete: über denselben verfügen, hieße eben so viel als denselben annehmen; er überlasse es ihrer Nächstenliebe, den Gebrauch davon zu machen, den sie für gut fänden. Dies hieß in verschleierten Worten so viel gesagt, als sie sollten denselben zu Almosen verwenden. Sie thaten also nach seiner Absicht, und es wurde den Armen so viel gegeben, als der Preis des Tafelzeuges betrug.

Immer war die Verachtung des Reichthums ein Anzeichen großer Seelen; aber gewiß ist dieselbe auch der unverdächtigste Beweis der geläutertsten Tugend. Da der Reichthum das unfehlbarste Mittel ist, alle andern Güter zu besitzen, kann man solchen nicht verachten, ohne daß man zu gleicher Zeit über Alles erhaben sei, was den Sinnen schmeicheln kann. Es ward also die Abweisung des Geschenkes, das

die Stadt Dijon dem heiligen Prälaten machen wollte, um so höher, selbst von Denjenigen geachtet, die Zeugen derselben waren, als sie minder sich fähig fühlten, solche nachzuahmen.

Bei seiner Rückkehr nach Annecy gab er noch einen überzeugenderen Beweis seiner tiefen Verachtung des Reichthums und der Würden, die in den Augen der Menschen ihn erheben konnten. Der glänzende Ruf, den er zu Dijon sich erworben hatte, war bis zu dem Hofe von Frankreich gedrungen und hatte in dem Herzen Heinrichs IV. die Achtung und Freundschaft aufs neue erweckt, die er ehemals für ihn empfunden hatte. Er besprach sich darüber mit Deshayes, jenem innigen Freunde des Heiligen, von welchem schon öfters die Rede war, und gab ihm den Auftrag, ihm in seinem Namen zu schreiben, daß er, wofern er nach Paris kommen wolle, ihm zeigen würde, daß er seiner nicht vergessen habe; und daß er Willens sei, ihm eine bedeutende Abtei zu geben; da er nicht zweifele, er werde von den Einkünften derselben einen bessern Gebrauch machen als jeder Andere, dem er dieselbe verleihen könne. Deshayes entledigte seines Auftrags sich mit Freuden; aber der heilige Prälat antwortete ihm: er bitte ihn, Seiner Majestät Danksagungen abzustatten, die im Verhältniß zu der großen Güte ständen, mit welchen sie gesonnen wären ihn gnädigst zu beehren; er fürchte den Reichthum so sehr, als Andere solchen wünschen könnten; je weniger Vermögen er habe, um so geringer sei die Re-

chenschaft, die er dafür zu geben habe; seine geringen Einkünfte genügten ihm, und größere würden zu nichts führen, als ihn in Verlegenheit zu bringen.

Diese abschlägige Antwort verminderte die Sehnsucht dieses großen Fürsten nicht, ihm Gutes zu erzeigen; er ließ durch den nämlichen Deshayes ihm abermal schreiben, er werde, wenn er auch eine Abtei verschmähe, doch vielleicht einen Cardinalshut nicht verschmähen, den er im Sinne habe, für ihn zu erlangen. Diese Würde jedoch, die sonst das Ziel der Wünsche selbst der ehrsüchtigsten Bischöfe ist, war nicht vermögend, ihn zu versuchen. Er antwortete seinem Freunde Deshayes: Seine Majestät wollten ihm eine Ehre anthun, deren er nicht würdig sei; man habe ihn bereits wider seinen Willen zum Episcopat erhoben; Gott sei sein Zeuge, welche Gewalt man desfalls ihm angethan habe; eine noch größere Würde wäre eine Last, die ihn niederdrücken würde; er kenne seine Kräfte und seine geringe Tugend; die natürliche Eigenliebe und Eitelkeit, von welcher kein Mensch frei wäre, bedürften es nicht, daß man ihnen auch noch schmeichelte; sie wären ohnedies schon mehr als zu stark; und er sei nicht gesonnen, seinem Heile selbst neue Hindernisse zu legen. Er fügte noch mit jener freimüthigen Offenherzigkeit bei, die er gegen seine Freunde hatte: gern würde er das rothe Gewand tragen, wenn diese Farbe von seinem Blute käme, das er für den Glauben und das Heil des Nächsten vergießen könnte; was aber den Cardinalshut betreffe, würde er, wenn solcher auch nur

drei Schritte weit von ihm läge, selbst diese drei Schritte nicht thun, denselben aufzuheben; er verachte die Würde nicht, die ihm angeboten werde; aber Größe stände ihm nicht zu; Jeder müsse sich kennen, und was ihn betreffe, sei er überzeugt, Gott habe ihn nicht für weltliche Größe erschaffen. Als diese Antwort dem Könige mitgetheilt wurde, riß dieselbe ihn zur Bewunderung hin, und er konnte sich nicht enthalten zu sagen: „bis jetzt habe er geglaubt, er sei über Alle erhaben, denen er Gutes thun könne; aber durch diese glückselige Unabhängigkeit, in welche seine Tugend den Bischof von Genf versetzt habe, stehe derselbe so hoch über ihn, als das Königthum ihn selbst über die Andern erhebe."

Der heilige Bischof predigte in der folgenden Faste zu la Roche, einer kleinen Stadt seines Bisthums. Dieser große Mann, den der französische Hof, Paris und Dijon bewundert hatte, predigte mit Freuden einfachen, aber gelehrigen Seelen; und er sagte hierüber, wenn er sah, daß er nur Bauern, Handwerker und ganz gemeine Bürgersleute zu Zuhörern hatte: Jesus Christus selbst habe nur vor solchen Menschen gepredigt; selten habe man das göttliche Wort Ihn vor Großen der Welt verkündigen sehen; nur einmal sei er bei Hofe erschienen, und auch damals sei Er dort verachtet worden; hiernach aber könne er sich nicht genug verwundern, daß man sich so viele Mühe gebe, vor Personen hohen Standes zu predigen; und im Grunde habe die

Seele eines armen Bauern den Erlöser so viel gekostet als die Seele des größten Fürsten.

Ob es aber auch eine große Anstrengung war, alle Tage zu predigen während der Zeit der Faste, die er mit aller Strenge hielt, und womit er noch andere schwere Bußwerke vereinigte, ließ dennoch sein Eifer es nicht hierbei bewenden. Statt der Ruhe, die er nach der Predigt sich hätte gestatten können, versammelte er die Pfarrer und die Geistlichen der Umgegend, hielt ihnen Conferenzen über Gewissensfälle, und richtete sie selbst zu den kirchlichen Ceremonien ab. Dieser Arbeit folgte dann eine andere. Er schlichtete Rechtshändel, legte Streitigkeiten bei, und besuchte Arme und Kranke. Gibt man diesem Allen noch die Zeit bei, die er auf das Gebet, das er niemals unterließ, und auf das nothwendige Studium verwendete, so ist es leicht zu erachten, daß ihm nicht viele Zeit zur Ruhe erübrigte.

Während seines Aufenthaltes zu la Roche gab er ein Beispiel der Nächstenliebe, das Manche vielleicht nicht als bedeutend ansehen werden; das aber dessen ungeachtet von großem Verdienste vor Gott war. Unter den Armen, die täglich zu seiner Thür kamen und Almosen empfingen, befand sich einmal ein Mensch, der von Mutterleibe an taubstumm war. Dieser Mensch führte ein sehr unschuldiges Leben; und weil er übrigens nicht ungeschickt war, verwendete man ihn zuweilen zu niedrigen Diensten des Hauses. Da man wußte, daß der heilige Prälat die Armen liebte, führte man ihm denselben zuwei-

len während der Mahlzeit vor, um ihm das Vergnügen zu verschaffen, ihn durch Zeichen sich ausdrücken zu sehen, und wahrzunehmen, wie er die Zeichen verstände, die man ihm gab. Ueber sein Elend gerührt, befahl der Heilige, ihn in die Anzahl seiner Hausleute aufzunehmen, und große Sorge für ihn zu tragen. Man stellte ihm vor, es sei eben nicht nothwendig, sein Haus durch denselben zu überladen; und übrigens würde dieser Mensch ihm auch ziemlich unnütz seyn. „Wie, unnütz! antwortete hierauf der heilige Prälat; rechnet man es denn für nichts, die Nächstenliebe zu üben? Je mehr Gott ihn betrübte, um so mehr Mitleid muß man mit ihm haben. Wenn wir an seiner Stelle wären, möchten wir wohl, daß man so karg gegen uns wäre?" Er ward also unter die Hausgenossen des heiligen Prälaten aufgenommen, und er behielt ihn auch bis zu seinem Tode.

Ja er that noch mehr für ihn; er unternahm es, ihn selbst durch Zeichen von den Geheimnissen des Glaubens zu unterrichten; was ihm endlich auch nach unsäglichen Mühen gelang. Er lehrte ihn durch Zeichen beichten; und wollte selbst sein Beichtvater seyn. Dann ließ er ihn auch zur Communion zu, die er immer mit einer Ehrfurcht und Andacht empfing, woran Alle sich erbauten. Er überlebte den heiligen Prälaten nicht lange, und starb vor Schmerz, einen so guten Herrn verloren zu haben.

Als die Faste zu Ende war, kehrte der Heilige nach Annecy zurück, bei der Synode sich einzufin-

den, die er jedes Jahr abhielt. Da er nicht gesonnen war, viele Anordnungen vorzuschreiben, sondern es für nützlicher hielt, dahin zu wirken, daß die, von ihm selbst sowohl als von seinen Vorgängern Vorgeschriebenen, genau beobachtet würden, sieht man nicht, daß er in dieser Synode irgend ein Statut festgesetzt hätte, das besonders denkwürdig wäre. Wir bemerken hier nur, daß er äußerst pünctlich war, selbst zu beobachten, was er Andern vorschrieb. Als er daher in der vorhergehenden Synode angeordnet hatte, die Besitzer kirchlicher Pfründen sollten verpflichtet seyn, ihre Kirchen mit silbernen Kelchen und Ciborien, mit Büchern und mit allen Ornamenten zu versorgen, die erforderlich sind, den Gottesdienst anständig zu feiern, und erfuhr, es fehle selbst jenen Kirchen, die er verpflichtet war zu unterhalten, an Ein- und Anderm, befahl er, solches sogleich und vor allen andern Dingen anzuschaffen.

Um die nämliche Zeit erhielt er Briefe aus Rom, in welchen man ihm den Tod Clemens VIII., und die Wahl des Cardinals von Medicis berichtete, der den Namen Leo XI. annahm; so wie nicht minder den Vorsatz, den dieser Papst gefaßt hatte, ihn bei der nächsten Promotion zum Cardinal zu ernennen. Diese letzte Nachricht betrübte ihn in dem Maße, als er aller Größe und allen Würden äußerst abgeneigt war. Er flehte zu Gott, dies von ihm abzuwenden, und eine Erhebung nicht zu gestatten, durch die er weniger demüthig und vor seinen Augen min-

der wohlgefällig würde. Sein Gebet fand Erhörung; doch auf weit andere Weise, als er es gewünscht hätte.

Leo XI. war jener nämliche Cardinal von Medicis gewesen, der nach dem Abschluß des Friedens von Vervins durch Thonon gereist war, als der heilige Franz von Sales die berühmte Mission hielt, von welcher in den vorhergehenden Büchern die Rede war. Der Cardinal hatte ihn seitdem zu Rom wieder gesehen, und sein ganzes Verdienst und seine große Tugend besser noch als zu Thonon kennen lernen. Er selbst war Eines der ausgezeichnetesten Mitglieder des heiligen Collegiums, sowohl wegen seiner Geburt, als wegen seiner großen Talente und seiner ungeheuchelten Frömmigkeit. Seine Tugenden hatten ihn auf den heiligen Stuhl erhoben; und man erwartete von ihm Alles, was man von einem Papste der erhabensten Heiligkeit hätte erwarten können. Seine Absichten waren die besten und edelsten; sie zielten sämmtlich nach dem Wohl der Christenheit und nach der Reform der Kirche. Solche auszuführen, hatte er den Plan, Alles um sich zu versammeln, was er an Männern kannte, die durch Wissenschaft und Heiligkeit ausgezeichnet waren. Da unser heiliger Prälat zu dieser Anzahl gehörte, hatte er die Absicht, ihn zum Cardinal zu ernennen, damit er durch diese Würde ihm die Gelegenheit verschaffte, ohne Gewissensscrupel an seine Person sich anzuschließen, und mit seinen Einsichten und seinen Rathgebungen ihn zu unterstützen.

Allein Gott, dessen Rathschlüsse unergründlich sind; der den Gottlosen oft ein langes Leben verleiht, indeß Er es zuläßt, daß die tugendhaftesten Menschen oft durch einen schnellen Tod hinweg gerafft werden; und dessen Urtheile, ob auch unsern schwachen Ansichten oft wenig entsprechend, immer aber anzubeten sind, gestattete es nicht, daß dieser große Papst seine guten Absichten ausführte; er starb sieben und zwanzig Tage nach seiner Wahl und räumte seine Stelle dem Cardinal Borghese ein, der den Namen Paulus V. annahm. Auch er war ein Freund unsres Heiligen, kannte sein Verdienst und seine Tugend; aber er hatte andere Ansichten als sein Vorgänger; immer zwar beehrte er den heiligen Prälaten mit seiner Hochachtung und mit seinem Schutze; ohne jedoch mehr für ihn zu thun.

Durch den Tod Leo's XI. ward der heilige Franz von Sales von der Angst befreit, zum Cardinal erhoben zu werden. Diese Weise zu reden wird die Ehrsüchtigen, jene Kinder der Welt, sonderbar bedünken, die keine Güter über dies gegenwärtige Leben hinaus kennen; oder wenn sie solche auch kennen, sie vernachlässigen und die Güter dieser Erde ihnen vorziehen. Weit andere Gesinnungen hat der Gerechte, der aus dem Glauben lebt; er fürchtet, wornach die Welt sehnsüchtig verlangt; flieht vor dem, was sie sucht; und, wie der heilige Prälat sich ausdrückte, „ganz mit der Größe und Ewigkeit Gottes beschäftigt, begreift er nicht, wie man sein Herz an

das heften kann, was die Welt Eitles und Vergängliches anbietet."

Diese Gesinnungen des Heiligen waren so bekannt, daß der Herzog von Savoyen, als er erfuhr, daß er die Cardinalswürde ausgeschlagen hatte, sich nicht erwehren konnte, zu sagen: „der Bischof von Genf hat der Welt gänzlich vergessen, und er gedenkt meines Hofes nur wenn er Messe liest, um Gott zu bitten, denselben zu heiligen."

Um diese Zeit auch erhielt er ein Schreiben von dem Senate zu Chambery, durch das er ersucht wurde, für sein Vaterland zu thun, was er für Frankreich gethan habe, und ihre Stadt in der nächsten Faste durch seine Predigten zu ehren; wie er vor Kurzem die Stadt Dijon beehrt habe. Doch während er zu dieser neuen Arbeit sich vorbereitete, erhielt er einen Besuch von Vespasian Ajazza, Abt zu Abondance. Dies war ein Mann von seltener Frömmigkeit, Klugheit und Sanftmuth; von langen Zeiten her ein Freund des heiligen Prälaten, und der auch nichts Wichtiges unternahm, ohne ihn um Rath zu fragen. Er sah mit Wehmuth, daß seit mehreren Jahren die heilige Zucht bei seinen Ordenspriestern bedeutend abgenommen hatte; sie waren zwar nicht in große Ausschweifungen verflochten; doch war ihr Leben weit von der Heiligkeit der Regel des heiligen Augustinus entfernt, welche sie zu befolgen angelobt hatten. Da indessen alle schon sehr alt waren, hatte er es nicht rathsam befunden, sie zu Ordensgebräuchen zu verpflichten, die sie noch nicht geübt hatten. Diese

Nachgiebigkeit jedoch, die keinen andern Quell als die Abneigung hatte, seinen Ordensleuten nicht Wehe zu thun, erweckte ihm Gewissensscrupel; und er kam, bei dem heiligen Prälaten sich Rathes zu erholen, was er zu thun hätte, die gute Ordnung in seiner Abtei wieder herzustellen.

Der Heilige, der die Sanftmuth in Person war, lobte die Mäßigung des Abtes, und seinem Wahlspruch gemäß, daß es, wenn man schon fehlen müsse, besser sei, durch zu große Sanftmuth als durch zu große Strenge zu fehlen, rieth er ihm, seine Ordensgeistlichen nicht zu quälen; doch fügte er bei, sei er der Meinung, die gute Ordnung in seiner Abtei, wenigstens für die Zukunft wiederherzustellen; in dieser Hinsicht sollte man den alten Religiosen Jahrgelder geben und sie verhalten, das Kloster andern von strengerer Zucht abzutreten, die man von anders woher könne kommen lassen; ihn bedünkten hierzu keine geeigneter als die Fullienser, ob sie auch eines andern Ordens wären. Genehmige er diesen Vorschlag, so wolle er an den Papst schreiben, die nöthigen Bullen für die Ausführung desselben zu erwirken. Der Abt gab diesem Mittel seine Beistimmung; der Heilige aber schrieb an den Papst; es wurden die erlangten Bullen ihm zugesandt, und die Fullienser nach Abondance eingeführt, wo sie auch bis auf die letzten Zeiten ein sehr erbauliches Leben führten.

Während diese Dinge vorgingen, hatte der heilige Bischof sich immer mit dem Gedanken beschäftiget, die allgemeine Bereisung seines Bisthums vor-

zunehmen. Er wußte, daß sie zu den vorzüglichsten Pflichten des Episcopates gehört; und immer schwebte ihm jener Ausspruch des Apostels vor Augen: „Wachet über euch selbst, und über die ganze Herde, über welche der heilige Geist euch aufgestellt hat.“ (Apost. 20.) Nachdem er also alle Berichte gesammelt hatte, die er hatte aufsetzen lassen, so wie die Actenstücke, die er selbst verfaßt hatte, reiste er am fünfzehnten October (1501) ab, dies große Werk zu beginnen; denn vollenden konnte er dasselbe erst nach seiner Rückkehr von Chambery.

Das Bisthum Genf ist *) von großem Umfang, sehr bevölkert, und voll einer großen Anzahl kleiner Flecken und Dörfer. Ein Theil desselben ist von Bergen einer erstaunlichen Höhe und sehr schweren Zugängen bedeckt. Auch ist daselbst die Temperatur der Luft wundersam verschieden; es giebt darin Orte, die mit ewigem Schnee und Eis bedeckt, und hinwieder andere, die von der Sonne verbrannt sind; und wo die Hitze kaum zu ertragen ist. Ein Theil des Bisthums dehnt sich gegen die Schweiz hin aus, deren Bewohner meist Lutheraner oder Calviner sind; ein anderer gegen Savoyen hin; endlich liegt ein Theil jenseits der Rhone in den Staaten des Königs von Frankreich.

Dieser Theil war derjenige, den der heilige Prälat am ersten besuchte. Er verwendete wenigstens

*) Dies ist von damaliger Zeit zu verstehen; denn die politischen Ereignisse führten seitdem vielfältige andere Eintheilungen und Veränderungen herbei.

einen ganzen Tag auf den Besuch jeder Pfarrei. Er las die heilige Messe, predigte, ertheilte die Firmung, katechisirte selbst die Kinder, die Pfarrer durch sein Beispiel zu lehren, von wie großer Wichtigkeit diese heilige Amtspflicht ist, welche die wenigsten so hoch achten als sie es sollten; und hörte die Beichten aller Derjenigen, welche ihm selbst zu beichten verlangten.

So viele Beschäftigungen hielten ihn jedoch nicht ab, sich sorgfältig über die Mißverhältnisse in den Familien zu erkundigen. Dann arbeitete er daran, Frieden zwischen Eheleuten zu stiften, gutes Einverständniß zwischen Aeltern und Kindern, Herren und Dienern wiederherzustellen, und Diejenigen mit einander zu versöhnen, deren veralteter Haß und schwere Feindschaften dem Publikum zum Aergerniß gereichten. Seine wundersame Sanftmuth erschloß ihm alle Herzen. Nichts entging seiner Nächstenliebe; die Armen, die Kranken, die Gefangenen, Alle fühlten die Wirkungen derselben. Er half den Einen durch Almosen, den Andern durch seine Sorgfalt, und Andern endlich durch sein vielvermögendes Ansehen auf.

Besonders aber richtete er sein Augenmerk darauf, die Seelenhirten der Kirchen, die er besuchte, genau zu kennen und gut zu ordnen; und dazu dienten ihm vorzüglich die Aufsätze, die er verfaßt hatte, und die er immer früher zu Rathe zog, als er in die Orte eintrat, wo er die Visitation halten wollte. Er behandelte mit ausgezeichneter Ehre die Pfarrer, die ein tadelloses Leben führten und die

Pflichten ihres heiligen Amtes gottesfürchtig erfüllten. Er ermuthigte die Guten, kräftigte die Schwachen, und ungeachtet seiner äußersten Sanftmuth, drohte er, mit Strenge gegen Diejenigen zu verfahren, welche Aergerniß gaben, oder über die man gerechte Klagen bei ihm geführt hatte. Dann verfaßte er aufs neue schriftlich, was er selbst hatte erfahren können, und sah diese Aufsätze bei Gelegenheit durch, um sich nicht irgend täuschen zu lassen.

Alle seine Visitationen hielt er zu Fuße, und ließ sich kein Gepäcke, noch irgend etwas nachtragen, das den Mangel an allen Dingen hätte ersetzen können, den er oft an armen Orten antraf. Die ärmste Hütte war immer die, die er zur Herberge sich erwählte; und oft war er nach sehr großer Ermüdung darauf beschränkt, auf Stroh zu schlafen. Diese Widerwärtigkeiten rührten ihn nur in so weit, als Diejenigen darunter litten, die ihn begleiteten. Dies war sein ganzer Kummer; denn was ihn selbst betraf, gab er, wenn man es sich einfallen ließ, über die schlechten Nachtlager, die er oftmals fand, oder über die Unbequemlichkeiten ihn zu beklagen, die er zu leiden hatte, mit heiliger Freude zur Antwort: er habe nie eine so unbequeme Herberge, als der Stall zu Bethlehem, noch ein so hartes Bett gefunden, als das Kreuz es gewesen wäre; und dennoch habe unser Heiland in dem einen geboren werden, auf dem andern aber sterben wollen. Er fügte noch bei: diese armen Leute, bei welchen er einkehre, wohnten weder, noch schliefen sie auch bequemer

als er; das beste Mittel, sie zu bewegen, ihre Armuth mit Geduld zu ertragen, wäre, dieselbe mit ihnen zu theilen, und sie durch das Beispiel zu lehren, das immer besser denn Worte überzeuge, dieselbe sei nicht so sehr zu fürchten, als sie es sich einbilden könnten.

Also ermuthigte sich der heilige Prälat, die Unbequemlichkeiten des Lebens durch das Beispiel des Erlösers und durch jenes einer großen Anzahl Menschen zu ertragen, welche die Vorsehung bestimmte, ein armes und arbeitsames Leben zu führen. „Sie sind", sprach er, „Menschen wie wir; sie sind Christen; sind gleich uns zur Gnade und zur Seligkeit berufen; sie können, wie wir, Gott ihren Vater nennen; kurz, sie sind unsre Brüder, und sind vielleicht besser und heiliger als wir, Gott gefälliger und zu einer größern Glorie bestimmt. Warum also sollten wir einen so großen Unterschied zwischen sie und uns setzen, daß wir erachteten, wir erniedrigten uns und seien sehr zu beklagen, wenn wir es einige Tage haben, wie sie es ihr ganzes Leben hindurch haben?"

Die Liebe zu den Armen war immer eine der Lieblingstugenden des heiligen Prälaten; diese Liebe aber ließ er nicht bloß darin bestehen, daß er sie durch Almosen unterstützte; sondern er ging auch mit ihnen um und lebte wie sie. Der Glaube, von welchem er beseelt war, wirkte in ihm, daß er den Herrn Jesus unter der Person der Armen verborgen sah; und oft sprach er, nur von ihnen habe Er gesagt:

„Was ihr ihnen thut, das habet ihr Mir selbst gethan!"

Da die Faste heran nahte, war er nothgedrungen, seine Visitation zu unterbrechen, um sich nach Chambery zu begeben. Das Erste was er daselbst that, war, daß er eine geistliche Einsamkeit bei den Vätern der Gesellschaft Jesu abhielt, die seine Achtung und sein Vertrauen in gleich hohem Grade besaßen. Er pflegte zu sagen: wer mit Nutzen predigen wolle, der müsse, nach dem Beispiele des heiligen Johannes, ja nach dem Beispiele Jesu Christi selbst, in die Einsamkeit, und so zu sagen, in die Wüste eingehen, bevor er die Kanzel besteige. Hier schöpfte er jenes Feuer und jene Erleuchtung, die in den Herzen der getrennten Brüder den Glauben, in den Herzen der Sünder aber Abscheu vor der Sünde hervorbrachte. Er sagte nichts, wovon er nicht überzeugt war und was er nicht selbst übte. „Die Menschen", sprach er, „blicken uns zur nämlichen Zeit an, wo sie uns anhören; wir müssen sowohl ihren Augen als ihren Ohren predigen; das Eine geschieht durch Worte, das Andere durch Beispiele, die noch mächtiger sind. Wer wird mir glauben", fügte er bei, „wenn ich die Buße predige, wofern ich solche nicht selbst übe?"

Was er zu Dijon gethan, das that er auch zu Chambery; und gleicher Erfolg krönte seine Mühen; gleicher Eifer auch begleitete alle seine Arbeiten. Doch begegnete man ihm hier bei weitem

nicht mit der nämlichen Liebe und Freundlichkeit wie in Frankreich.

Während der Fastenzeit ward eine Criminal-Sache vor den Senat gebracht. Beide Parteien waren mächtig, aber die Thatsache, die in dem Bisthum Genf sich ergeben hatte, schien nicht zur Genüge aufgeklärt. Da befahl der Senat, man sollte zu Annecy Ermahnungsschreiben öffentlich von der Kanzel verlesen, daß, wer etwas Näheres von diesem Verbrechen wüßte, dies bei Strafe des Kirchenbannes anzeigen sollte. Als der Heilige dies erfuhr, ließ er sich Bericht über diese Sache erstatten, und prüfte solche mit aller Aufmerksamkeit. Die That schien ihm genugsam erwiesen; auch fand er die Sache nicht wichtig genug, um die Strafe des Kirchenbannes anzuwenden, solche noch mehr zu beleuchten, selbst im Falle solche noch eines fernern Aufschlusses bedürfte; und es gemuthete ihn, er sähe viele Leidenschaftlichkeit bei den Parteien. Ueberhaupt aber billigte er es nicht, daß man die Gewalt der Kirche zu ähnlichen Entdeckungen gebrauchte; noch auch, daß man die Gewissen wegen Dingen beunruhigte, die nicht der Mühe werth waren; von welcher Art er diese Sache ins besondere hielt. Er versagte also das Monitorium; und verbot seinem Official, solches zu bewilligen.

Der Senat hielt sich über diese Abweisung für beleidigt, und ließ ihm sagen, wofern er das Monitorium versage, werde er Beschlag auf seine Einkünfte legen. Der Heilige, der, wenn es seinen Pflich-

ten galt, eine so große Festigkeit als Sanftmuth besaß, antwortete: es kenne ihn nicht, wer mit solchen Drohungen ihn erschrecken wollte; er werde immer große Ehrfurcht für den Senat haben; aber selbst wenn es seinem Leben gelte, werde er nichts gegen sein Gewissen thun. — Diese Antwort brachte den Senat in um so größere Verlegenheit, als er überzeugt war, der Verlust zeitlichen Vermögens wäre nicht vermögend, auf einen Prälaten einzuwirken, der seinen Pflichten mit solcher Treue ergeben war; andererseits auch schämte er sich, einen so großen Bischof so schnöde zu behandeln, der als ein Heiliger verehrt wurde, und der nur auf seine Bitte nach Chambery gekommen war. Er hatte sogar viele Freunde in der Rathsversammlung, die nicht der Meinung waren, die Dinge weiter zu treiben. Doch die Gegenpartei war mächtig genug, die Sache durchzusetzen; und es wurde wirklich Beschlag auf sein Zeitliches gelegt. Ein Senator kündigte ihm dies auf so beleidigende Weise an, daß er sich nicht erwehren konnte, ihm zu sagen: man vergesse der Ehrfurcht, die seinem Charakter gebühre.

Was der Senat vorgesehen hatte, traf ein. Der heilige Prälat wich nicht um Einen Punct von seiner Festigkeit, und fuhr fort, das Monitorium zu versagen. Man glaubte, er werde bei dem Herzog Klage über diese schimpfliche Beschlagnahme führen, und der Fürst werde sogleich die Aufhebung derselben befehlen; er aber antwortete: „er wolle dem Senat

12 *

diesen Schimpf nicht anthun; nie habe er wegen seines besondern Vortheils an den Fürsten sich gewendet; und er werde nicht erst so spät anfangen, es zu thun."

Indessen erregte die, dem heiligen Prälaten zugefügte Beleidigung um so lauteres Murren in der ganzen Stadt, als er größere Mäßigung dabei zeigte. Laut sagte man, dies hieße die Dienste schlecht erkennen, die er der Stadt erweise; der Senat sollte um so mehr Rücksichten gegen ihn beobachten, als es männiglich bewußt sei, daß er nur aus Achtung gegen denselben hierher gekommen wäre; der Landesfürst würde das Betragen gegen ihn unfehlbar mißbilligen; und ein Bischof wäre sehr zu beklagen, wenn er den Befehlen des Senates blindlings, und sogar gegen sein Gewissen gehorchen müsse.

Diese Klagen, die jeden Tag stärker wurden, bewogen endlich den Senat, ihm den Antrag zu thun, man würde die Aufhebung des Beschlages auf sein Zeitliches ihm bewilligen, wenn er darum bitten wolle. Doch der heilige Mann, welcher erachtete, bei dieser Gelegenheit die Ehre seines Charakters aufrecht erhalten zu müssen, antwortete: der Senat sei zu gerecht, als daß er nicht selbst, ohne daß er sich darein mengte, ein Unrecht gut machte, das er ihm, ohne seine Theilnahme, gethan habe. Es war also der Senat nothgedrungen, die Beschlagnahme aufzuheben, ohne daß er darum ansuchte.

Bei dieser Gelegenheit gab der heilige Bischof einen Beweis großer Tugend. Er war aufs Aeußer-

ste von dem Senator beleidiget worden, der zu ihm gekommen war, die Beschlagnahme seines Zeitlichen ihm anzukündigen. Da nun ein Canonicat in seiner Domkirche erlediget wurde, verlieh er dasselbe dem Neffen dieses Senators, den er als einen frommen Mann kannte, der auch sonst Verdienste hatte. Also rächte er sich an der Heftigkeit dieser obrigkeitlichen Person, die seitdem nicht müde ward, die erhabene Tugend des heiligen Prälaten zu bewundern.

Nichts schmerzt so empfindlich, als Beleidigungen, die von Menschen kommen, welchen man Gutes erwiesen hat. Kommt aber vollends noch die Verachtung zur Beleidigung, dann wird das Herz entrüstet, und es gibt nichts, das man weniger verzeiht. Dies sind die Umstände, in welchen der heilige Prälat damals sich befand. Nur auf die bestimmte Bitte des Senates war er nach Chambery gekommen, die Fastenzeit hindurch daselbst zu predigen. Es waren also alle einzelnen Mitglieder der Versammlung ihm Dank schuldig. Und dennoch war es Einer aus ihnen, der auf so verächtliche Weise mit ihm redete, daß er, ob auch der Demüthigste und Geduldigste aller Menschen, sich nicht enthalten konnte, darüber sich zu beklagen. Indessen als die Gelegenheit sich dazu ergab, rächte er für diese Beleidigung sich durch Wohlthaten. — Gewiß liegt etwas Großes darin, sich nicht zu rächen; aber seinen Feinden Gutes thun, dies ist die Wirkung der großmüthigsten Tugend.

Während jedoch der heilige Prälat zu Chambery Beispiele der erhabensten Tugenden gab, lie-

fen daselbst Nachrichten ein, der Herzog von Savoyen und der Herzog von Nemours hätten mit einander sich entzweit. Dieser Letztere machte Anspruch, die Grafschaft Genf mit vollem Souverainetätsrechte zu besitzen; der Herzog von Savoyen dagegen forderte durchaus, er sollte solche von ihm zu Lehen empfangen. Vergeblich bot man von beiden Seiten Alles auf, was dahin führen konnte, diese Sache durch einen Vergleich abzuthun; es kam zu einem förmlichen Kriege. Der Herzog von Nemours zog zuerst ins Feld. Er konnte keine bessere Zeit dazu erwählen; denn der Herzog von Savoyen war eben mit einem andern Kriege beschäftigt, den man wider ihn in Piemont führte; und er konnte von dort keine Truppen abrufen, ohne seine Armee zu schwächen und sein Land einem beinahe unvermeidlichen Einfall blos zu stellen. Diesen ihm so günstigen Umstand benützte der Herzog von Nemours; in aller Eile sammelte er Truppen und erschien an den Ufern der Rhone, um für die Ungerechtigkeit sich zu rächen, die, seiner Behauptung nach, der Herzog von Savoyen an ihm verübt hatte. Niemand zweifelte, er würde den Krieg mit der Belagerung von Annecy beginnen, welche Stadt er zu seinem Waffenplatze bestimmt hatte. Dies bewog den heiligen Bischof, unmittelbar nach Ostern abzureisen, um seine Diözesanen zu trösten, die über die Anschläge des Herzogs von Nemours nicht wenig erschrocken waren. Doch seine Gegenwart verdoppelte ihre Bestürzung. Da sie ihn zärtlich liebten, wollten sie es durchaus nicht zu-

geben, daß er in eine Stadt sich einschlösse, die nahe daran war, belagert zu werden; und die, weil sie schlecht befestigt, die Hilfe aber schwierig und entfernt war, unfehlbar eingenommen und vielleicht sogar erstürmt ward.

Sie stellten ihm vor, da die Truppen des Herzog von Nemours größtentheils aus Calvinern beständen, und der Haß ihm bewußt sei, die sie gegen ihn trügen, so würde er, wofern die Stadt eingenommen würde, wie es denn menschlicher Weise unmöglich wäre, daß sie es nicht würde, das erste Opfer seyn, das sie ihrer Wuth und ihrer Rache brächten; und der Herzog von Nemours, der wohl wisse, wie sehr er und sein ganzes Haus dem Dienste des Herzogs von Savoyen ergeben sei, würde es vielleicht sogar gern sehen, eines Prälaten los zu werden, den er als seinen Feind betrachte. So lange er unter ihnen sei, würde seine Gegenwart nur dazu dienen, ihre Angst und ihre Furcht zu vermehren; sie beschwüren ihn also, so lange der Ausgang aus der Stadt noch frei stehe, sich zu entfernen; Gott wolle sie dafür bestrafen, daß sie seine guten Beispiele und seine heiligen Belehrungen sich so wenig zu Nutzen gemacht hätten; sie wären allein strafbar; und es sei nicht recht, daß ein Unschuldiger wie er, in die Strafe verflochten würde, die Gott über ihre Sünden verhängen wolle.

Nachdem nun der Heilige für ihre zarte Liebe ihnen gedankt hatte, antwortete er mit einer Festigkeit, die sich nie genug bewundern läßt: der Rath,

den sie ihm ertheilten, gliche dem Rathe, den man einem Hirten geben würde, die Flucht zu ergreifen, wenn er die Wölfe kommen sähe, die im Begriffe wären, seine Herde zu zerreißen; es sei ihm nicht unbewußt, daß die Truppen des Herzogs beinahe gänzlich aus Häretikern beständen; die Genfer, die ihm nicht wohl wollten, machten einen bedeutenden Theil derselben aus; aber gerade darum sei er ent-schlossen, die Gefahren des Krieges mit ihnen zu be-stehen, um, im Falle die Stadt eingenommen würde, die Verführung seines Volkes, die Entheiligung heili-ger Dinge und die andern Gewaltthätigkeiten zu verhindern, die in eroberten Städten gewöhnlich er-folgten. Er wisse, wie weit die Wuth der Feinde der katholischen Religion wider ihn gehen könne; nichts aber habe er sehnlicher gewünscht, als sein Blut für den Glauben zu vergießen; er hoffe indes-sen, Gott werde es nicht zulassen, daß so viele schwere Drangsale einträfen, wenn sie von ganzem Herzen zu Ihm zurückkehrten. Er werde eigens deswe-gen bleiben, um sie hierzu zu ermahnen; und dann sei auch, Alles wohl erwogen, sein Leben nicht kostbarer, als das Leben so vieler ehrbarer Menschen, die den nämlichen Gefahren ausgesetzt wären; und müsse er dasselbe verlieren, so könne er nicht glorreicher als in dem Augenblicke sterben, wo er dem Volke beistände, das Gott ihm anvertraut habe.

Unterdessen kam der Herzog von Nemours, den der Uebergang über die Rhone längere Zeit aufge-halten hatte, als es für den glücklichen Erfolg sei-

ner Absichten zuträglich war, vor Annecy an. Die Stadt ward noch am nämlichen Tage eingeschlossen, und am Folgenden förmlich belagert.

Zur nämlichen Zeit verbreitete sich das Gerücht, der Herzog von Nemours habe, um mehr Leute zu seinen Fahnen zu locken, beschlossen, Jedem es frei zu stellen, zu welcher Religion er sich bekennen wolle; und dies sowohl in der Grafschaft Genf, deren Hauptstadt Annecy war, als in allen Ländern des Herzogs von Savoyen, die er erobern könne. Als der heilige Prälat dies erfuhr, konnte er der Thränen sich nicht erwehren; und nachdem er lange vor Gott geseufzt hatte, erschien er endlich mit ruhigem Angesichte und sprach zu Denjenigen, die eben zugegen waren: „Da der Herzog von Nemours die Sache Gottes verläßt, und dieselbe seiner Herrschsucht aufopfert, wird Gott ihn gegenseitig verlassen; und seine Absichten werden ihm nicht gelingen." Diese Worte wurden als eine Weissagung betrachtet, daß die Stadt nicht würde eingenommen werden.

Wirklich erfuhr man kurz hierauf, Victor Amadäus, Prinz von Piemont, zöge in Eilmärschen der Stadt Annecy mit einem Truppencorps zu Hilfe, das weit stärker als das ganze Armeecorps des Herzogs von Nemours sei. Da hielt dieser Fürst es nicht für rathsam, ihn zu erwarten; er hob die Belagerung auf, und einige Tage hierauf zog der Prinz von Piemont in Annecy ein. Er quartierte sich bei dem heiligen Bischof ein; umarmte ihn mehrmals

vor Allen, und sagte ihm öffentlich: er sei überzeugt, sein Eifer und seine Festigkeit habe die Einnahme der Stadt verhindert. Der heilige Prälat, der nur der Ehre und des Dienstes Gottes eingedenk war, benützte diese Gelegenheit, den Prinzen dahin zu bewegen, den Frieden in mehreren Klöstern seines Bisthums zu gründen, in welchen die Ordensleute mit ihren Aebten nicht über die Theilung ihrer Güter sich einverstehen konnten. Auch bat er ihn, durch sein Ansehen bei der Reform einiger Frauenklöster ihn zu unterstützen, deren Wandel nicht so regelmäßig war, als es wäre zu wünschen gewesen. Der Prinz, der ihm nichts versagen konnte, bewilligte ihm Beides, und unterstützte seine guten Absichten durch sein Ansehen und sogar durch seine Gegenwart; es ward in allen diesen Klöstern der Friede und die gute Ordnung wiederhergestellt.

Unterdessen floh der Herzog von Nemours, nachdem er war gezwungen worden, die Belagerung von Annecy aufzuheben, vor den Truppen des Prinzen von Piemont. Durch diesen glücklichen Erfolg ermuthigt, verschlossen nun alle Plätze ihm die Thore; seine Truppen fingen an auszureißen, und die Weissagung des heiligen Prälaten, *seine Absichten würden ihm nicht gelingen*, ging für diesen Fürsten nur allzu sehr in Erfüllung. Diese Unfälle nöthigten ihn, über einen Vergleich zu unterhandeln. Da nun auch andererseits die Angelegenheiten im Piemont die Truppen nothwendig machten, die der Prinz daraus gezogen hatte, und beide Fürsten

gleiches Interesse dabei hatten, Frieden zu schließen, ward derselbe auch bald geschlossen. Der Prinz von Piemont kehrte über die Gebirge zurück, und der heilige Bischof sah sich nun im Stande, die Bereisung seines Bisthums fortzusetzen.

Er reiste am 18. Juni 1606 von Annecy ab, und zwar mit keinem größeren Aufzug als das erste Mal; wiewohl er die rauhesten und ärmsten Gegenden des Genfer Bisthums zu bereisen hatte. Hier war es nicht nur Abtödtung und Sittsamkeit, daß er zu Fuße reiste; sondern auch strenge nothwendig. Die Berge, über welche er gehen mußte, waren so steil, und die Felsen so spitzig, daß es unmöglich war, auf eine andere Weise hinzukommen; oft sogar mußte er Hände und Füße zu Hilfe nehmen, und hatte man am Fuße der Berge die beschwerlichste Hitze ausgestanden, so herrschte dagegen oben eine so strenge Kälte, daß auch die Stärksten davon durchdrungen wurden.

Einst, als er auf einem dieser schauderhaftesten Berge halbtodt vor Kälte und mit zerschundenen Händen und Füßen angekommen war, um eine einzige Pfarrei zu besuchen, die auf demselben lag, und mit Erstaunen eine jener entsetzlichen Eisklüfte betrachtete, deren Spalten oft zehn bis zwölf Klafter tief sind, erzählten ihm die Inwohner, die ihm entgegen gekommen waren, wenige Tage zuvor wäre ein Hirt, der einer Kuh nachlief, die sich verirrt hatte, in eine dieser Spalten gefallen. Niemals, fügten sie bei, hätte man erfahren, was aus ihm

geworden wäre, wenn nicht sein Gefährte, der ihn suchte, seinen Hut gefunden hätte; der als er fiel, auf dem Rand des Spaltes liegen blieb. Der Mann glaubte, dieser arme Hirt könnte vielleicht noch Hilfe empfangen, oder wenigstens könne man ihn, wofern er todt wäre, christlich zur Erde bestatten. In dieser Absicht also ließ er sich an Stricken in diesen entsetzlichen Spalt hinabsenken, von wo man ihn halbtodt vor Kälte und mit seinem Kameraden herauszog, der erfroren und beinahe ganz in Eis verwandelt war.

Als der Heilige diese Erzählung angehört hatte, wendete er sich an seine Begleiter, die alle höchst verdrießlich über die äußersten Strapatzen waren, die sie täglich überstehen mußten; und benützte diese Gelegenheit, sie zu ermuthigen. „Manche", sprach er, „meinen, wir thun zu viel; und wir thun weit weniger, als diese armen Leute. Sie haben gehört, wie der Eine das Leben einbüßte, ein verirrtes Thier wieder zu gewinnen; und wie der Andere der Gefahr sich aussetzte, das seinige einzubüßen, seinem Freunde ein Begräbniß zu verschaffen, dessen er leicht hätte entbehren können. Diese Beispiele sprechen zu uns; diese Nächstenliebe beschämt uns, die wir weit weniger für das Heil der Seelen thun, die uns anvertraut wurden, als diese Leute thun, um Thiere zu retten, die ihrer Fürsorge übergeben wurden."

Er kehrte von dieser mühsamen Visitation so ermüdet, und mit so sehr zerschundenen Händen, Fü-

ßen und Beinen zurück, daß er sich nicht mehr aufrecht erhalten konnte, und genöthigt war, einige Zeit auszuruhen. Er befand sich damals in dem Flecken Amancy, wo eine Inwohnerin, Namens Pernette Boutey, vor kurzem im Rufe der Heiligkeit gestorben war. Man sprach damals dort von nichts Anderm, als von ihrem vor Gott kostbaren Tode und von den großen Tugendbeispielen, die sie während ihres Lebens gegeben hatte. Der heilige Prälat hatte sie zwar nie gesehen; aber sie hatte an ihn geschrieben, und er hatte ihr mehrmals Antworten ertheilt; ja er schrieb sogar an die Freiin von Chantal, sie erzeige ihm die Gnade, seine Freundin zu seyn. Da er also Zeit hatte, ersuchte er den Erzpriester von la Roche, der sie wohl gekannt hatte, ihm von dem Leben dieser heiligen Frau zu erzählen; was denn derselbe auch ungefähr auf folgende Weise that.

Eine adelige Geburt, auf welche die Menschen so viel halten, ist nichts vor Gott; zwar schließt sie von der Gnade nicht aus; jedoch ist sie auch kein Grund, dieselbe zu verleihen. Umgekehrt vielmehr scheint es, als habe Gott Wohlgefallen daran, Denjenigen sich mitzutheilen, die nichts haben, das vor den Menschen sie auszeichnete. Dies kann man aus dem Leben dieser heiligen Frau ersehen, die ich oft bewundert habe, und die ich möchte nachahmen können.

Sie war die Tochter zweier Inwohner von La Roche, die arme, aber fromme Menschen waren, und nichts außer Acht ließen, ihr eine heilige Erzie-

hung zu geben. Sie entsprach auch ihrer Sorgfalt getreu; und von ihrer zartesten Jugend auf schien sie voll des Geistes der Frömmigkeit. Sie war sehr holdselig; und es fehlte nicht an Solchen, die es ihr oftmals sagten. Da sie aber auch gehört hatte, die Schönheit sei kein so großes Gut, als die meisten Personen des Frauengeschlechtes es sich einbilden, beschloß sie, um ihre Reinheit und Unschuld zu erhalten, in ein Frauenkloster zu gehen. Ihre Aeltern, die nicht im Stande waren, ihr die erforderliche Mitgift zu geben, widersetzten sich ihrem Vorsatze mit großem Ernst. Sie glaubte, ihnen als Solchen gehorchen zu müssen, die Gottes Stelle an ihr vertraten, und betrachtete ihren Willen als ein Zeichen des seinigen; auch trat sie nur darum in den Ehestand, weil sie glaubte, Gott wolle es also.

Derjenige, den sie heirathete, war reich; dabei war er aber auch sehr heftig. Gott, der sie in der Geduld üben wollte, ließ auch noch zu, daß er eifersüchtig ward. Die Schönheit seiner Frau ängstigte ihn beständig; und alle ihre Tugend, die er sich nicht enthalten konnte, zu bewundern, war nicht im Stande, ihn zu beruhigen. Man möchte kaum glauben, was er ihr Alles anthat, wenn diese furchtbare Leidenschaft ihn überfiel. Je mehr er sie liebte, um so ärger mißhandelte er sie; und der Grausamste ihrer Feinde hätte ihr nicht mehr Böses thun können, als der Mann, der sie mehr als Alles in der Welt liebte. Damals bedauerte sie es, daß sie nicht in den klösterlichen Stand getreten war, und sie dachte ohne Un-

terlaß an die glückselige Ruhe des Klosters. Da es ihr aber nicht mehr frei stand, diesen Entschluß zu fassen, flehte sie zu Gott, ihr irgend eine Krankheit zuzusenden, die diese Schönheit ihr hinweg nähme, welche ihre Ruhe auf so unglückselige Weise störte. Doch sie ward nicht erhört; vielmehr schienen ihr strenges Fasten und ihre Bußwerke ihre Schönheit zu erhöhen. Sie setzte der Verfolgung ihres Mannes nichts anders, als eine wunderbare Sanftmuth und eine unüberwindliche Geduld entgegen; klagte niemals darüber, und begnügte sich nicht damit, unschuldig zu seyn; sie vermied auch den mindesten Anschein, der sie hätte in Verdacht bringen können, strafbar zu seyn. Niemals ging sie ohne Begleitung aus; und auch dann ging sie nur in die Kirche, ihr Gebet zu verrichten. Zu jeder andern Zeit traf man sie immer mit ihrem Hauswesen, mit Lesen, Beten und Arbeiten beschäftigt; und da sie keinen andern als den Willen ihres Mannes hatte, war sie ohne Unterlaß auf Vorsichtsmaßregeln bedacht, die seinem Argwohn ein Ziel setzen könnten. Etwas, das man sich nicht erwehren konnte, zu bewundern, war, daß sie ihn darum nicht minder liebte; sie beklagte ihn, und sagte späterhin: was er von seiner Eifersucht leide, falle ihr schmerzlicher, als was sie selbst davon zu leiden habe.

So viele Tugenden rührten endlich diesen unglückseligen Gatten; er verdammte sich selbst, daß er sie je im Verdacht gehabt hatte; und seit dieser Zeit lebten Beide in großem Frieden. Da nun diese heilige

Frau nicht mehr von der Furcht geängstiget war, den Argwohn ihres Mannes zu erregen, ergab sie sich gänzlich der Ausübung guter Werke; ging sehr emsig in die Kirche; besuchte die Kranken; sorgte für die Armen, welchen sie, da sie sehr wohlhabend war, große Almosen ausspendete; was sie jedoch immer mit Einwilligung ihres Mannes that. Ihre erste Sorge aber war, ihre Kinder gut zu erziehen, und über ihre Dienstleute zu wachen. Sie verrichtete das Gebet mit ihnen, unterwies sie selbst in der christlichen Lehre; las ihnen zuweilen aus irgend einem guten Buche vor; besonders aber war sie immer bedacht, durch ihre Beispiele sie zu erbauen.

Sie fastete jeden Freitag; an den Vorabenden der Festtage, an den Quatembertagen und in der vierzigtägigen Faste aß sie nichts als Brot, etwas schlecht bereitetes Gemüse, und trank blos Wasser. Jede Nacht stand sie auf und brachte eine Stunde im Gebete zu; und dies sowohl in der strengsten Kälte als in der angenehmsten Jahreszeit. Sie schien immer zufrieden, redete wenig, und immer von erbaulichen Dingen; niemals aber von den innerlichen Gnaden, mit welchen Gott sie begabte, ob solche auch sehr ausgezeichnet waren; was auch die Ursache ist, warum man so wenig davon weiß. Immer geduldig, immer demüthig, verbarg sie die Fehler des Nächsten; zumal die Fehler ihres Mannes, die nicht gering waren; und verschwieg solche sorgfältiger als ihre eigenen.

Was die Ehrbarkeit und Zurückgezogenheit betrifft, war nie eine Frau pünctlicher hierüber; denn dies ging bei ihr bis zur Aengstlichkeit; und man kann keinen stärkern Beweis geben, daß die Eifersucht die furchtbarste und unvernünftigste aller Leidenschaften ist, als wenn man sagt, daß ihr Mann so blind war, so lange Zeit hindurch Argwohn gegen sie zu hegen.

Nachdem sie nun vierzig Jahre ein solches Leben geführt hatte, erschien endlich die Zeit, wo Gott so viele Tugenden belohnen wollte. Man sah, daß sie nun dem Gebet und guten Werken anhaltender ergeben war; man bemerkte sogar, daß sie vierzehn Lasten Getreide mahlen ließ; daß sie eine große Menge Gemüse bei Seite that, und alles Geld sammelte, das sie hatte. Ihr Mann fragte sie, was sie damit wolle; sie antwortete ihm: man müsse gute Werke thun, so lange man Zeit habe; ihr Tod sei im Anzuge, und sie eile, sich Vorräthe für die Ewigkeit anzuschaffen. Hernach wollte sie in die Kirche gehen, die letzte Wegzehrung und zugleich auch die letzte Oelung zu empfangen; und sagte mit jenem Hauptmanne des Evangeliums, sie sei nicht würdig, daß ihr Heiland unter ihr Dach eingehe. Ihr Mann, der sie nicht für so krank hielt, untersagte ihr dies. Sie gehorchte ihm; bat ihn jedoch, ihren Sarg zu bestellen, und legte selbst das Linnen zurecht, in welchem sie wollte bestattet werden. Hierauf legte sie sich nieder; und sprach nur mehr von der Verachtung der Dinge dieser Welt, von der Liebe und der

Furcht Gottes, und von ihrem sehnsüchtigen Verlangen, für immer mit Ihm vereint zu werden. Einige Zeit hernach ließ sie ihre Kinder kommen, hielt ihnen die nämlichen Reden, ermahnte sie, einander gegenseitig zu lieben, ihrem Vater nun alle Ehre zu geben, die sie bis jetzt zwischen ihm und ihr getheilt hätten, und ertheilte ihnen ihren mütterlichen Segen.

Um die nämliche Zeit erhielt sie einen Besuch von einer sehr andächtigen Tochter, die zu ihren Freundinnen gehörte, und die ihre Dienste ihr antrug. Sie jedoch sagte ihr, sie sollte zu ihrem Tode sich vorbereiten, und sie würden einander bald im Himmel wiedersehen. Kurze Zeit hierauf verstummte sie. Sie empfing die letzte Oelung und gab dann kein anderes Lebenszeichen mehr als reichliche Thränen, die sie unter den Küssen ihres Cruzifixes vergoß; und starb genau an dem Tage und in der nämlichen Stunde, die sie vorhergesagt hatte.

Die fromme Tochter, der sie ihren nahen Tod vorhergesagt hatte, folgte ihr bald nach. Noch heut zu Tage spricht man nur von dem heiligen Leben und dem seligen Tode dieser heiligen Frau; die Armen, an denen sie Mutterstelle vertrat, beweinten sie lange Zeit; und ihre Familie ist in eine Trostlosigkeit versenkt, von welcher sie sich nicht erholen kann.

Der heilige Prälat ward von dieser Erzählung so tief ergriffen, daß er, als der Erzpriester kaum vollendet hatte, die Augen voll Thränen zum Himmel erhob und in jene ergreifenden Worte des gött-

lichen Heilandes ausbrach: „Ich danke dir, Vater, Herr des Himmels und der Erde, daß du diese Dinge den Weisen und Klugen verborgen, und den Kleinen und Einfachen sie geoffenbart hast! Ja, Vater, also war es wohlgefällig vor Dir!" In diesem Sinne schrieb er auch an Frau von Chantal, und verhieß ihr die Erzählung dieser so erbaulichen Geschichte.

Da er Alles zum Gewinn für die Ewigkeit anlegte, diente sie ihm, seinen Eifer zu verdoppeln. Er konnte es nicht erwarten, bis er gänzlich hergestellt wäre; sobald sie ein wenig sich erholt hatten, brach er auf und setzte seine Visitationsreise fort. Die Lage der Orte, die Beschwerlichkeit der Wege, die Verheerungen, welche der Krieg und die Wuth der Häretiker beinahe überall angerichtet hatten, die Menge der Geschäfte, und die außerordentliche Arbeit, die er auf sich nahm, da er Alles durch sich selbst besorgte, waren für ihn kaum zu tragende Lasten und Ursachen zu vielen großen Leiden. Er selbst spricht von den Schwierigkeiten, die bei seiner Visitation ihm aufstiegen: „Sie wären keine Bäche, die man leicht durchwaten könne, sondern reißende Ströme, die auch die Stärksten mit sich fortreißen könnten; er finde Kreuze bei jedem Schritte; und er habe Arbeiten ohne Maß gehabt."

Bei dieser Gelegenheit jedoch erfuhr er, daß Gott niemals Diejenigen verläßt, die auf ihn vertrauen und für seine Ehre arbeiten. Denn er fügt bei: „Gottes Güte gegen ihn sei so groß, daß Er

beinahe jeden Tag Wunder für ihn wirke; wenn er Abends sich zurückziehe, sei er so abgemattet, daß er weder Gebrauch von seinem Geiste noch von seinem Körper machen könne; und dennoch fühle er jeden Morgen sich neugestärkt und so kräftig, die Arbeit fortzusetzen, als ob er erst zu arbeiten anfinge." — Er bekennt, er habe in diesen schauderhaften Gebirgen das beste Volk der Welt angetroffen; und einige abergläubige Gebräuche abgerechnet, die er abgeschafft habe, ließe dem Eifer sich nichts beigeben, den sie für die katholische Religion bezeigten. „Welche liebreiche Aufnahme, spricht er, welche Verehrung für ihren Bischof! Vorgestern kam ich bei Nacht in einer kleinen Stadt an; aber die Inwohner hatten so viele Feuer angezündet, daß es hell war, wie am Mittag. Wie sehr verdienten doch diese guten Leute einen andern Bischof als ich es bin!" Weder ein prachtvoller Einzug, noch Pomp, noch auch ein erkünsteltes Ansehen erwarben ihm diese Verehrung; seine Tugend allein hielt seine Würde aufrecht. Es irrt, wer da glaubt, eine auf die Demuth gegründete Religion lasse sich nur durch den Schimmer eines weltlichen Prunkes aufrecht erhalten.

Endlich brachte er die mühsame Visitationsreise zu Ende; und sobald er zu Annecy zurück war, sandte er seinen Bruder Johann-Franz von Sales, Domherrn seiner Kirche, nach Rom, dem Papste Bericht von dem Züstande seines Bisthums zu geben. Er bedurfte mehrerer Bullen, Manches wiederher-

zustellen, was der Krieg und die Verheerungen der Häresie zerstört hatten. Er erhielt solche, ohne eines andern Fürsprechers als der hohen Meinung zu bedürfen, die man allenthalben von seiner erhabenen Heiligkeit hatte.

So viele Mühsale, die er überstanden hatte, verlangten allerdings, daß er sich einige Ruhe gönnte; doch dieser heilige Prälat, dem es unmöglich war, sich mit andern, als solchen Dingen zu beschäftigen, die zur Heiligkeit seines Volkes wirken konnten, war kaum zurückgekehrt, als er sogleich Belehrungen für Beichtväter verfaßte. Wer dieselben liest, muß allerdings bekennen, daß solche voll der Sanftmuth sind; doch sind sie gewiß auch fern von jener Schlaffheit, welche Einige so vermessen waren, ihm vorzuwerfen.

Kaum hatte er dies Werk vollendet, als er sich vorbereitete, die Fastenpredigten zu Annecy zu halten; und er hielt solche mit seinem gewöhnlichen, das heißt, mit großem Eifer. Er kannte die Uebel seines Volkes; und kannte auch die Heilmittel derselben. Immer unterstützte sein Beispiel seine Reden; und er forderte von seinen Zuhörern nichts, das er nicht selbst mit genauester Pünctlichkeit erfüllte. Gott begnadigte seine Arbeit mit noch reichlicherem Segen als gewöhnlich; und es gab keine Sünder, die so verhärtet gewesen wären, daß sie der Stärke des Geistes hätten widerstehen können, der aus seinem Munde sprach. Er fing ihre Bekehrung durch seine Predigten an, und vollendete und kräftigte sie dann

in besondern Unterredungen; dies war sein besonderes Geschäft; es gab aber kein Geschäft, daß er nicht verlassen hätte, wenn es galt, einen Sünder anzuhören oder zu trösten.

Da nun das Osterfest vorüber war und der Präsident Faure sich gerade damals zu Annecy befand, faßten sie mit einander den Vorsatz, eine Akademie daselbst zu gründen, wo Philosophie, Theologie, Jurisprudenz, Mathematik und die Humanitätswissenschaften gelehrt werden sollten. Beide waren selbst in allen diesen Wissenschaften ausgezeichnet; und Niemand auch war mehr im Stande als sie, ein so nützliches Vorhaben auszuführen. Zwei Gründe vorzüglich bewogen sie, diese Anstalt zu errichten; der erste, weil sie überzeugt waren, nichts trage so sehr bei, Unordnungen und Ausschweifungen in eine Stadt einzuführen und darin zu unterhalten, als Müssigang; der zweite, weil es zu Annecy und in den Umgegenden eine Menge trefflicher Köpfe gab, die aus Mangel an Unterstützung, in den Wissenschaften nicht die Fortschritte machten, die sie darin hätten machen können. Als nun Alles zur Ausführung dieses Planes bereit war, schrieben sie darüber an den Herzog von Savoyen, um ihn zu bitten, dieser Akademie einige Privilegien zu verleihen, wodurch die Studirenden könnten ermuthiget werden, das Ziel zu erreichen, das sie sich vorgesetzt hatten. Der Herzog bewilligte dieselben; und der Herzog von Nemours ward zugleich ersucht, der Protector der Versammlung zu seyn.

Dieser Fürst nahm auch den Antrag an; unter der Bedingniß jedoch, daß der heilige Bischof der zweite Protector nach ihm wäre; welches Recht auch alle seine Nachfolger haben sollten. Nun wurden die Statuten aufgesetzt; und es wurden noch zwei Männer erwählt, die dem Verein zur Ehre gereichten. Der heilige Prälat eröffnete selbst die Versammlung durch eine Rede, worin die trefflichste Beredsamkeit glänzte. Der Präsident Faure hielt die Eröffnungsrede der zweiten Versammlung. Also ward denn diese Anstalt gestiftet; und der heilige Bischof gewann derselben alle Vortheile ab, die er beabsichtiget hatte.

Einige Zeit hernach kam sein Bruder Johann-Franz von Rom zurück und brachte ihm die Bullen, die er verlangt hatte, nebst Schreiben Seiner Heiligkeit und des Cardinals Pamphili. Das Schreiben des Cardinals enthielt blos einen Glückwunsch über seine unablässigen Bemühungen, den Glauben und die Frömmigkeit in seinem Bisthum wiederherzustellen. Das Schreiben des Papstes aber war von einem apostolischen Auftrag begleitet, welcher die Reform einiger Klöster betraf, worüber er ihm geschrieben hatte. Beinahe zur nämlichen Zeit schrieb der Cardinal Arrigo im Namen Seiner Heiligkeit an ihn, seine Meinung über die berühmte Streitfrage de Auxiliis, oder über die Gnadenwahl, zu vernehmen, so wie über die Art und Weise, wie die Gnade mit der Freiheit des Menschen zusammenwirkt.

Diese Streitfrage, über welche man lange Zeit hindurch in den Schulen sich ereifert hatte, war von den Dominicanern vor den Richterstuhl des Papstes gebracht worden. Ihre Gegner waren die Jesuiten. Die ersten verfochten die vorbestimmenden Rathschlüsse Gottes; die Jesuiten dagegen die voraussehende Wissenschaft Gottes. Der Papst, der selbst ein gelehrter Theolog war, wollte diese Frage gründlich erörtern. In dieser Absicht ließ er eine Versammlung berufen, die aus den gelehrtesten Cardinälen und den berühmtesten Theologen bestand; und worin er selbst den Vorsitz führte. Man versammelte sich oftmals, stritt lange Zeit von beiden Seiten mit großer Heftigkeit; endlich aber starb der Papst, ohne etwas über diese Streitfrage entschieden zu haben.

Da nun Paul V. nach Clemens VIII. den päpstlichen Stuhl bestiegen hatte, ward diese Sache abermal, und zwar mit noch größerer Ereiferung denn zuvor aufgenommen; und sie war nun nicht mehr blos eine einfache Disputation zwischen Gottesgelehrten; sondern sie ward gleichsam eine Staatsangelegenheit. Die Vorkehrungen, die man bei dieser Gelegenheit von beiden Seiten mit großer Hitze für eine Sache traf, die an und für sich schon wichtig war, erweckten bei dem Papste neue Bedenklichkeiten. Er beschloß, nichts zu entscheiden, bevor er nicht die gelehrtesten Männer von Europa darüber vernommen hätte. Dies also war's, warum der Cardinal Arrigo in seinem Namen an den Bischof von Genf schrieb, seine Meinung über diese berühmte

Streitfrage zu vernehmen, welche anfing, alle katholischen Theologen in zwei Parteien zu theilen.

Der Heilige benahm sich nicht, wie die Meisten, bei welchen der Papst sich hatte anfragen lassen. Die Einen nämlich hatten sich für die vorbestimmenden Rathschlüsse, die Andern für die vorhersehende Wissenschaft ausgesprochen. Der heilige Prälat sprach sich anders aus. Er antwortete dem Cardinal: nachdem er die erwähnte Streitfrage gründlich durchforscht, sei er von beiden Seiten auf Schwierigkeiten gestoßen, die ihn in Schrecken versetzt hätten; die Zeit wäre nicht zu einer Entscheidung geeignet; die Gemüther seien zu erhitzt, einem Verdammungsurtheile sich friedlich zu unterwerfen; man müsse zwar ihre Unterwerfung von ihrer Ehrfurcht gegen den heiligen Stuhl erwarten; doch wäre dies nicht immer sehr sicher; auch sei es nicht rathsam, ihre Unterwerfung auf eine solche Probe zu stellen; und es wäre besser, sich ernstlich zu bemühen, die Gnade gut zu verwenden, als sich in Streitigkeiten darüber einzulassen, welche die Nächstenliebe immer gestört und den Frieden der Kirche verwirrt hätten.

Immer beobachtete der Heilige die nämliche Mäßigung gegen beide Parteien. So viel ist indessen gewiß, daß er über die erwähnte Streitfrage nicht dergestalt schwankte, daß er sich nicht eher auf die eine als auf die andere Seite geneigt hätte; und in seiner Abhandlung über die Liebe Gottes sieht man ziemlich deutlich, welches seine eigentliche Ansicht darüber war. Dessen ungeachtet nahm er die Dominica-

ner eben so freundlich auf als die Jesuiten; er war überzeugt, daß man von beiden Seiten redlich disputirte; und erachtete keineswegs, daß seine besondere Ansicht ein Gesetz für Andere seyn sollte. Laut tadelte er jenen Parteigeist, der so oft von dem Haß der Meinungen auf den Haß der Personen übergeht; das Gesetz der Nächstenliebe, das in der heiligen Schrift so sehr empfohlen wird, war für ihn das höchste und das unverletzlichste aller Gesetze. Er konnte es nicht dulden, daß man Katholiken, die in Gemeinschaft mit der Kirche lebten, wegen Meinungen verketzerte, über welche die Kirche sich nicht ausgesprochen hatte. „Wie denn", sprach er, „gehören wir dem Paulus, oder dem Apollo oder dem Cephas an? Gehören wir nicht Jesu Christo an? Ist Paulus, oder Apollo, oder Cephas für uns gekreuziget worden? Haben sie uns erlöst? oder sind wir in ihren Namen getauft worden?" (1. Cor. 1.) Ja er konnte es nicht nur nicht dulden, daß man Diejenigen verketzerte, welche die Kirche nicht von ihrer Gemeinschaft ausgeschlossen hatte; sondern er mißbilligte es auch aufs äußerste, daß man einander gegenseitig Secten-Namen beilegte. „Christ, ist mein Name", sprach er; „und Katholik mein Zuname. Also sollen Jene sprechen, welche die Kirche Jesu Christi aufrichtig lieben."

Einige Zeit nachdem der heilige Bischof dem Papste seine Meinung über die Streitfrage de Auxiliis eingesandt hatte, reiste er an die äußersten Gränzen seines Bisthums ab, einige Pfarreien zu besuchen, von welchen er erachtete, sein erster allgemei-

ner Besuch habe ihnen nicht genügt. Er war überzeugt, eine erste Visitation könne höchstens zu einer allgemeinen und oberflächlichen Kenntniß der Angelegenheiten und Bedürfnisse der Völker führen; es sei nicht genug, nützliche Verordnungen zu erlassen, sondern man müsse auch allen Ernstes darauf sehen, daß solche ausgeführt würden. Auch hatte die Erfahrung ihn gelehrt, man müsse zuweilen denselben Einiges beifügen, oder auch von Einigen abgehen; und es gebe wenig allgemeine Gesetze, die man nicht zuweilen nach den Verhältnissen der Zeit und nach den Bedürfnissen der Einzelnen einrichten müßte.

Gott segnete die Bemühungen dieses wachsamen Prälaten; er vollendete die Wiederherstellung drei und dreißig solcher Pfarreien, wo er eilf Jahre vorher nur calvinische Wortsdiener angetroffen hatte. „Ich predigte," sprach er, „zu jener Zeit drei Jahre ganz allein; und zwar unter allen Widersprüchen, die man sich leicht denken kann; aber Gott hat auf dieser Reise mich reichlich dafür belohnt; denn anstatt daß damals nur hundert Katholiken an allen diesen Orten waren, habe ich jetzt daselbst nicht hundert Hugenotten angetroffen."

Der Heilige setzte seine Visitationen mit aller Freude fort, welche die Wiedervereinigung so vieler Seelen mit der katholischen Kirche ihm einflößen konnte, als er plötzlich Schreiben erhielt, durch welche er den Tod seiner Schwester Johanna erfuhr. Sie war die jüngste, aber zugleich Diejenige aus seinen Schwestern, die er am zärtlichsten liebte.

Frau von Chantal, welche nach Annecy gekommen war, hatte ihn ersucht, sie einige Zeit bei ihr zu lassen; und da der Heilige nicht erachtete, ihr eine bessere Erziehung verschaffen zu können, als die Erziehung, die diese heilige Witwe ihr hätte geben können, hatte er solche ihr anvertraut. Kaum war sie aber mit Frau von Chantal nach Montelon, ihrem damaligen Wohnsitz gekommen, als sie in ein Fieber verfiel, das von einer Ruhr begleitet war. Die innige Freundschaft der Frau von Chantal für sie that alles Erdenkliche, ihr zu dienen und zu helfen; aber alle Sorgen und Heilmittel waren vergeblich; sie starb in ihren vierzehnten oder fünfzehnten Jahre. — Sie war schön, wohlgestaltet, sanftmüthig, sehr fromm und verständig. Frau von Chantal war über ihren Tod von tiefstem Schmerz durchdrungen, und eben diesen Schmerz sprach sie auch in dem Schreiben an den heiligen Prälaten aus, in welchem sie diese traurige Nachricht ihm meldete.

Ob aber auch selbst hierüber höchst betrübt, (denn es liegt keine Tugend darin, fühllos und ohne Zartgefühl gegen Diejenigen zu seyn, die Gott durch die Bande des nämlichen Blutes mit uns vereinte), fand dennoch der heilige Mann die Betrübniß der Frau von Chantal übermäßig; er tadelte sie darüber und tröstete sie; jedoch in Ausdrücken, worin sein edles Gemüth sich zu deutlich ausspricht, um solche nicht hier anzuführen. „Ich sehe", schrieb er ihr zu, „daß Sie ein kräftiges Herz haben, das feurig liebt und will; und dies freut mich an Ihnen; denn wozu tau-

gen je halbtodte Herzen? Indessen, geliebte Tochter, müssen wir dennoch dies Herz ein wenig anhalten; und desfalls jeden Morgen einen festen Vorsatz fassen, den Willen Gottes in den schmerzlichsten Gelegenheiten zu lieben."

Er äußerte seine Gesinnungen über diesen Verlust bei einer andern Gelegenheit, und sprach: er habe seine Visitationsreise unterbrochen, seine Mutter und seine Brüder zu trösten; die, wie er wußte, über diesen Verlust überaus schwer betrübt waren. Diese Betrübniß seiner Familie habe ihn tief innig ergriffen; und er bekennt, daß hierin etwas allzu Menschliches lag. Doch die Heiligen sind immer strenge Richter ihrer selbst und ihres Betragens; dies mag man aus der Art und Weise ersehen, wie er seine eigenen Gesinnungen ausdrückt. „Was mich betrifft", spricht er, „o es lebe Jesus, immer werde ich es mit der Vorsehung halten. Alles, was sie thut ist gut; und immer ordnet sie alle Dinge aufs beste. Wie groß ist die Glückseligkeit dieser Tochter, daß sie der Welt entrissen ward, ehe noch die Bosheit derselben ihren Geist verdarb; und daß sie von diesem Aufenthalt des Verderbnisses heraustrat, noch ehe sie darin befleckt ward!"

Gewiß fordert die wahre Frömmigkeit nicht eine harte Seele, die kein Mitleid kennt. Jesus, das große Vorbild der Heiligen, vergoß Thränen über den Tod des Lazarus, den er liebte; Er ward über die Betrübniß seiner Schwester gerührt. Es ist also allerdings erlaubt, zartfühlend zu seyn; doch soll

dies Zartgefühl gemäßigt, es darf nicht übertrieben noch heftig, und es muß dem göttlichen Willen immer unterworfen seyn. Ein starrsinniger Schmerz, der nichts anhört, der niemals dahin sieht, von wannen die Kreuze kommen, die uns betrüben, kann nicht anders als tadelhaft seyn; und selten ist derselbe ohne Murren gegen die immer weise, immer gütige Vorsehung Gottes, die Alles ordnet; dies aber muß sorgfältig vermieden werden.

Frau von Chantal ließ die Ermahnungen des heiligen Prälaten nicht außer Acht; sie unterwarf sich den Anordnungen Gottes; doch betrachtete sie sich darum noch immer als eine Schuldnerin des Hauses Sales, und hielt sich für verpflichtet, dasselbe für den Verlust zu entschädigen, den es gleichsam durch sie erlitten hatte; und dies bewog sie zu dem Entschluß, Eine ihrer Töchter mit Einem der Brüder des heiligen Bischofs zu vermählen; welchen Entschluß sie auch zu seiner Zeit mit Einwilligung ihrer Familie ausführte, die durch eine Verwandtschaft mit ihm sich sehr geehrt fühlte.

Der Heilige aber, nachdem er seine Mutter und seine Geschwister getröstet hatte, setzte hierauf seine Visitationsreise abermal fort, und unterbrach solche nur, um die Adventpredigten zu Annecy zu halten. Im folgenden Jahre predigte er die Fastenzeit hindurch zu Rumilly, einer kleinen Stadt in Savoyen; wo er seit langer Zeit erwartet wurde. Dort erhielt er ein Schreiben von dem Herzog von Savoyen, das ihn nach der Fastenzeit, dringender Geschäfte

wegen, nach Thonen berief. Unterwegs widerfuhr ihm etwas, das seine große Abtödtung anschaulich beweist. Er mußte bei Einem seiner Freunde einkehren. Nun hatte der Tafeldecker sich vergriffen, und statt des Salzes, Mehl in das Salzfaß gethan. Die nun mit ihm zu Tische saßen, bemerkten dies sogleich; der heilige Prälat jedoch, der nicht gewohnt war aufzumerken, was er aß, fuhr fort, dieses Mehles statt Salzes sich zu bedienen; und er hätte es wahrscheinlich gar nicht bemerkt, wenn nicht der Hausherr, welcher befahl, die Salzfäßer zu wechseln, ihn desfalls um Vergebung gebeten hätte. Der heilige Prälat, der seine Tugenden mit eben so großer Sorgfalt verbarg, als Andere anwenden, ihre Fehler zu verbergen, ward etwas betroffen, daß man seine geringe Aufmerksamkeit auf das bemerkte, was man ihm vorsetzte, und gab sogleich der Rede eine andere Wendung. Die Hochachtung aber, die man allgemein gegen ihn trug, wirkte, daß Jeder seine Gedanken über ein Leben unterdrückte, das nichts Außerordentliches an sich zu haben schien; das aber wirklich außerordentlich abgetödtet war.

Um die nämliche Zeit erfuhr der heilige Prälat, daß ein Ordensmann aus einem der strengsten Orden ihm einen schlimmen Dienst bei dem heiligen Vater erwiesen hatte. Er hatte nämlich dem Papste geschrieben, der Bischof von Genf wache nicht mit genugsamer Sorgfalt darüber, die Lesung häretischer Bücher aus seinem Bisthum zu verbannen; es kämen derselben jeden Tag eine Menge höchst gefährli-

cher aus Genf an und würden von den neuen Katholiken gierig aufgenommen und gelesen; dauerte nun diese Unordnung fort, so ließe sich nichts anders, als ein kläglicher Rückfall dieser Unglückseligen in ihren alten Irrthum erwarten.

Es wäre schwer, die Ursachen anzugeben, die diesen Ordensmann hatten zu einer solchen Verleumdung verleiten können. Alles was man weiß, beschränkt sich darauf, daß er als Missionair in das Bisthum Genf gekommen war; daß er ein Mann von übertriebenem Eifer war, der nichts schonte, und es nicht leiden konnte, daß man mit den Häretikern schonend umging. Seine Wissenschaft war sehr mittelmäßig, und von aller Vermessenheit begleitet, deren ein Halbgelehrter nur fähig seyn kann; wahrlich ein gefährlicher Charakter, der mit dem des heiligen Prälaten geradezu im Widerspruch stand. Oft hatte er seine Geduld geübt, und er hätte dies auch noch länger gethan, wenn nicht der Heilige, in der Ueberzeugung, daß er mehr Schaden als Nutzen stiftete, ihn hätte von seinen Vorgesetzten zurückberufen lassen.

Die Demuth war niemals mit irgend einem besondern Stand verknüpft; mag man solche immerhin äußerlich und öffentlich bekennen, die Eigenliebe hat ganz wundersame Hilfsquellen; was sie von der einen Seite verliert, gewinnt sie von der andern wieder; Alles dient ihr zur Nahrung; oft sogar Jenes, wovon man glauben möchte, es sollte dieselbe zerstören. Der Ordensmann, von welchem so eben

die Rede war, betrachtete die Zurückberufung durch seine Obern als eine Beleidigung, die der Bischof von Genf ihm angethan habe; und wahrscheinlich führte der Gedanke, sich zu rächen, ihn auf den Einfall, ihn bei dem Papste zu verleumden. Indessen konnte er kaum eine Beschuldigung erwählen, die von aller Wahrscheinlichkeit weiter entfernt war als die, welche er wider den heiligen Prälaten ersann. Seine Wachsamkeit über eben diese That, worüber er ihn verklagte, konnte nicht weiter gehen; und da er überzeugt war, nichts in der Welt sei geeigneter, das Herz und den Geist mehr zu verderben als schlechte Bücher, bot er Alles auf, die Verbreitung derselben zu verhindern. Doch der Haß war jederzeit blind. Da übrigens die Beschuldigung von weitem kam, war es nicht leicht, die Falschheit derselben darzuthun; wenigstens glaubte der Mönch es also; und auf dies Vorurtheil hin nahm er keinen Anstand, den heiligen Bischof anzuklagen, dessen Unschuld ihm nicht unbewußt seyn konnte; denn da er in seinem Bisthum gearbeitet hatte, war es nicht möglich, daß er nicht selbst Zeuge von vielen Dingen gewesen wäre, die ihm keinen Grund übrig ließen, daran zu zweifeln.

Inhalt des sechsten Buches.

Vergebliche Bemühungen, den heiligen Franz von Sales zu Rom zu verschwärzen. — Er empfängt neue Beweise der Hochachtung und des Vertrauens von dem Papste. — Er reformirt als apostolischer Commissarius das berühmte Frauenkloster Puy = d'Orbe. — Große Streitigkeiten zwischen den Erzherzogen und dem Clerus der Franche = Comté (Hochburgund) wegen der Salzwerke. — Der Heilige erhält ein Breve, das ihn und den Bischof von Basel ernennt, die streitenden Parteien zu vereinigen. — Er vollzieht seinen Auftrag zur Zufriedenheit beider Parteien. — Die Erzherzoge machen ihm prächtige Geschenke. — Er wird vom Papste ernannt, das Frauenkloster zur heiligen Katharina zu reformiren. — Er setzt die Bereisung seines Bisthums fort. — Er verfaßt die Anleitung zu einem frommen Leben. — Veranlassung zu diesem Werke. — Es wird von dem Publikum mit großem Beifall aufgenommen und in alle europäischen Sprachen übersetzt. — Glänzendes Zeugniß Jacobs I., Königs von England, über dies Werk. — Ein Mönch treibt seine Ereiferurg darüber so weit, daß er dasselbe öffentlich und vor sehr vielen Zuhörern auf der Kanzel verbrennt. — Der heilige Bischof duldet diese Beleidigung mit seiner gewöhnlichen Sanftmuth. — Seine Gesinnungen über die Rache. — Große Almosen, die er den Katholiken und den Häretikern spendet. — Er arbeitet an der Reformation der Abtei Talloires und bringt dieselbe, nach großen Schwierigkeiten, durch seine wundersame Sanftmuth zu Stande. — Er weiht den berühmten Peter Camus zum Bischof von Bellay. — Innige Freundschaft zwischen diesen beiden Prälaten von jener Zeit an bis zu ihrem Tode. — Von ihren gelehrten und christlichen Unterredungen mit einander. — Der Heilige reist mitten durch Genf, und läuft dabei

große Lebensgefahr, um die katholische Religion in der Landvogtei Gex zu verbreiten. — Festigkeit des heiligen Prälaten und großer Muth, den er bei dieser Gelegenheit bezeigt. — Der Herzog von Savoyen schöpft Verdacht wegen dieser Reise. — Er rechtfertiget sich, und gewinnt das Vertrauen dieses Fürsten zurück. — Er ist bei dem Tode der Gräfin Sales, seiner Mutter, zugegen. — Seine frommen Gesinnungen bei dieser Gelegenheit. — Er erfährt den Tod Heinrichs IV. — Lob, das er diesem Fürsten ertheilt. — Christliche Gedanken über den Tod der Großen dieser Welt. — Er stiftet den Orden von der Heimsuchung Mariä. — Seine Demuth führt ihn zu dem Entschluß, einen Coadjutor zu nehmen. — Christliche Ursachen, die ihn bewegen, seinen Bruder Johann-Franz von Sales dazu zu erwählen. — Einführung der P. P. Barnabiten zu Annecy. — Er verfaßt das Werk: Abhandlung über die Liebe Gottes. — Plan und Absicht dieses Werkes. — Der Kaiser lädt ihn zu dem Reichstage nach Regensburg ein. — Seine Entschuldigungen. — Ursachen, warum er daselbst sich nicht einfindet. — Schändliche Verleumdung wider den heiligen Prälaten. — Seine Sanftmuth und Geduld bei dieser Gelegenheit. — Schrecklicher Tod des Verleumders, der ihn drängte, seine Verleumdung einzugestehen und dem Heiligen die Ehre zurückzustellen, die er ihm geraubt hatte. — Er predigt in der vierzigtägigen Faste zwei Jahre nach einander zu Grenoble, und arbeitet an der Bekehrung des Herzogs von Lesdiquieres, der späterhin Connetable von Frankreich ward. — Er macht eine Reise nach der großen Karthause. — Fromme Unterredungen mit diesen heiligen Einsiedlern. — Er kehrt nach Annecy zurück, den Bischof von Calcedon, seinen Bruder und Coadjutor zu empfangen. — Beide regieren zusammen das Bisthum von Genf. — Wundersame Sanftmuth des heiligen Prälaten. — Wunderbare Heilung eines Wahnsinnigen. — Er wird von dem Herzog von Savoyen erwählt, den Cardinal, seinen Sohn, nach dem Hofe von Frankreich zu begleiten. — Man bietet ihm im

Namen des Königs die Coadjutorsstelle von Paris an; er schlägt dieselbe aus. — Festigkeit der Rathschläge, die er dem Cardinal von Retz ertheilt. — Christine von Frankreich, Prinzessin von Piemont erwählt ihn zu ihrem ersten Almosenier. — Bedingnisse, unter welchen er dieses Amt annimmt. — Allgemeine Hochachtung der Stadt Paris, des französischen Hofes und der Prinzessin von Piemont gegen den heiligen Bischof. — Er begleitet die Prinzessin bis nach Annecy, und bleibt in seinem Bisthum. — Handlungen der Frömmigkeit und Uneigennützigkeit bei seiner Zurückkunft. — Er führt im Namen des Papstes den Vorsitz im General-Capitel der Fullienser, und stellt den Frieden in diesem heiligen Orden wieder her. — Heldenmüthige That, die er zu Turin begeht. — Er kehrt in sein Bisthum zurück.

Sechstes Buch.

Der glänzende Ruf des Heiligen zu Rom gestattete es nicht, einer Verleumdung Glauben beizumessen, die man gegen ihn daselbst vorgebracht hatte. Der Papst glaubte solche weniger als jeder Andere; und es war auch in der That so unwahrscheinlich, daß ein Prälat, der so großen Eifer für den Glauben gezeigt hatte, im Stande wäre, etwas außer Acht zu lassen, das denselben zerstören konnte, daß man billig erstaunt, wie Jemand sich entschließen konnte, sein Betragen von einer Seite anzugreifen, wo solches am leichtesten zu rechtfertigen war. Der Haß jedoch war immer blind; und dann war es auch nicht leicht, einen so tadellosen Bischof zu beschuldigen.

Der Heilige benahm sich bei dieser Gelegenheit nicht wie er sonst zu thun pflegte; eine unüberwindliche Geduld war gewöhnlich Alles, was er den Beleidigungen entgegensetzte, die man ihm anthat; da es aber bei dieser Gelegenheit seinem Eifer für die Religion und der Ehre seines Charakters galt, schrieb er darüber in kräftigen Ausdrücken an einen Cardinal, der zu seinen Freunden gehörte, und rechtfertigte sich durch die Acten seiner Visitationsreise, die er abschriftlich nach Rom gesandt hatte; woraus der

Fleiß und die Vorsichtsmaßregeln ersichtlich waren, die er angewendet hatte, die häretischen Bücher aus seinem Bisthum zu verbannen. Hinsichtlich des Ordensmannes, der ihn so fälschlich verklagt hatte, bezeugte er, ob man denselben ihm auch genannt hatte, nicht das mindeste Rachegefühl gegen ihn, und klagte auch bei seinen Obern nicht wider ihn; sondern er begnügte sich damit, bei dem Papste sich zu rechtfertigen.

Als der heilige Vater von dem Cardinal Kunde dessen erhielt, was der heilige Bischof an ihn geschrieben hatte, hielt er es für Pflicht, ihm öffentliche Beweise seiner Hochachtung und seines Vertrauens zu geben; und in dieser Hinsicht ertheilte er ihm zwei sehr ehrenvolle Aufträge: den einen, die klösterliche Zucht in dem berühmten Frauenkloster zu Puy-d'Orbe wiederherzustellen; den andern, ihn mit dem Bischof von Basel zu apostolischen Comissarien zu ernennen, um einen Streit zu schlichten, der seit langer Zeit zwischen den Erzherzogen und dem Clerus von Hochburgund wegen der Salzwerke bestand.

Die Aufträge Seiner Heiligkeit zu vollziehen, begab sich der heilige Prälat in die Abtei zu Puy-d'Orbe. Er eröffnete seine Visitation durch eifrige Ermahnungen. Es war sein Grundsatz, man müsse erst die Gemüther von der Nothwendigkeit der Reform überzeugen, bevor man solche wirklich unternehme; und er sagte hierüber: die Freiheit wäre dem Menschen so natürlich, daß er immer wieder

darauf zurück komme; Alles, was man derselben zum Trotz unternehme, könne nicht von Bestand seyn; und man unterlasse niemals, ein Joch abzuwerfen, das man wäre gezwungen worden, zu tragen; man müsse anfangen dahin zu wirken, daß ein Mensch das Gute wolle; daß man sein Gemüth erleuchte, wenn man sein Herz gewinnen und etwas Gründliches in der Frömmigkeit stiften wolle. Diesem Grundsatze gemäß hatte er mehrere Conferenzen mit den Klosterfrauen; er überzeugte sie von den Nachtheilen, welche die beinahe nothwendigen Folgen der Freiheit wären, die in ihr Kloster sich eingedrungen hätte; und zeigte ihnen klar, daß man, wenn man einmal der Welt den Abschied gegeben habe, nicht mehr zu derselben zurückkehren dürfe; die einzige Glückseligkeit, die sie in dieser Welt erwarten könnten, müsse von einem guten Gewissen und von der Ruhe des Herzens kommen; und niemals würden sie, weder des einen noch der andern sich erfreuen, außer in wiefern sie der Ausübung ihrer Regel und ihrer Pflichten eifrig ergeben wären.

Da nun der Geist überzeugt war, gewann er ihre Herzen vollends durch seine unvergleichbare Sanftmuth. Er zeigte ihnen, sein Auftrag bestehe darin, daß er in ihrem Kloster die strengste Beobachtung der Regel des heiligen Benedictus in ihrem ganzen Umfang wiederherstellen sollte; doch sagte er ihnen: es sei nicht seine Absicht, sie so plötzlich und auf einmal von Einem Extrem zum andern zu führen; er wolle nachsichtiger seyn; und nehme es

auf sich, die Einwilligung dazu von Seiner Heiligkeit zu erhalten. Wirklich auch sprach er sie von einigen strengen körperlichen Bußwerken frei; dagegen aber führte er die Uebung innerlicher Tugenden, der Einsamkeit, Beharrlichkeit im Gebet, Demuth und Nächstenliebe ein, welche der Geist des Eigenthums und der Umgang mit der Welt beinahe aus dieser Abtei verbannt hatte. Er entfernte daraus den Müssiggang und die oftmaligen Besuche, welche weltliche Leute daselbst eingeführt hatten; dann ordnete er auch die Verwendung der Zeit und theilte die Beschäftigungen jedes Tages ein; kurz, er gab Vorschriften voll der Klugheit, Sanftmuth und Nächstenliebe, und führte die Beobachtung derselben ein. Gott segnete seine Sorgfalt und seinen Eifer; das ganze Kloster erhielt eine andere Gestalt; man sah darin christliche und klösterliche Tugenden aufblühen; und es erbaute nun das Publikum so sehr, als es bis dahin demselben durch eine übel geregelte Freiheit Aergerniß gegeben hatte.

Als dies Geschäft zu Ende war, begab er sich in die Abtei Beaume, wo der Bischof von Basel und die Sachwalter der streitenden Parteien ihn erwarteten, den besagten Streit zu schlichten, der zwischen den Herzogen von Flandern und dem Clerus von Hochburgund bestand.

Dieser Handel hatte bereits lange gedauert; und bestand in Folgendem. Die Salzwerke der Grafschaft Burgund waren lange Zeit hindurch zwischen den Grafen dieser Provinz und dem Clerus ge-

theilt gewesen. Dies Recht war unbestreitbar; und es war durch einen Besitz mehrerer Jahrhunderte bestätiget. Indessen hatte dennoch Philipp II., König von Spanien, als Graf von Burgund, dem Clerus dasselbe streitig gemacht. Da er ihm jedoch endlich Gerechtigkeit widerfahren ließ, traf man die Uebereinkunft, der Clerus sollte dem Eigenthum der Salzwerke entsagen; dagegen aber verpflichtete sich der König für sich und seine Nachfolger auf ewige Zeiten, dem Clerus eine bestimmte Quantität Salz, über die man Eins geworden war, jährlich abzuliefern. Also blieben die Dinge zur Zufriedenheit beider Parteien einige Zeit hindurch bewendet.

Doch die Nachfolger Derjenigen, die den Vertrag geschlossen hatten, behaupteten, der Clerus sei übervortheilt worden; und er empfange bei weitem nicht die Menge Salzes, die er zu erhalten pflegte, bevor er dem König als Eigenthum den Antheil überlassen habe, die er an den Salzwerken gehabt hätte. Der König gab dies auch zu; aber er antwortete: man begehe dadurch keine Ungerechtigkeit an dem Clerus; denn da er durch den Tractat der Auslagen überhoben wäre, die er, der König, auf den Unterhalt der Salzwerke und die Bereitung des Salzes verwenden müsse, die nun er allein zu bestreiten habe, sei es nicht billig, daß der Clerus jetzt eben so viel Salz erhalte, als er vor dem Tractate bezog.

Da die Parteien nicht einig werden konnten, kam man beiderseits überein, auf das Urtheil des

Papstes Clemens VIII. sich zu berufen. Seine Heiligkeit ernannten zu ihren Commissarien den Erzbischof und den Dechant von Besançon; die Commission jedoch blieb durch den Tod des Königs und durch den Tod des Papstes, der bald darauf erfolgte, ohne Erfolg.

Als Philipp III. Philipp dem Zweiten, und Paulus V. Clemens dem Achten nachgefolgt war, ward diese Angelegenheit von dem Clerus mit größerer Hitze als zuvor betrieben; da aber Philipp III. darüber klagte, daß man bei der ersten Commission seine Gegenpartei ihm zu Richtern gesetzt hätte, übertrug der Papst die Commission an die Bischöfe von Asti und von Lausanne. Der Tod dieses Letzten verhinderte die Wirkung dieser zweiten Commission. Endlich ernannte auf die dringenden Bitten Alberts von Oesterreich und der Isabella-Clara-Eugenia, Erzherzoge der Niederlande und Grafen von Burgund, Fürsten von großer Frömmigkeit, die es für Gewissenspflicht hielten, dem Clerus von Hochburgund Gerechtigkeit zu erweisen, — der Papst zu seinen Commissarien die Bischöfe von Basel und von Genf, diese Angelegenheit in letzter Instanz zu richten.

Unser Heiliger hatte ein ganz besonderes Talent, Streitigkeiten zu schlichten; und er hatte dessen vielfältige Beweise gegeben. Indessen bedurfte er seiner ganzen Gewandtheit, diese Angelegenheit zu Stande zu bringen. Die Anzahl der Parteien, die dabei betheiliget waren, die Verschiedenheit ihrer

Ansprüche, die Menge der Actenstücke, die man nothwendig untersuchen, die verschiedenen Windungen der Chicane, die man entwirren mußte, die Dunkelheit und die Verwirrungen, die sie über diese Streitsache verbreitet hatte, dies Alles machte einen Vergleich höchst schwierig. Doch der angestrengte Fleiß, die Klugheit und der Scharfsinn des heiligen Prälaten brachte alle diese Schwierigkeiten ins Reine; er führte die Menge des Salzes, worauf der Clerus Anspruch machte, auf eine Geldsumme zurück, welche die Domaine des Fürsten verpflichtet seyn sollte, demselben zu bezahlen; und das Eigenthumsrecht über alle Salzwerke verblieb für ewige Zeiten den Grafen von Burgund. Dies war's, was die Erzherzoge wünschten; sie bezeigten ihm dafür ihre Dankbarkeit durch Briefe voll der Hochachtung, welchen sie ein Geschenk beifügten, das ihrer fürstlichen Großmuth würdig war. Dies bestand in einer silbernen Capelle; wobei nichts fehlte, was zum Dienste des Altars nothwendig war; und sie gaben derselben noch sehr schönes Silberzeug zum Gebrauch für seine Tafel bei.

Der Heilige war ein natürlicher Feind aller Geschenke, und konnte sich, wie man bereits bei frühern Gelegenheiten sah, nicht entschließen, derselben anzunehmen; die Reinheit der Gründe, aus welchen er handelte, gestattete ihm nicht, derselben den geringsten Eigennutz beizumengen; seine Tugend und seine natürliche Großmuth trugen auf gleiche Weise zu dieser Uneigennützigkeit bei; die Eigenschaft

der Personen indessen, die dies Geschenk machten, und die Umstände, von welchen dasselbe begleitet war, hielten ihn hier ab, solches auszuschlagen; doch gereichte es, wie wir in der Folge sehen werden, mehr den Armen, als ihm selbst zum Nutzen.

Kaum hatte er diesen Auftrag des heiligen Stuhles vollzogen, als er einen andern für die Reform des Frauenklosters zur heiligen Katharina erhielt. Hier jedoch fand er die Gelehrigkeit nicht, die er in der Abtei zu Puy-d'Orbe gefunden hatte. Ein Theil der Klosterfrauen widersetzte sich; und sie behaupteten, man könne sie nicht zu Dingen verpflichten, die sie nicht hätten eingeführt gefunden, als sie die Gelübde ablegten. Der Heilige, der immer ein Feind der Gewaltsamkeit war, hielt es nicht für gemäß, sie zu nöthigen. Er begnügte sich damit, einige Mißbräuche abzuschaffen, die in dies Haus sich eingeschlichen hatten, und wozu, wie er mit Recht glaubte, keine Zeit und kein Gebrauch berechtigen konnte. Da er jedoch mehrere Ordenspersonen daselbst fand, die sehr bereitwillig waren, ein vollkommneres Leben zu führen, nahm er sie von dort hinweg und übersetzte sie nach Seissel, einer Stadt seines Bisthums. Er fügte der Regel des heiligen Bernardus, zu welcher sie sich bekannten, vortreffliche Satzungen bei, die sie fortwährend beobachteten, und in allen Häusern, wo sie späterhin eingeführt wurden, beobachten ließen.

Als diese Aufträge ausgeführt waren, setzte der heilige Prälat den Besuch einiger Pfarreien fort, die

noch seiner Fürsorge und seiner Gegenwart bedurften, und kehrte hierauf nach Annecy zurück, die letzte Hand an das Buch: Anleitung zu einem frommen Leben zu legen; ein Werk, das so nützlich und so hoch geachtet ist, daß es eben nicht nothwendig ist, uns über das Lob desselben zu verbreiten; weßwegen wir uns hier darauf beschränken, den Beweggrund und die Veranlassung desselben anzuführen.

Man konnte bisher sehen, daß Gott die Bekehrung der Häretiker und der Sünder gleichsam an die Predigten des heiligen Prälaten geknüpft hatte; auch konnte man bemerken, daß er Diejenigen nicht aus dem Gesichte verlor, die Gott durch seine Vermittlung zu einem geordneteren und heiligeren Leben berufen hatte; und daß er, nachdem er in Jesu Christo durch das Wort des Lebens sie erzeugt hatte, nach den Worten des Apostels, entweder mit Milch oder mit stärkern Speisen, je nach ihren Kräften und nach ihren Bedürfnissen sie nährte.

Eine Dame von Stande aus Savoyen war mit ihm bekannt geworden und hatte sich unter seine Leitung begeben. Sie war ihrem hohen Geiste nach weit über ihr Geschlecht erhoben; und der heilige Prälat, der einen sehr tiefen Verstand und eine nicht gemeine Tugend bei ihr wahrgenommen hatte, gab sich Mühe, sie zu unterrichten, und verfaßte sogar schriftlich die Unterweisungen, die er ihr gegeben hatte, sowohl dem Gedächtniß dieser Dame nachzuhelfen, als sich selbst die Mühe zu ersparen, die nämlichen Dinge oft zu wiederholen. Da aber ein Prozeß sie nöthigte,

nach Chambery sich zu begeben, und ihr langer Aufenthalt daselbst ihr nicht gestattete, mit ihrem heiligen Führer sich mündlich zu besprechen, erlaubte er ihr, ihm zu schreiben, und antwortete ihr auch pünctlich; hatte aber dabei keine andere Absicht, als ihre besondere Leitung zu führen, und dachte an nichts weniger, als daß der Inhalt seiner Schreiben einmal zu öffentlicher Kunde kommen sollte. Doch die Vorsehung hatte hierüber Anderes beschlossen. Diese Dame legte die Briefe zusammen, vereinte die übrigen Unterweisungen damit, die sie von dem heiligen Prälaten empfangen hatte, und theilte solche dem Pater Fourrier mit, den sie zum geistlichen Führer sich erwählte, und der damals Rector des Collegiums der Gesellschaft Jesu zu Chambery war. Dieser fromme und gelehrte Ordensmann bewunderte die Gründlichkeit dieser Aufsätze; und da er fand, daß dieselben für die Leitung solcher Personen, die in der großen Welt leben müssen, von nicht zu berechnendem Nutzen wären, schrieb er an den heiligen Prälaten, um ihn zu bitten, daß er die letzte Hand daran legen, und daraus ein vollständiges Werk verfassen möchte. Er jedoch wehrte sich dagegen; und seine tiefe Demuth ließ es ihm nicht zu, zu glauben, daß aus seinen Zuschriften und Unterweisungen ein so nützliches Werk entstehen könne. Pater Fourrier setzte ihm aufs neue zu; und drohte ihm, er würde seine Briefe und seine Belehrungen also drucken lassen, wie sie wären, wenn er nicht von ihm erhalten könne, um

was er ihn bitte, und was er dem Publikum als so heilsam erachtete.

Ungefähr um die nämliche Zeit besprach sich Heinrich IV. mit Deshayes, dem vertrauten Freunde, den der Heilige am französischen Hofe hatte; bezeigte ihm seinen schweren Kummer über die Ausschweifungen, die bei seinem Hofe sich eingeschlichen hatten, und sagte ihm: nach reiflichem Nachdenken gemuthe es ihm, dieselben rührten aus zwei Ursachen her; Erstens, weil die Weltleute von der Religion ganz entgegengesetzte Ansichten hätten, die aber ungefähr die nämlichen Wirkungen hervorbrächten. Die Einen nämlich glaubten, es sei Gottes unwürdig, auf die Handlungen der Menschen zu achten, und über das, was sie thun, sich für beleidigt zu halten. Andere dagegen hielten für gewiß, daß seiner Erkenntniß nichts entflieht, aber daß Er nur darum über uns wache, um uns zu bestrafen; daß Er nichts verzeihe; oder aber, daß man um seine Gnade wieder zu erlangen, so Vieles und so Großes thun müsse, daß die menschliche Schwäche meist darunter erliege. Der erste dieser Gedanken, fügte der König bei, könne nichts anders bewirken, als die Menschen in die äußersten Ausschweifungen zu stürzen; der zweite aber erwecke eine entsetzliche Angst, und sogar eine Verzweiflung, von welcher es um so schwieriger sei, zurück zu kommen, als selbst die geistlichen Führer den Weg der Tugend meist so beschwerlich und so furchtbar schilderten, daß man sich nicht entschließen könne, denselben zu

betreten. Und dies ist, fügte dieser große Fürst bei, meiner Meinung nach, die zweite Ursache der Ausschweifungen der Weltleute; denn da die Frömmigkeit sie abstößt, und sie dieselbe für unmöglich oder doch für so schwer halten, daß es beinahe nicht möglich ist, dazu zu gelangen, sind sie nicht bedacht, ihr Leben zu bessern, zögern mit ihrer Bekehrung bis zu ihrem Tode, der sehr oft plötzlich über sie kommt, und ihnen nicht gestattet, ihre guten Vorsätze auszuführen.

Ich möchte also, fuhr der König fort, daß man die Ersten von einem so gefährlichen Irrthum überzeugte; daß man sie erschreckte, und ihnen Furcht einjagte; denn sie verdienen es nicht, daß man mit der nämlichen Schonung wie die Andern sie behandle; allein ich möchte auch, daß man dahin wirkte, die Beunruhigungen der Zweiten zu mildern, daß man ihrer Verzweiflung sich widersetzte und Gott ihnen als einen gütigen Vater darstellte, der Mitleid mit unsern Schwächen hat, uns als seine Kinder ansieht, die zu ihm zurückkehren; der uns zuvorkommt; in unsern guten Begierden uns stützt; und den Untergang keines Menschen will, sondern vielmehr umgekehrt will, daß alle Menschen selig werden; kurz ich möchte nicht, daß man den Sündern schmeichelte, und eine weichliche Leitung, eine feigherzige Willfährigkeit gegen sie beobachtete, die nur dahin führen kann, sie in ewiges Verderben zu stürzen; doch möchte ich auch nicht, daß man durch unzeitige Strenge sie abstieße, und die Tugend so entsetzlich

schilderte, daß solche Schilderungen ihnen nur Angst vor derselben einflößen.

Deshayes wollte den König eben unterbrechen; nicht jedoch um ihm zu widersprechen, wiewohl er ihm die Freiheit dazu gestattet hätte, und er ein sehr musterhaftes Leben führte, als der König aufs neue fortfuhr und sagte: es sei immer sein Wunsch gewesen, daß irgend ein weiser Mann den Weltleuten eine Methode an die Hand geben möchte, je nach ihrem verschiedenen Stande christlich zu leben; und er wünschte, dieselbe möchte eben so fern von der Erschlaffung der letzten Zeiten, als von einer verhaßten, und mit ihren Verpflichtungen unverträglichen Strenge seyn; sie sollte genau, sinnreich, kurz also seyn, daß die Personen, die am Hofe und in der großen Welt leben, Könige und Fürsten nicht ausgenommen, sich darnach richten könnten; er habe seine Gedanken auf den Bischof von Genf gerichtet, sein Vorhaben auszuführen; er glaube nicht, daß auf der ganzen Welt Jemand fähiger wäre, ein solches Werk zu verfassen; und er ertheile ihm hiermit den Auftrag, in seinem Namen an ihn zu schreiben. Dies that denn auch Deshayes. Da nun der heilige Prälat sah, Gott fordere von ihm, was Pater Fourrier ihm so oft vorgestellt hatte, willigte er endlich ein, daß man die erwähnten Aufsätze und Briefe ihm zurücksendete, und verfaßte daraus das vortreffliche Werk der Anleitung zu einem frommen Leben, das er an Philothea oder die gottliebende Seele richtet. Seine Absicht war, in der Vorrede zu sa-

gen, der allerchristlichste König habe diese Absicht ihm eingeflößt; doch dieser große Fürst hielt ihn davon ab, und wollte, die ganze Ehre des Werkes sollte ihm allein zukommen. Dies kann man noch aus mehreren Briefen ersehen, die bei dieser Gelegenheit geschrieben wurden.

Es wäre keine geringe Aufgabe, die Verehrung auszudrücken, mit welcher dies Buch aufgenommen wurde, sobald dasselbe erschien. Katholiken und Protestanten, so verschieden sie auch über so viele andere Dinge dachten, waren dennoch einstimmig, dasselbe zu loben; es diente dazu, die Einen zur Erkenntniß der Wahrheit, die Andern zu einem bessern Leben zu führen. Es war nicht sobald in französischer Sprache gedruckt, in welcher Sprache es war verfaßt worden, als es auch sogleich in alle Sprachen übersetzt wurde, die in Europa gesprochen werden. Es gibt wenig Bücher, die so viele Auflagen erlebten; und ob nun auch die Sprache sich änderte, verlor es darum dennoch nichts an seinem Werthe; noch heute zu Tage ist dasselbe in Jedermanns Händen, und wird so hoch geachtet als jemals. Heinrich IV. der ein gediegenes Urtheil hatte, bekannte, es habe seine Erwartung weit übertroffen; und er konnte nicht müde werden, dasselbe zu loben. Nicht minder hoch auch achtete dasselbe Maria von Medicis, seine Gemahlin, und sie bezeigte diese Achtung deutlich, als sie solches Jacob, König von England, zusandte. Dieser Fürst, einer der gelehrtesten, der jemals auf dem Throne saß,

las, ungeachtet seiner Trennung von der römischen Kirche und ungeachtet seiner Vorurtheile gegen katholische Schriftsteller, dasselbe beständig und trug es immer bei sich. Er sagte bei dieser Gelegenheit: Diejenigen aus seiner Glaubensgemeine, die sich damit abgäben, zu schreiben, thäten dies nicht mit der Salbung, die in diesem Buche verbreitet wäre; und er bekannte, es sei dies eines der anschaulichsten Merkmahle des Geistes Gottes, von welchem der Autor bei Verfassung desselben wäre beseelt gewesen. Peter von Villars, Erzbischof von Vienne und Metropolit von Genf, ein durch seine Frömmigkeit und Gelehrtheit gleichausgezeichneter Mann, schrieb darüber an den heiligen Bischof, ihm Glück dazu zu wünschen; sein Schreiben ist noch heut zu Tage vorhanden; und es läßt den Lobsprüchen sich nichts beigeben, die er diesem vortrefflichen Buche ertheilt; mit Einem Worte, man würde die Gränzen der Geschichte überschreiten, wenn man Alles anführen wollte, was zu seinem Lob gesprochen und geschrieben ward.

Da es jedoch nicht Jedermann gegeben ist, selbst über die besten Dinge gut zu urtheilen; und es sogar gewisse Köpfe gibt, die ihre Ehre darein setzen, anders als die übrigen Menschen zu urtheilen, fand sich ein Ordensmann von einem der strengsten Orden der Kirche, der es sich zur Pflicht machte, dies vortreffliche Buch zu verrufen. Ja er ließ es nicht hierbei bewenden; er that noch Aergeres; denn nachdem er dasselbe auf öffentlicher Kanzel so sehr

verschrien, als er es für nothwendig befunden hatte, um Abscheu gegen dasselbe zu erwecken, zog er es aus seinem Aermel hervor, ließ sich eine brennende Kerze bringen, und verbrannte dasselbe vor Aller Augen. Diese That brachte den Prediger um seinen ganzen Ruf, ohne dem Buche zu schaden; denn man schätzte dasselbe darum nicht minder hoch; und es befand sich auch darum nicht minder in Jedermanns Händen.

Dieser Ordensmann hatte Aergerniß daran genommen, daß dies Buch den Ball, sinnreiche Einfälle und unschuldige Scherzreden in der Unterredung zu erlauben scheint. Es ist hier nicht der Ort dasselbe zu rechtfertigen; dies wird im letzten Buche dieser Geschichte geschehen; doch kann man nicht umhin, zu sagen, daß ein schlecht geregelter Eifer immer gefährlich war; denn ein solcher Eifer greift Alles an; schont weder des Ranges noch der Personen; übertreibt Alles; hört nur seine, meist sehr ungerechten und sehr übel gegründeten Vorurtheile an; und je vermessener er ist, um so mehr Beifall gibt er sich selbst.

Der Heilige, der die sonderbare Weise vernahm, mit welcher dieser Ordensmann sein Buch behandelt hatte, benahm sich mit einer Sanftmuth und Mäßigung, die vielleicht ohne Beispiel ist. Man kennt das beinahe gränzenlose Zartgefühl der Autoren für ihre Werke, die Zärtlichkeit der Aeltern für ihre Kinder kommt derselben kaum nahe; dies ist die empfindlichste Stelle; selten berührt man diesel-

be ungestraft. Der Heilige hegte dies Feingefühl nicht, von welchem beinahe Niemand frei ist; das jedoch nur von einem unerschöpflichen Grunde der Eigenliebe und von einer Eitelkeit kommt, die man bestreiten kann, die man aber beinahe niemals überwindet. Da er die vermessene That dieses Mönchs nicht entschuldigen konnte, entschuldigte er die Absicht desselben. Er sagte mit der nämlichen Mäßigung, als ob von dem Werke eines Andern die Rede gewesen wäre, er hätte gewünscht, daß er ihm gerade und offen gesagt hätte, was er an seinem Buche zu tadeln fände; daß, weil er in seinem Werke nichts vorgetragen, worüber er nicht gültige Bürgen habe, er vielleicht seinen Gründen sich ergeben; oder auch er selbst den seinigen sich gefügt hätte. Ueberhaupt aber habe noch Niemand dem Geschmack aller Menschen entsprochen; und da überhaupt der Sinn der Menschen so verschieden, und ihre Ansichten so manchfaltig wären, sei es nicht möglich, daß ein Werk so allgemeinen Beifall fände, daß es nicht Einem oder dem Andern mißfiele; er wäre wohl hierauf gefaßt gewesen; und er verwundere sich mehr darüber, daß er nur Einen strengen Richter gefunden, als wenn sich eine größere Anzahl derselben gefunden hätte.

Es fehlte nicht an Solchen, die ihm vorstellten, dieser Ordensmann sei zwar allerdings Herr seiner Gesinnungen und Ansichten, und man könne ihm kein Verbrechen daraus machen, daß er sein Buch nicht gutgeheißen; nimmermehr aber wäre es ihm erlaubt

gewesen, einen so schweren Frevel zu begehen und dasselbe auf öffentlicher Kanzel zu verbrennen. Ein einfacher Mönch könne und dürfe nicht Richter über die Lehre eines Bischofs seyn; deshalb liege in der That dieses Mannes eine Vermessenheit, die nicht zu dulden sei; die christliche Geduld habe ihre Gränzen; und wäre es auch nur wegen der Ehre seines heiligen Charakters, so müsse er bei den Obern desselben sich beklagen, und Genugthuung von ihnen fordern.

Es gibt gewiß Wenige, die solchen Gründen sich nicht ergeben, und, unter dem Vorwand, die Ehre des Charakters zu rächen, eine geheime Freude darin gefunden hätten, die Beleidigung bestrafen zu lassen, die der Person widerfuhr. Doch die Sanftmuth des heiligen Prälaten war so tief gegründet, daß sie solche Umschweife nicht duldete. Er kannte alle Ränke der Eigenliebe; er wußte, daß sie, wenn es scheint, als entferne sie uns von uns selbst, uns um so sicherer zu uns zurückführt, als man sich nicht aus dem Gesichte verliert; oder vielmehr, daß der Charakter nur ein Vorwand ist; und die Empfindlichkeit nur auf die Rache der Person ausgeht, welche beleidigt ward.

Darum auch antwortete er seinen Freunden, es bestehe eine so innige Verbindung zwischen den Gesinnungen und Handlungen, daß nichts so schwierig sei, als nicht von den einen zu den andern überzugehen; diese Unterscheidungen zwischen dem Charakter und der Person wären sehr fein; die Eigenliebe fände ihre Rechnung zu sehr dabei, als daß sie dadurch sich

nicht geschmeichelt fühlte; das Evangelium bestehe für die Bischöfe wie für die übrigen Christen; es schreibe einem Jeden vor, Böses mit Gutem zu vergelten; und wenn es auch dies nicht vorschriebe, so sei er doch überzeugt, es wäre Feigheit und Niedrigkeit, sich zu rächen; zumal an Einem, der schwächer sei als wir.

Erbaute man sich aber an der Geduld des heiligen Prälaten, so nahm man dagegen nicht wenig Aergerniß an dem Betragen der Obern dieses Ordensmannes. Seine That war so öffentlich gewesen, daß sie darüber nicht hatten in Unwissenheit seyn können. Sie selbst hätten den Frevler bestrafen sollen, ohne dazu aufgefordert zu werden. Der Charakter, die hohe Geburt, das Verdienst, der Ruf der Heiligkeit der beleidigten Person, ja sogar die Mäßigung des heiligen Prälaten, und der Beifall, den das Publikum einem Werke gegeben hatte, das so grausam war mißhandelt worden: dies Alles drängte sie dazu; indessen thaten sie durchaus nichts. Dies zeigt deutlich, daß gewisse Züge, die von Einzelnen auszugehen scheinen, oft die geheime Gutheißung der ganzen Körperschaft haben. Indessen fand der Heilige, wiewohl erst nach seinem Tode, — da er während seines Lebens dies nicht zugegeben hätte, — einen Rächer an dem berühmten Bischof von Bellay, Peter Camus, welcher Derjenigen nicht schonte, die seines Freundes und Vaters, wie er unsern Heiligen nannte, so wenig geschont hatten.

Da der Ruf, den dies Buch der Anleitung zu einem frommen Leben in kurzer Zeit erwarb, trotz aller Bemühungen der Wortsdiener, auch in Genf eingedrungen war, wurden dadurch Menschen aus allen Ständen angezogen, nach Annecy zu kommen, daselbst in der katholischen Religion sich unterrichten zu lassen. Die Nächstenliebe des heiligen Prälaten beschränkte sich nicht auf die Bedürfnisse der Seele, er erschöpfte sich auch beinahe für die Aermeren unter ihnen. Unter Denjenigen, die er Jesu Christo gewonnen hatte, fand sich ein Jüngling, der trefflichen Verstandes war und angefangen hatte, mit gutem Erfolg zu studieren. Diesen sandte er zu den P. P. Jesuiten nach Chambery, bezahlte sein jährliches Kostgeld genau, unterhielt ihn daselbst drei Jahre und verschaffte ihm dann eine Anstellung. Einen Andern ließ er ein Handwerk erlernen, bezahlte für ihn Lehrgeld und Meisterrecht; versah zwei Andere mit Reisegeld nach Rom, woselbst er seinen Freunden sie empfahl; und kam auf solche Weise allen neuen Katholiken zu Hilfe, die seines Beistandes bedurften; denn er pflegte bei solchen Gelegenheiten zu sagen, die Noth wäre die größte aller Versuchungen für Neubekehrte.

Doch war er darum nicht minder mildthätig gegen die alten Katholiken. Man erzählt hierüber eine Handlung, die zu erbaulich ist, als daß wir solche mit Stillschweigen übergehen könnten. Als er einst in seinem Arbeitszimmer mit den Angelegenheiten seines Bisthums sich beschäftigte, trat ein sehr übel

gekleideter Mann ein, der mit ihm zu sprechen hatte. Die Kälte war außerordentlich, und der arme Mann war so sehr davon durchdrungen, daß er zitterte, während er mit ihm sprach. Der heilige Prälat fragte ihn, ob er denn kein besseres Gewand habe? Der Mann aber sagte ihm, es sei dies das beste, das er in seinem Vermögen habe. Diese Antwort wirkte tief auf ihn; und ob auch der Arme ihn nicht um ein Almosen ansprach, sagte er ihm dennoch, er möchte einen Augenblick warten; ging dann in seine Kleiderkammer, Kleidungsstücke zu suchen, die er am Tage zuvor, der strengen Kälte wegen, gegen andere hatte vertauschen müssen, und wollte dieselben ihm schenken. Da er solche jedoch nicht fand, und auch kein Geld hatte, was bei ihm nichts Seltenes war, zog er die Kleider aus, die er unter seinem Talar trug, band solche in einen Bündel zusammen, machte dem armen Manne ein Geschenk damit, und empfahl ihm, dieselben gut zu verstecken und keinem Menschen etwas davon zu sagen. Er selbst blieb den ganzen übrigen Tag hindurch nur mit dem einfachen Talar bekleidet und der furchtbarsten Kälte ausgesetzt; und er hätte dieselbe gewiß auch noch weit länger gelitten, wenn nicht der Diener, der sein Zimmer bestellte, es bemerkt, und ihm andere Kleider gebracht hätte.

Der Schaffner seines Hauses, den es Mühe genug kostete, für seinen Unterhalt und für seine Werke der Nächstenliebe zu sorgen, zankte oft mit ihm; denn sein großer Eifer ging bis dahin; und drohte, ihn zu verlassen. Niemand jedoch konnte der Güte

des heiligen Bischofs widerstehen; und oft sagte er ihm mit seiner gewöhnlichen Sanftmuth: „Sie haben recht; ich bin gar keiner Besserung fähig; und leider sieht es mit mir also aus, als ob ich mich niemals bessern würde." Zuweilen wies er auch auf das Bild des Gekreuzigten und sagte ihm: „Kann man einem Gott etwas versagen, der uns zu Liebe in diesen Zustand sich versetzte?" Der Schaffner, der ein sehr tugendhafter Mann war, verließ ihn dann ganz beschämt über seine Heftigkeit, und sprach, wenn er den übrigen Hausgenossen begegnete: „Unser Herr ist ein Heiliger; aber er bringt uns Alle an den Bettelstab; und sich selbst am ersten, wenn er so fortfährt, wie er angefangen hat." — Es ist aber auch wirklich erstaunlich, wie er mit so geringen Einkünften zu so vielen Werken der Barmherzigkeit ausreichen konnte. Das frugale Leben, das er führte, war beinahe seine einzige Hilfsquelle; und dies zeigt, daß, wer keine unnützen Ausgaben macht, mit einem mittelmäßigen Einkommen mehr als mit einem weit größeren ausrichten kann, das übel angewendet wird.

Um diese nämliche Zeit übernahm er die Reform der Abtei von Talloires; denn er glaubte nicht, in so naher Nachbarschaft seiner Residenz Ausschweifungen dulden zu dürfen, die er aus Orten verbannt hatte, die ohne Vergleich weiter davon entfernt waren. Diese Abtei gehörte dem Orden des heiligen Benedictus an, und stand unter dem Abte von Savigny. Sie erkannte als ihren Stifter Rudolph, den

letzten König von Burgund. Die Lage derselben ist wunderschön; sie ist von dem Ufer des See's bei Annecy begränzt und liegt am äußersten Ende eines stattlichen Fleckens, der gleichen Namen mit ihr führt. Es hatte in diesem Kloster sich ergeben, was man in so vielen andern gesehen hatte; nachdem nämlich dasselbe einer großen Anzahl Heiligen zur Zufluchtstätte gedient hatte, war es die Wohnung einer kleinen Anzahl Mönche geworden, die ohne Vorgesetzten, ohne Ordnung und ohne klösterliche Zucht lebten. Da die Schönheit des Ortes täglich eine Menge Besuche herbeiführte, hatte der Umgang mit der Welt sie verdorben, wie die Flucht vor dieser nämlichen Welt ihre Vorgänger ehemals geheiliget hatte. Oft hatte der heilige Bischof hierüber vor Gott geseufzt; auch hatte er bei dem Abte von Savigny darüber Klagen geführt; und ihn ersucht, Ordnung daselbst einzuführen. Sei es aber, daß der Abt fürchtete, sein Ansehen auf das Spiel zu setzen, oder daß diese Ausschweifungen ihm nicht eben so sehr zu Herzen gingen, wie dem heiligen Prälaten; er hatte es entweder uicht gethan, oder aber er hatte es vergeblich versucht. Der Heilige, der bei solchen Gelegenheiten alle Festigkeit besaß, die sein heiliges Amt von ihm forderte, ließ es aber dabei nicht bewenden; er wendete sich an den Papst; und erhielt einen Auftrag, der ihm Vollmacht ertheilte, die Abtei Talloires zur klösterlichen Zucht zurückzuführen. Er durchlas diesen Auftrag aufmerksam, fand aber darin eine Clausel, die ihm die Hände

band, indeß sie ihm Vollmacht zu ertheilen schien; denn diese Clausel lautete ausdrücklich: „Durch gegenwärtiges Schreiben wollten jedoch Seine Heiligkeit die Rechte des Abtes von Savigny keineswegs beeinträchtigen." Dies hieß eigentlich ihm keine, oder doch nur so viel Vollmacht geben, als dem Abte von Savigny es belieben würde; dem es frei stände, in Einem Augenblicke zu zerstören, was er mit vieler Zeit und Mühe gethan hätte.

Der Heilige zeigte bei dieser Gelegenheit, daß er, wo es der Ehre Gottes galt, jenes falsche Feingefühl nicht kannte, das oft Unternehmungen vereitelt, die im heiligsten Sinne entworfen wurden. Er unterhandelte mit dem Abte; da er aber sah, daß dieser fest darauf bestand, nichts von seinem Rechte zu vergeben, wollte er bei dieser Gelegenheit lieber die Eigenschaft seines Stellvertreters annehmen, als längere Zeit Unordnungen dulden, von welchen er voraussah, daß sie ewig dauern würden, wenn man warten wollte, bis der Abt solche abstellte.

Als nun diese Schwierigkeit gehoben war, begab sich der heilige Bischof nach Talloires, und fing damit an, daß er den versammelten Ordensmännern eifervolle Ermahnungsreden hielt. Doch er hatte es hier mit rebellischen Köpfen zu thun, die, auf eine unglückselige Freiheit versessen, Feinde der Ordnung und bereit waren, Alles zu unternehmen, um sich im Besitz einer unheilbringenden Gewohnheit zu erhalten, von Niemand Vorschriften

anzunehmen. Der Heilige wendete alle ordentlichen Mittel der Sanftmuth an, um zu ihrer Pflicht sie zurückzuführen; er ermahnte im Allgemeinen, und hielt besondere Unterredungen mit Einzelnen; doch immer vergeblich. Endlich einer so starrsinnigen Widersetzlichkeit müde, drohte er, die Autorität des Senates und selbst die ihres Landesherrn eintreten zu lassen, um sie zu ihrer Pflicht zu nöthigen; und sprach zu ihnen: „Ihr wollt euch mit Gewalt ins Verderben stürzen; ich aber will euch wider euern Willen dahin bringen, daß ihr selig werdet.“

Die Furcht vor den Menschen bewirkte bei dieser Gelegenheit, was die Furcht Gottes nicht hatte erwirken können. Diese Rebellen unterwarfen sich; der heilige Bischof aber benützte ihre Unterwerfung und ließ sie auf der Stelle einen Prior erwählen. Alle Stimmen fielen auf Pater Nicolaus von Corx, den einzigen frommen Mann, den Gott unter ihnen sich erhalten hatte; dies war fürwahr eine Art Wunders. Bei diesem Merkmahl erkannte der Heilige, daß Gott seine Arbeit unterstütze; und er fing nun an, bessere Hoffnungen auf einen guten Ausgang zu hegen. Da aber Weisheit und Mäßigung alle seine Absichten leiteten, glaubte er, er würde, wofern er die Ausführung derselben allzu sehr beschleunigen wolle, solche dadurch nur zerstören; oder aber, er müsse, um solche aufrecht zu erhalten, seine Zuflucht zu Mitteln der Strenge nehmen; vor welchen seine Sanftmuth ihm eine überwindliche Abneigung einflößte. Nachdem er also dem neuen Prior

alle Gewalt und alle Weisungen, deren er bedurfte, gegeben und einige Anordnungen vorgeschrieben hatte, die jeder, auch nur halbwegs vernünftige Mensch billigen mußte, kehrte er nach Annecy mit dem Entschlusse zurück, die Abtei Talloires abermal zu besuchen, sobald die göttliche Vorsehung ihm zeigen würde, die Zeit seiner Erbarmungen sei für diese Ordensleute erschienen.

Es hatte aber der heilige Bischof die Abtei kaum verlassen, als diese starrsinnigen Köpfe die Nachgiebigkeit bereuten, die sie gegen ihn erzeigt, ob sie auch dieselbe eben nicht sehr weit getrieben hatten. Der neue Prior wollte Festigkeit beweisen; mehr aber bedurfte es nicht, um einen Aufruhr wider ihn zu erregen; sie verjagten ihn aus der Abtei, und nöthigten ihn, sich in den Flecken zurückzuziehen. Sie waren schon zu weit gegangen; und ungeachtet aller seiner Sanftmuth hätte der heilige Bischof einen so schweren Frevel nicht geduldet. Oft jedoch zieht ein Verbrechen ein anderes nach sich. Diese Rebellen bildeten sich ein, um alle Gedanken an eine Reform zu ersticken, von welcher sie erachteten, sie würde es nicht bei dem Begonnenen bewenden lassen, dürften sie nur ihren Prior aus dem Wege räumen. Auf diese gottlose Vermuthung hin, gingen drei der Entschlossensten in den Flecken, lauerten ihm am folgenden Morgen auf, und schossen, als er eben aus dem Hause trat, eine Pistole auf ihn ab. Doch sie verfehlten ihn, und der Prior kam mit der bloßen Furcht davon.

Diese That war zu öffentlich, als daß man darüber hätte in Unwissenheit seyn können; und zu verbrecherisch, um nicht über die Schuldigen die verdiente Strafe herabzurufen. Auch waren sie kaum zu sich selbst gekommen, als sie auch sogleich die Folgen einsahen, und nur bedacht waren, sich selbst zu verbannen, um durch ihre Flucht den Verfolgungen der Gerechtigkeit zu entkommen. Als sie aber im Begriffe waren, diesen Vorsatz auszuführen, sagte man ihnen: wie groß auch ihr Verbrechen sei, wäre dennoch die Güte des Bischofs von Genf noch größer; sie sollten zu ihm gehen, sich selbst anklagen, und ihm alle Reue bezeugen, die eine so boshafte That verdiene; sie würden ihn gewiß rühren, und er werde ihnen unfehlbar verzeihen. Alle Welt war so sehr von seiner wundersamen Sanftmuth überzeugt, daß die Schuldigen selbst nicht daran zweifelten. Sie gingen also auf der Stelle hin, warfen sich ihm zu Füßen und bekannten ihm ihr Verbrechen mit allen Merkmahlen einer, wahrscheinlich so aufrichtigen Reue, daß der heilige Prälat davon gerührt ward; und, wie schwarz auch ihre That war, sich nicht entschließen konnte, diese Elenden zu bestrafen, die ihre eigenen Ankläger und Zeugen waren. Da es jedoch gefährlich gewesen wäre, den ganzen Eindruck ihnen zu zeigen, den das Mitleid auf sein Herz wirkte, that er sich Gewalt an, ihnen einen Theil der Vorwürfe zu machen, die ihr Verbrechen verdiente. Die Schuldigen warfen sich dasselbe noch weit mehr vor als er; sie unterwarfen sich allen Genugthuungen,

die er ihnen vorschreiben wolle; und verurtheilten sich selbst zu einer lebenslänglichen Buße. Der Heilige legte ihnen keine andere Buße auf, als die Reform anzunehmen, die er in ihrem Kloster einführen wollte; sie verhießen es ihm; und unter dieser Bedingung verzieh er und versprach ihnen, zu verhindern, daß die Strenge der Gerechtigkeit sie verfolgte.

Man tadelte den heiligen Bischof, er habe zu leichtlich ein so großes Verbrechen verziehen; einen freiwilligen Menschenmord, den Priester und Ordensleute entworfen und auch in so weit ausgeführt hatten als es an ihnen lag; da der Zufall allein oder ihre Ungeschicklichkeit die Ausführung desselben verhinderte. Bei dieser Gelegenheit sagte ein Abt, der zu seinen Freunden gehörte, als er mit ihm sich darüber besprach: „Ich möchte wohl Franz von Sales seyn, wenn er vor dem Gerichte Gottes erscheinen muß; doch möchte ich nicht alle Fehler zu verantworten haben, zu welchen die zu große Sanftmuth den Bischof von Genf verleitete." Der Heilige antwortete ihm: „Sie kämen in keine kleinere Verlegenheit, wenn Sie für Franz Rechenschaft geben müßten; doch wie immer dies seyn mag, will ich lieber aus zu großer Sanftmuth, als aus zu großer Strenge fehlen; denn ich habe hierin zum Bürgen das Beispiel Jesu Christi, meines Meisters, der mein Richter seyn wird; und kann nicht fehlen, wenn ich Ihm folge!"

Den Tag, nachdem er diesen Mönchen verziehen hatte, kam der Prior, seine Klagen vorzubringen; allein der Heilige kam ihm zuvor und sagte ihm: er wäre glücklich, daß er nun ein unfehlbares Mittel habe, von Gott die Verzeihung seiner Sünden zu erlangen, die ohne Vergleich größer wären, als das Vergehen, das wider ihn sei begangen worden. „Verzeihet, sprach er zu ihm, und es wird euch verziehen werden; denn mit dem Maße, mit welchem ihr messet, wird euch zurückgemessen werden." Er fügte noch bei: „was ihn betreffe, habe er ihnen verziehen, und er müsse dasselbe thun; er versichere ihn, er werde keine unterwürfigeren Ordensbrüder haben, als gerade diese nämlichen, die ihn so schwer beleidiget hätten." Der Prior, der ein sehr tugendhafter Mann war, versicherte, er verzeihe ihnen aus aufrichtigem, gutem Herzen; doch bitte er ihn, die Folgen einer solchen That zu bedenken, wenn dieselbe unbestraft bliebe. Der heilige Bischof antwortete ihm: er habe Alles vorgesehen, und er werde in kurzer Zeit so gute Ordnung treffen, daß diese That keine bösen Folgen nach sich ziehen werde. Und hierauf gab er ihm vielfältige Zeichen seiner Hochachtung und Zuneigung, und sandte ihn in sein Kloster, seinem Amte daselbst abzuwarten.

Einige Zeit hernach ließ der Heilige dem Senat den Auftrag des Papstes verifiziren, und einen Senator zum Comissarius in dieser Sache ernennen. Mit diesem begab er sich dann nach Talloires, nöthigte Diejenigen, welche der Einführung der Reform

sich weigerten, ein Jahrgeld anzunehmen und sich aus der Abtei zu entfernen. Auf diese Weise ward die Ordnung in diesem Kloster wieder hergestellt, das so lange Zeit hindurch dem ganzen Lande Aergerniß gegeben hatte.

Kaum hatte der Heilige diese große Angelegenheit zu Stande gebracht, als er ein Scheiben von Herrn Johann Peter Camus erhielt, der zum Bisthum Belley ernannt war. Durch diese Zuschrift ersuchte er ihn, sich nach Belley zu begeben, die heilige bischöfliche Weihe an ihm zu vollziehen. Nur sein großes Verdienst hatte diesen Herrn zum Episcopat erhoben; er besaß Gelehrsamkeit, Frömmigkeit, große Talente gut zu schreiben, und noch größere zum Predigtamte; das heißt, er besaß alle Eigenschaften, die fähig waren, die innige Verbindung zu knüpfen, die seitdem zwischen ihm und dem heiligen Bischof bestand. Er erlangte in dem Umgang mit diesem großen Heiligen jene Einsichten, jenen Eifer, jene Uneigennützigkeit und jene erhabene Frömmigkeit, durch die er hernach Einer der größten Bischöfe Frankreichs ward. Er nahm keinen Anstand, selbst zu bekennen, daß er nach Gott ihm das Beste verdanke, das an ihm wäre; und spricht beinahe niemals von ihm, ohne ihn den heiligen Bischof, seinen Vater, seinen Meister, seinen Wegweiser und geistlichen Führer zu nennen. So lange der Heilige lebte, that er nichts Wichtiges, ohne seinen Rath einzuholen; und er erfüllte sich so sehr mit seinen Grundsätzen und mit seinem Geiste, daß er nach dem Tode desselben jenes

schöne Werk herausgab, das den Titel führt: Der Geist des seligen Franz von Sales. Er sammelt daselbst sogar seine mindesten Gedanken, ja sogar Handlungen, welche die allergewöhnlichsten scheinen; denn, sagte er, dieser heilige Mann that nichts als Großes, und die Reinheit der Gründe, die ihn zu handeln bewogen, gab selbst den geringsten Dingen hohen Werth.

Dieser nämliche Bischof gab späterhin dem Cardinal Richelieu jene schöne Antwort, aus welcher eine so aufrichtige Frömmigkeit als große Geistesgegenwart hervorleuchtet. Der Cardinal hatte eine natürliche Liebe für Männer von Verdienste. Geist, Wissenschaft, Frömmigkeit fanden bei ihm immer eine nützliche Achtung; und sei es, daß er in Andern die Eigenschaften liebte, die er selbst besaß, oder daß er hierin auf sein eigenes Ansehen Bedacht nahm, es gab wenig Männer, welche bei dem Publikum in Achtung standen, die nicht Antheil an seiner Freigebigkeit gehabt hätten. Ob auch der Bischof von Belley nicht aus seinem Bisthum kam, war dennoch sein Ruf zu groß, um nicht bis zu dem Cardinal hindurch zu dringen. Er schrieb ihm und ersuchte ihn, er möchte wegen einer Angelegenheit nach Hofe kommen, die er ihm mitzutheilen habe. Der Bischof fügte sich dieser Einladung und es sprach der Cardinal zu ihm: da er erfahren habe, die Einkünfte seines Bisthums seien so gering, daß sie kaum zu seinem Unterhalt hinreichten, habe er ihn kommen lassen, ihm eine reiche Abtei zu geben, weil er überzeugt wäre, er würde guten

Gebrauch davon machen. Der Bischof von Belley antwortete ihm: „Der beste Gebrauch, den ich davon machen kann, ist, Eurer Eminenz dafür zu danken, und solche nicht anzunehmen. Mein Bisthum ist zwar arm; doch kann ich davon leben; und ich bin überzeugt, daß es nicht erlaubt ist, mehrere geistliche Pfründen zu besitzen, wenn eine einzige für unsern Unterhalt hinreicht."

Der Cardinal, der über die Uneigennützigkeit betroffen ward, die in dieser Antwort lag, und der selbst mehrere geistliche Pfründen besaß, aber ein weit anderes Betragen beobachtete, konnte sich nicht erwehren, ihm zu sagen: „Herr Bischof von Belley, wenn ich Papst wäre, würde ich Sie heilig sprechen!" — „Wenn dies geschähe," antwortete der Bischof mit aller Bescheidenheit, „dann hätte Jeder aus uns, was er sich wünscht." Eine witzige, und eines Jüngers des großen Franz von Sales um so würdigere Antwort, als es wohl ein Leichtes ist, sich damit zu brüsten, daß man den Reichthum verachtet; aber etwas Seltenes, solchen wirklich zu verachten.

Als der Bischof von Bellay den heiligen Franz von Sales ersuchte, die Ceremonie seiner Weihe zu vollziehen, hatte er jenen großen Ruf noch nicht, den er seitdem erlangte; doch war sein Ruf schon groß genug, daß der heilige Prälat es sich zur Ehre hielt, und daß es ihm Freude gewährte, einen Bischof von solchem Verdienste zu weihen. In diesem Sinne auch antwortete er ihm, und begab

sich an dem dazu bestimmten Tage nach Belley, wo diese erlauchte Ceremonie mit weit größerer Frömmigkeit als Pracht abgehalten ward.

Kaum war der Heilige zu Annecy zurück, als auch der Bischof von Belley daselbst ankam, ihm zu danken und jene heilige Freundschaft mit ihm zu schließen, die ihr ganzes Leben hindurch dauerte. Sie hatten mehrere Unterredungen mit einander; und wir hoffen, es werde dem Leser Vergnügen gewähren, einige derselben zu vernehmen. Sie pflegten einander alle Jahre gegenseitig zu besuchen, und wählten diese Zeit, von den mühsamen Beschäftigungen des Episcopates sich zu erholen; oder vielmehr einander gegenseitig anzueifern, dieselben mit neuem Eifer wieder vorzunehmen.

Bei dem ersten Besuche, den der Bischof von Belley dem heiligen Bischof von Genf gab, fing er die Unterredung damit an: er halte sich als sein Freund verpflichtet, ihm einen bedeutenden Fehler vorzuhalten, den er begangen hätte, und dessen er vielleicht nicht gedächte. Der Heilige sagte ihm: er er würde ihm einen Gefallen erweisen, ihm diesen Fehler anzugeben; und dies jedes Mal zu thun, so oft er ihn fehlen sehe. Der Fehler, den ich meine, sprach der Bischof von Belley, ist, daß Sie mich zum Bischof geweiht haben; freilich habe ich keinen geringeren Fehler begangen, als ich meine Einwilligung dazu gab; aber meine Fehler entschuldigen die Ihrigen nicht. — Es findet dabei noch etwas Aergeres Statt, antwortete der Heilige; ich fürchte

nämlich, Gott werde diese Sünde mir nie verzeihen, weil ich dieselbe nicht bereuen kann. In jedem Falle aber hängt es nur von Ihnen ab, wegen dieses vorgeblichen Fehlers mich zu rechtfertigen, wenn Sie fortfahren zu leben, wie Sie angefangen haben; nämlich auf eine Weise, die unsern Verpflichtungen entspricht. Diese Worte führten dann den heiligen Prälaten darauf, von den Pflichten der Bischöfe zu sprechen. Da jedoch hier der Ort nicht ist, Alles anzuführen, was sie mit einander darüber sprachen, führten wir solches im letzten Buche dieser Geschichte an.

Ein ander Mal sagte der Bischof von Belley, der ein großer Anhänger des Seneca war, nachdem er Vieles zum Lob dieses Schriftstellers gesprochen hatte, er erhebe den Geist und das Herz; er flöße Verachtung der Lust und des Schmerzes ein, welche die gewöhnlichen Quellen der größten Versuchungen wären; mit Einem Worte, er habe bei den Alten nichts gelesen, das dem Evangelium mehr gemäß wäre als seine Gesinnungen.

Der Heilige antwortete: wenn man solche buchstäblich nähme, hätten sie wirklich einigen Bezug darauf; doch könne man sie nicht lesen, ohne wahrzunehmen, daß es in der That nichts gebe, das weiter von dem Evangelium entfernt wäre; das Evangelium flöße nur Demuth, Mißtrauen auf unsre Kräfte und Verachtung unser selbst ein; Seneca hingegen rufe uns immer zur Betrachtung unsrer vorgeblichen Vortrefflichkeit zurück; den Grundsätzen

seiner Secte, der stolzesten aus allen, gemäß, schmeichle er unsrer natürlichen Eitelkeit immer durch die hohe Idee, die er uns von uns selbst und von unsern Kräften gebe; und aus diesem Grunde auch wolle er, daß sein Weiser seine Glückseligkeit nur in sich selbst suche und finde; daß er sich über Alles erhebe, was wir hienieden sehen; und stelle ihn zu einem Herrn der Schöpfung auf. „Dies aber sind gefährliche Grundsätze", fuhr er fort, „und sie sind von dem Evangelium so weit, als der Himmel von der Erde entfernt. Aber selbst die Vernunft", fügte er bei, „das heißt, eine richtige und gesunde Vernunft, die sich nicht von hochtrabenden Worten bestechen läßt, kann sich nicht damit befriedigen. Denn der Weise des Seneca ist, beim rechten Lichte betrachtet, nur ein Gespenst, nur ein eitles Gebilde der Einbildung, woran niemals etwas Wirkliches war; alle übrigen Philosophen spotteten desselben; und untersucht man die Sache auch nur mit einiger Aufmerksamkeit, so fühlt man, daß die Natur unmöglich so weit gehen kann."

Der Bischof von Belley war damit einverstanden, daß die Secte der Stoiker eines Stolzes wegen nicht zu rechtfertigen sei, der den Schwächen und dem Elende der Menschen keineswegs zukomme; aber, sprach er, hat man diesen Stolz abgesondert, dann sind ihre Gesinnungen sehr geeignet, Standhaftigkeit und Festigkeit gegen die Schläge des Schicksals einzuflößen; sie lehren die Welt verachten, und bereiten dazu vor, sich eine Glückseligkeit in sich selbst, durch die Uebung der christlichen Tu-

genden zu bereiten. Dann, fügte er bei, läßt der Weise des Seneca in einen wahren Christen sich umwandeln, der, statt seine Tugenden sich anzueignen, überzeugt seyn wird, daß er aus sich selbst nichts vermag, daß Alles von Gott kommt, daß man von Ihm Alles hoffen, Alles erwarten, und für Alles Ihm die Ehre geben muß.

Der Heilige stellte dies nicht in Abrede; doch fügte er bei, heiße dies einen langen Umweg nehmen, der gar Viele irre geführt habe. Glauben Sie mir, sagte er: die Eigenliebe bedarf nicht, daß man ihr schmeichle; sie ist ohnedieß schon allzu stark, sie verführt uns, reißt uns beinahe wider Willen nach sich: was also haben wir nicht erst von ihr zu fürchten, wenn wir durch Einverständniß mit Feinden, die dem Anschein nach uns schmeicheln, ihre Kräfte noch vermehren und selbst zu unsrer eigenen Niederlage beitragen? Glückselig, wer dem natürlichen Stolze, diesem gefährlichen Feinde, — und von welchem dennoch kein Mensch frei ist, — mißtraut; ohne Unterlaß beschäftigt ist, ihn zu bekämpfen, und immerdar auf der Hut gegen Alles steht, was solchen unterhalten oder vermehren könnte!

Alsogleich legte nun der Bischof von Belley das günstige Vorurtheil ab, das er für Seneca hatte, und blieb mit dem Heiligen einig darüber, die Demuth sei der wahren Tugend so wesentlich, daß man nichts Gründliches und Ständiges, außer auf diese Grundveste, bauen kann.

Zu einer andern Zeit hatten sie abermal eine sehr wichtige Unterredung über die Art und Weise das Evangelium zu predigen; doch die Länge dieser Unterredung gestattet es nicht, solche hier anzuführen. Wir beschränken uns also darauf, zu bemerken, daß sie Eins waren, man müsse die Complimente daraus verbannen; und die Lehrkanzel der Wahrheit sei nicht da, die Menschen darauf zu loben und ihrer Eitelkeit zu schmeicheln. Als jedoch der Bischof von Belley ersucht wurde, in dem ersten Kloster der Heimsuchung Mariä zu predigen, konnte er dennoch, trotz dieses Grundsatzes, sich nicht enthalten, großes Lob den heiligen Personen zu ertheilen, die dies Kloster errichtet hatten, und alle Welt durch ihre Tugenden erbauten. Er hatte nicht die Absicht, ihnen zu schmeicheln; er sprach nach seinem Herzen; vielleicht wollte er sogar dadurch Ehre dem heiligen Prälaten erzeigen dessen Werk der Orden dieser tugendhaften Klosterfrauen war. — Diese Rede gefiel allgemein; und der Prediger erhielt großen Beifall. Der Bischof von Belley erwartete, der Heilige würde ihm seine Meinung darüber sagen; indessen verlor er darüber kein Wort; und dies bewog ihn, zuerst davon zu sprechen. Der Heilige sagte ihm, alle Leute hätten, wie es scheine, großes Wohlgefallen an seiner Rede gefunden; einen einzigen Menschen ausgenommen. Der Bischof, der nicht sogleich begriff, wer dieser Mensch wäre, bat ihn, denselben ihm zu nennen; der Heilige aber antwortete ihm hierauf, er sei es selbst; er wisse, daß sie beide darüber einig gewor-

den wären, man sollte dem Worte Gottes das Lob der Menschen nicht beimengen; dies bringe beinahe immer üble Wirkungen hervor; und es sei mehr geeignet, die Tugend zu zerstören als aufrecht zu erhalten; man müsse sich an jene wichtige Ermahnung der heiligen Schrift halten: „Lobe Niemand während seines Lebens!" — Das heißt, fügte er bei, warte, ihn zu loben, bis nach seinem Tode; wo man nicht mehr vermuthen kann, die Schmeichelei sei der Quell der Lobsprüche; und wo, wer da gelobt wird, dem subtilen Gifte nicht mehr ausgesetzt ist, von welchem Hoffart und Ehrsucht sich zu nähren pflegen.

Der Bischof ließ diese Vorstellung sich nicht umsonst gesagt seyn, und beschloß bei sich selbst, wofern man ihn abermal einlüde, zu predigen, sollte sein heiliger Freund Ursache haben, mit ihm zufrieden zu seyn. Acht Tage hierauf erbot sich die Gelegenheit hierzu. Die Klosterjungfrauen zur heiligen Clara ließen ihn bitten, in ihrer Kirche zu predigen; und auch der heilige Prälat ward ersucht, der Feierlichkeit beizuwohnen. Nun glaubten Alle, sie würden eine eben so blühende Rede hören als die erste es gewesen war; er jedoch stellte die Strenge des Evangeliums, und die Nothwendigkeit, sein Leben darnach einzurichten, so nachdrücklich dar, schilderte die schrecklichen Gerichte Gottes in so gewaltigen Ausdrücken, und die Genauigkeit seiner ewigen Gerechtigkeit mit so lebendigen Farben, daß seine Zuhörer ganz erschrocken sich entfernten, ohne die Kraft zu haben, ein Wort mit einander zu sprechen. Als nun nach der Predigt der

heilige Prälat mit ihm zusammen kam, fragte der Bischof von Belley ihn, ob jener einzige Mensch, der mit seiner ersten Predigt nicht wäre zufrieden gewesen, es mit dieser letzten sei. Der Heilige antwortete ihm, derselbe wäre es sehr; und er bitte ihn inständig, immer mit dieser nämlichen Gründlichkeit zu predigen; denn, fügte er bei, wo soll man den Menschen die Wahrheit sagen, die es so wichtig ist, zu lernen, wenn man es nicht auf der Kanzel thut?

Schon seit einiger Zeit war die Abtei Ripaille erledigt, und der Herzog hatte solche dem heiligen Prälaten angeboten; da jedoch derselbe nicht erachtete, daß es ihm erlaubt sei, mehrere geistliche Pfründen zu besitzen, hatte er ihm dafür gedankt und ihn gebeten, die Karthäuser daselbst einzuführen. Der Herzog gab seine Einwilligung dazu; und der heilige Prälat hatte die Freude, diese heiligen Ordensleute in sein Bisthum anzuziehen. Einmal, als eben sehr schönes Wetter war, that er dem Bischof von Belley den Vorschlag, diesen neuen Gästen einen Besuch zu geben. Als sie nun von dort zurückkamen, verweilten sie in einem kleinen Flecken, die Kirche zu besuchen und ihr Gebet darin zu verrichten. Da diese Nachricht sich verbreitete, sandte ein sehr kranker Inwohner des Fleckens dahin, und ließ den heiligen Prälaten bitten, seine Beicht zu hören. Er begab sich augenblicklich dahin, und der Kranke legte ihm seine Beicht mit großer Andacht ab. Da er nun die Lossprechung erhalten hatte, fragte er den heiligen Mann, ob er glaube, daß er an seiner Krank-

heit sterben werde. Der Heilige, welcher erachtete, der Mann fürchte sich vor dem Tode, und ihn nicht erschrecken wollte, antwortete ihm: man erhole sich wohl von noch schwereren Krankheiten; er sollte sein Vertrauen auf Gott setzen und seinem Willen sich unterwerfen. Doch gar sehr erstaunte er, daß der Kranke über seine Antwort sich betrübte. Er blieb einige Zeit sprachlos, und sagte ihm dann: er fürchte sich so wenig vor dem Tode, daß er fürchte, nicht frühe genug zu sterben. Der Heilige glaubte, es nage irgend ein geheimer Kummer an dem Herzen des Kranken, der ihm das Leben verbittere; bat ihn, sein Herz ihm zu erschließen und bereitete sich vor, ihn zu trösten.

Doch sein Erstaunen verdoppelte sich, als der Kranke ihm sagte; er habe durchaus keine Ursache zu Betrübniß; Gott habe ihm mehr Vermögen gegeben als er zu einem gemächlichen Leben bedürfe; er habe Weib und Kinder, die ihn liebten, und mit welchen er alle Ursache habe, zufrieden zu seyn. „Aber, gnädigster Herr, fügte er seufzend bei, alle diese Annehmlichkeiten, von welchen ich so eben mit Ihnen gesprochen habe, verhinderten mich nicht, die Bitterkeiten der Welt zu empfinden; man ist darin so vielen Uebeln ausgesetzt; die wahren Güter sind daselbst so selten, wir sind so wenig für diese Welt erschaffen, daß, wenn Gott es nicht befohlen hätte, so lange darin zu bleiben, bis Er uns selbst abruft, ich schon lange nicht mehr darin wäre." — Er besprach sich hernach mit ihm über die große Glückseligkeit,

die Gott Denjenigen bereitet hat, die Ihn lieben; und sprach darüber auf so rührende Weise, und drückte mit so lebendigen Worten die Sehnsucht aus, Ihn, das einzige Gut, zu besitzen, das alles Verlangen des Herzens stillen könne, daß der Heilige, der selbst gänzlich von diesen Gesinnungen durchdrungen war, es nicht vermochte, ihm ein Wort weiter zu sagen. Mitten unter dieser Unterredung verlor der Kranke das Gesicht und die Sprache; es ward die letzte Oelung ihm ertheilt, und er starb des Todes der Heiligen, mit der nämlichen Ruhe, in welcher er gelebt hatte.

Als nun der Heilige wieder zu dem Bischof von Belley zurückkam, erzählte er ihm, was so eben geschehen war, und sprach: der heilige Geist sei ein großer Meister, der zugleich Herz und Geist bilde; die Kleinheit des Verstandes, der Mangel an Erziehung und Unterricht sei für Ihn kein Hinderniß; und wenn es ihm wohlgefällig wäre, die einfachsten Seelen durch sich selbst zu unterweisen, erfülle Er sie mit größerem Lichte, als die größten Geister mit allen ihren Speculationen erlangen könnten. Hierauf unterredeten sie sich über den, vor Gott kostbaren Tod dieses guten Mannes, über die Einwirkung der Gnade auf die Herzen, und über die beinahe nothwendige Verbindung, in welcher ein gutes Leben und ein heiliger Tod mit einander stehen.

Hernach kamen sie mit ihren Gedanken auf den traurigen Zustand, in welchen der Tod Jene versetzt, die man Weltleute zu nennen pflegt; wie es

in diesem letzten Augenblicke, wo die Zeit endigt und die Ewigkeit beginnt, kein Vergnügen, keine Ehre, keine Auszeichnung, kein Glück mehr gibt; wie Alles für sie verschwindet, Alles sich auflöst; und wie sie, in dem nämlichen Verhältniß als der Tod herannaht, ihre Unruhe, ihre Angst, ihr Entsetzen, bei der schauderhaften Erinnerung an ihre Laster, und durch das schreckliche Bild der Ewigkeit und der Gerechtigkeit Gottes sich verdoppeln fühlen. Dies ist der Zustand, sprach der heilige Prälat, in welchem Diejenigen, die während ihres Lebens Gottes vergaßen, unfehlbar bei ihrem Tode sich befinden. Die größten Fürsten, die Eroberer, die Herren der Welt kommen endlich zu diesem entsetzlichen Augenblick; und der einzige Vorzug, der ihnen erübrigt, ist, daß man sie zuweilen lobt, wo sie nicht mehr sind, während sie gepeinigt werden, wo sie sind; oder aber, daß man sie in fernen Jahrhunderten wie schöne Standbilder in einem perspectivischen Hintergrunde wahrnimmt; die, fühllos zu dem Lob, das man ihnen ertheilt, nur dem Vergnügen Derjenigen dienen, die sie ansehen.

Während dieses Gespräches kamen sie zu Annecy an. Am folgenden Tage wollte der heilige Prälat seinem Gaste das unschuldige Vergnügen einer Spatzierfahrt auf dem See gewähren. Und da sie mit einander redeten, nannte der Schiffer, der ihre Barke führte, und dem Heiligen etwas zu sagen hatte, ihn Mein Vater! Der Bischof von Belley, flisterte ihm ganz leise ein, er sollte sagen: Gnä-

digster Herr! — Nicht also, nicht also, sprach sogleich der heilige Prälat, nennet mich lieber euern Vater; denn diese Eigenschaft kommt mir weit besser zu, als die euers gnädigen Herrn. Und hierauf wendete er sich gegen den Bischof hin und sprach ebenfalls leise jene Worte des Evangeliums zu ihm: „Die Könige der Völker herrschen über sie; ihr aber sollt nicht also thun!"

Die Nachbarschaft der Diözesen dieser beiden großen Bischöfe gab ihnen Gelegenheit, einander oft zu sehen und sich mit einander zu besprechen; ihre Freundschaft jedoch ließ es nicht hierbei bewenden; Alles hatten sie unter einander gemein; die Vortheile des Einen waren die Vortheile des Andern; und dies auch zeigte der Bischof von Belley deutlich, als er ungefähr um die nämliche Zeit den Ständen von Frankreich beiwohnte, und mit so großem Eifer für das Bisthum Genf sprach, als er für das seinige hätte sprechen können. Denn ob auch die Residenz des Bischof von Genf und der größte Theil seines Bisthums in Savoyen lag, so war darum dennoch ein bedeutender Theil desselben auf französischem Boden; was denn auch Ursache war, daß der Bischof in manchen Dingen von dem Herzog und von dem König abhing.

Der Bischof von Belley war kaum in sein Bisthum zurückgekehrt, als der Heilige vom König den Auftrag erhielt, sich nach Gex zu begeben, wo der Freiherr von Luz, wichtiger Religionsangelegenhei-

ten wegen ihn erwarte. Er ließ sich nur so viele Zeit als erforderlich war, zwölf Personen zu erwählen, die ihn dahin begleiten sollten, und reiste dann augenblicklich ab. Es waren nur zwei Wege, in die Landvogtei Gex zu kommen; man mußte entweder über die Genfer Brücke gehen, oder über die Rhone schiffen. Nun waren aber die Hindernisse von beiden Seiten gleich groß. Die Rhone war mit solcher Gewalt ausgetreten und so reißend, daß man sich offenbarer Lebensgefahr aussetzte, wenn man sie überschiffen wollte; nicht geringer aber war die Gefahr, die Stadt Genf von dem einen Ende bis zum andern zu durchschreiten. Der heilige Prälat war daselbst bekannt; und sein Eifer für die katholische Religion hatte ihm den Haß der Wortsdiener und des calvinischen Volkes zugezogen. Eine Zusammenkunft mit dem Freiherrn von Luz konnte nicht anders als sehr verdächtig scheinen. Das geringste Uebel, das er zu befürchten hatte, war, angehalten zu werden; man konnte aber auch die Gewaltthätigkeit so weit treiben, ihn zu ermorden: denn was ist ein blinder Eifer nicht Alles im Stande, zumal in einem Volksstaate, wo Jedermann Theil an der Regierung hat, und sich für berechtiget hält, in die öffentlichen Angelegenheiten sich zu mengen? Dieser verbrecherische Anschlag war um so mehr zu fürchten, als sein Tod nur konnte von dem Herzog von Savoyen gerächt werden, und man, wie es im Verlauf dieser Geschichte sich zeigen wird, Ursache hatte zu glauben, es sei ein Leichtes, diese Reise ihm zu verdächtigen,

und ihn zu bereden, die Religion sei nur der Vorwand zu derselben gewesen, und der Bischof, von dem Könige von Frankreich gewonnen, habe solche nur unternommen, um mit dem Freiherrn von Luz über die Souverainetät von Genf zu unterhandeln.

Alle diese Gefahren waren so leicht vorauszusehen, daß auch der Beschränkteste sie wahrnehmen mußte; dazu auch gestattete die Furcht, in welcher man sogar Uebel besorgt, die noch so fern und noch so unwahrscheinlich sind, es nicht, blind zu der Gefahr seyn, der man sich aussetzte, wenn man durch Genf zog. Auch hatte der heilige Prälat kaum zu erkennen gegeben, er sei, — weil kein anderes Mittel erübrigte, entschlossen, es zu versuchen, als Alle, die ihn begleiteten, sich widersetzten und ihm riethen, zurückzukehren und zu warten, bis die Rhone wieder schiffbar wäre. Doch der Eifer des Heiligen konnte diesen furchtsamen Rathgebungen sich nicht fügen; der Glaube, der in Gefahr schwebte; die Religion, die verlassen war; die Gelegenheit, ihr aufzuhelfen, die man vielleicht nie wieder fand: dies bedünkte ihn der Furcht eines Bischofs so unwürdig, der verpflichtet ist, sein Leben für die ihm anvertrauten Seelen zu geben, daß er beschloß, sich darüber hinauszusetzen. Bevor er jedoch etwas that, nahm er seine Zuflucht zum Gebet; fragte Gott um Rath, für dessen Ehre er im Begriffe stand, so anschaulichen Gefahren sich auszusetzen; und flehte zu Ihm, ihn zu kräftigen, sein Wegweiser zu seyn, ihm die nothwendige Hilfe zu verleihen, und Diejeni-

gen, die ihn begleiteten, mit dem nämlichen Muth und Eifer zu beseelen, mit welchen er sein Herz erfüllt hatte.

Man nimmt gewöhnlich nur jene Wunder wahr, die an den Leibern gewirkt werden; doch die Wunder, die an den Herzen geschehen, sind unsrer Aufmerksamkeit nicht minder würdig; denn sie sind nicht minder sichtbare Wirkungen der göttlichen Allmacht. Dies erfuhr der heilige Prälat bei dieser Gelegenheit. Kaum hatte er sein Gebet vollendet, so fand er seine Leute gänzlich umgewandelt; es waren nicht mehr jene furchtsamen Menschen, welchen die Angst alle Gegenstände vergrößert; sie erboten sich, ihm überall hinzufolgen; er aber, der ihren guten Willen sogleich benützte, schlug den Weg nach Genf ein.

Er kam gerade in dem Augenblicke daselbst an, wo man die Thore sperren und die Brücke aufziehen wollte; weil es die Stunde der Predigt war. Der Officier der Wache fragte ihn um seinen Namen, um solchen in sein Register einzutragen. Der Heilige, der an der Spitze der Seinigen ritt, antwortete mit seiner gewöhnlichen Ruhe, er sei der Bischof der Diözese. Der Officier hatte weiter nicht Acht, schrieb seinen Namen auf, und ließ ihn mit seinem ganzen Gefolge passiren. Also durchzog er die ganze Stadt Genf; als er aber an das andere Ende kam, wo die Pforte nach Gex war, fand er solche der Sitte gemäß verschlossen, weil die Predigt bereits begonnen hatte; er trat also in ein Gasthaus, um daselbst zu warten, bis das Thor würde aufgethan wer-

den. Sein Gottvertrauen hielt ihn aufrecht; er verwirrte sich nicht und schien immer ruhig; doch nicht also verhielt es sich mit seinen Begleitern; sie hatten nicht sobald bedacht, daß sie nun in Genf eingesperrt wären, und daß der geringste Mensch, der sie erkennen würde, sie könnte anhalten lassen, als ihre ganze Festigkeit sie verließ; und in der That war auch die Gefahr groß genug, ihre Furcht zu entschuldigen. Zwei Stunden vergingen auf solche Weise, bis endlich das Thor aufgethan ward. Da setzte der heilige Prälat sich abermal zu Pferde, verließ Genf ohne Hinderniß und kam zu Gex an; indeß seine Leute noch immer von ihrem Schrecken sich nicht erholt hatten. Aber auch der Freiherr von Luz konnte nicht ohne Entsetzen die Gefahr vernehmen, welcher er sich ausgesetzt hatte; und er bewunderte zwar seinen Eifer, doch unterließ er darum nicht, ihn auch zu tadeln und auf alle Umstände der Gefahr ihn aufmerksam zu machen, welcher er entkommen war. Der heilige Prälat antwortete ihm: „Sie sagen mir da nichts Neues; ich hatte das Alles vorausgesehen, und hatte Männer um mich, die weiser waren als ich, und welchen nichts entging; aber mit ein wenig Vertrauen auf Gott würde man noch Größeres ausrichten."

Andererseits aber erstaunte man zu Genf nicht wenig, als man aus dem Register ersah und aus der Aussage seines Wirthes erkannte, daß er durch die Stadt hindurch gezogen war, und während zwei voller Stunden darin war eingeschlossen gewesen.

Der Bischof der Diözese war nicht für Alle ein solches Räthsel, wie er es für den Officier der Thorwache gewesen war; man bewunderte seinen kühnen Muth; und damit man dessen sich erinnerte, schrieb man auf das Register: Er soll nur wiederkommen! Es war dies jedoch kein Stück, das zweimal zu versuchen war.

Gott segnete den Eifer des heiligen Bischofs durch den glücklichsten Erfolg in der Landvogtei Gex; er bot daselbst den Wortsdienern von Genf eine öffentliche Conferenz an; und hielt eine mit denen der Landschaft ab, worin er sie überzeugte, und Bekehrungen in großer Anzahl erwirkte; endlich stellte er den Katholiken acht Pfarrkirchen zurück, deren die Hugenotten sich bemächtiget hatten. Da nach diesem Erfolg die Rhone schiffbar geworden war, setzte er über dieselbe und kehrte nach Annecy zurück.

Er war aber daselbst kaum angekommen, als er erfuhr, man habe seine Reise bei dem Herzog von Savoyen verdächtiget; und er habe wegen dieser Sache sich bitter über ihn und das Haus Sales geäußert. Dieser Fürst konnte nicht von seinem Argwohn zurückkommen; der geringste Anschein genügte, denselben neu zu erwecken; und da er durch sein Alter noch mißtrauischer ward, als er es schon von Natur war, vermochte nichts von der Furcht ihn zu heilen, die Achtung, die man in Frankreich für den heiligen Bischof habe, und die vortheilhaften Anträge, die man ihm ohne Unterlaß thue, um ihn dorthin anzuziehen, möchten endlich zu einem Tractate, nämlich

zur Abtretung seines Souverainetätsrechts auf Genf führen.

Der heilige Prälat that alles Mögliche, von seinem Argwohn ihn zu heilen; er schrieb so nachdrücklich als ehrerbietig an ihn; ja er erbot sich sogar, zu ihm zu kommen und unter guter Hut bei ihm zu bleiben, bis er vollkommen von der Falschheit dessen überzeugt wäre, was man ihm desfalls Unwahres gesagt habe.

So mißtrauisch der Herzog auch war, ergab er sich dennoch auf dies Anerbieten hin, und hatte wieder die nämliche Achtung und das nämliche Wohlwollen für ihn; aber wie sehr er auch die Tugend des heiligen Mannes verehrte, nahm seine Aengstlichkeit dennoch nur mit seinem Leben ein Ende. Indessen gab es ein unfehlbares Mittel, diese Angst zu heben; und dies bestand darin, die Rechte auf die Genfer Kirche an ihn selbst abzutreten; und gewiß hätte er solche um hohen Preis bezahlt; der Heilige jedoch, der nicht minder fest als sanftmüthig war, wollte seiner Kirche diesen Nachtheil niemals zufügen. Der Herzog, der nicht begreifen konnte, aus welchem Grunde der heilige Prälat ein, wenigstens ungewisses und sehr entferntes Gut einem gegenwärtigen Vortheil vorzog, dessen er, wenn er nur wollte, sogleich genießen konnte, schrieb dies immer seiner Neigung für Frankreich zu. Der heilige Bischof sprach sich niemals über diesen so wichtigen Punct aus; aber es ist nicht ohne Wahrscheinlichkeit, daß er seine Gründe hatte, warum er mit dem König von Frank-

reich nicht über seine Ansprüche auf Genf unterhandeln wollte; eben so wenig aber wollte er auch desfalls einem Fürsten sich gefällig erzeigen, der von diesen Ansprüchen gegen Frankreich hätte Gebrauch machen können. — Was immer an dieser Sache sei, ist so viel gewiß, daß, als er einige Zeit hernach von den Domherren und Grafen zu Lyon ersucht wurde, die Fastenpredigten in ihrer Kirche zum heiligen Kreuze zu halten, er sich entschuldigte, um nicht aufs Neue den Verdacht eines Fürsten gegen sich zu erwecken, der nur allzu mißtrauisch war, und dessen er aus vielen, und zwar sehr wichtigen Gründen schonen mußte.

Der heilige Prälat erlitt um diese nämliche Zeit den schmerzlichsten Verlust, den er in dieser Welt erleiden konnte, durch den Tod seiner Mutter, der Gräfin von Sales. Wir sahen, mit welcher Zärtlichkeit und Frömmigkeit sie ihn erzogen hatte. Er war die erste Frucht, mit welcher Gott ihre Ehe gesegnet hatte; er auch besaß die erste Stelle in ihrem Herzen. Sie liebte alle ihre Kinder, und nie gab es eine bessere Mutter; allein sie hatte für ihren Sohn Franz ein Zartgefühl, das sie nicht für die übrigen empfand, ob sie auch ihre Verdienste hatten. Der Heilige entsprach diesen Gesinnungen durch eine innige, zarte und ehrerbietige Liebe; und man kann sagen, daß sie nach Gott der Gegenstand war, den er in dieser Welt am meisten liebte.

Ein gottseliger Tod war immer die Frucht eines heiligen Lebens; und niemals verläßt Gott in den

letzten Augenblicken Diejenigen, die Ihm getreu waren. Diese fromme Witwe hatte ein Vorgefühl ihres nahen Todes; und um zu demselben sich vorzubereiten, begab sie sich nach Annecy und hielt daselbst eine geistliche Einsamkeit unter der Leitung ihres geliebten Sohnes ab. Kaum war sie zu Thorens zurück, so ward sie vom Schlage auf eine Weise gerührt, daß sie sich nie mehr erholte. Sobald der Heilige dies erfahren hatte, begab er sich in Eile dahin; doch alle seine Bemühungen waren vergeblich; sie war eine Frucht, die reif für den Himmel war; und Gott hatte diese Zeit bestimmt, sie zu sich zu berufen, und die Krone der Gerechtigkeit ihr zu ertheilen, die Er seinen Getreuen verheißen hat, welche Ihn allen Dingen vorziehen und nur für Ihn leben.

Ihr heiliger Sohn erwies ihr die letzten Pflichten mit einer Festigkeit, die von Allen bewundert wurde. Er liebte sie mit aller Zartheit seines Herzens; doch seine Unterwerfung unter die Anordnungen Gottes überwog bei ihm alle Empfindungen der Natur. „Sie gehörte, sprach er, Gott mehr als mir; Er hat zurückgenommen was sein war; und ich habe Ihm nur zu danken, daß Er von einer so tugendhaften Mutter mich ließ geboren werden, und daß er dieselbe mir so lange gelassen hat."

In dieser nämlichen Zeit erfuhr er auch den Tod Heinrichs IV., der am 14. Mai 1610 zu Paris auf die klägliche Weise vorfiel, die aller Welt bekannt ist. Er beehrte unsern Heiligen mit seiner Achtung und sogar mit seiner Freundschaft. Es war

nicht seine Schuld, daß er ihn nicht mit Wohlthaten überhäufte; und man kann mit Wahrheit sagen, er hätte ihn um jeden Preis für Frankreich erworben, wenn Gott ihn nicht an Savoyen gefesselt hätte; oder wenn der heilige Prälat seinem Berufe minder getreu gewesen wäre, und in Versuchung hätte kommen können. Er beweinte diesen großen Fürsten aufrichtig, lobte ihn mündlich und schriftlich; und noch erhellt aus einem Schreiben an Deshayes, wie weit seine Achtung und Bewunderung gegen denselben ging. „Europa," spricht er, „konnte keinen unglückseligern Tod sehen als den des großen Heinrichs. Wer würde nicht mit uns von dem Unbestand und der Eitelkeit menschlicher Größe ergriffen werden? Dieser Fürst, der so groß an Tapferkeit, an Siegen, an Triumpfzügen, so groß an Glückseligkeit, so groß endlich an allen Dingen war, daß die Größe gleichsam an sein Leben geknüpft schien, hätte seine letzten Augenblicke durch einen glorreichen Tod beschließen sollen; ein so glänzendes Leben hätte nur nach der Erbeutung des Orients, auf den Trümmern des Mahomedismus endigen sollen."

Da aber die Heiligen niemals Bemerkungen über die Ereignisse dieser Welt machen, die nicht über diese Welt hinauszielten; immer die unsichtbare und allmächtige Hand Gottes im Auge haben, der dieselben zu ihren verschiedenen Zielen leitet, und zur nämlichen Zeit, wo er uns betrübt, zugleich auch die Lehren anhören, die er uns gibt, ruft der heilige Prälat, nach den Klagen über den Verlust

dieses edlen Fürsten auf rührende Weise aus: „Ihr Kinder der Menschen, wie lange noch werdet ihr schweren Herzens seyn? Wie lange noch werdet ihr die Eitelkeit lieben und der Lüge anhängen? Alles was wir Großes sehen, ist eitel Schattenbild und Täuschung! Herr, mein Gott, daß wir doch durch so viele Erfahrungen noch nicht weise sind und diese Welt verachten, die fürwahr so verächtlich ist!"

Nach diesen so christlichen Gedanken kehrt er abermal zu dem Lob des Königs zurück und spricht: „Die größte Glückseligkeit dieses Fürsten war die, wodurch er ein Kind der Kirche, dadurch aber ein Vater Frankreichs ward. Als er ein Schaf des großen Hirten geworden, ward er ein Hirt seiner Völker; und als er zu Gott sich bekehrte, gewann er die Herzen aller guten Katholiken. Dies ist die einzige Glückseligkeit, die mich hoffen läßt, die Barmherzigkeit Gottes werde in seinen letzten Augenblicken die, einem Christen so nothwendige Reue in sein königliches Herz gelegt haben. Ich bitte demnach die allerhöchste Güte, daß sie Barmherzigkeit dem erweise, der solche so vielen Menschen erwies; daß sie dem verzeihe, der so vielen besiegten Feinden verzieh; daß sie in ihre Glorie diese mit Ihm ausgesöhnte Seele aufnehme, die nach ihrer Aussöhnung mit der Kirche, so Viele in ihre Gnade aufnahm."

Hierauf spricht er mit rührender Dankbarkeit von dem Wohlwollen, mit welchem dieser Fürst ihn beehrt hatte, und sagt ausdrücklich, daß er im Jahre 1602 ihm Anträge gethan habe, die nicht nur

einen armen Priester, wie er es damals gewesen, sondern selbst einen großen Prälaten hätten können in Versuchung führen.

Das nämliche Jahr, das Frankreich einen so großen Fürsten entriß, beschenkte die Kirche mit dem heiligen und berühmten Orden von der Heimsuchung Mariä, der eine würdige Frucht der Weisheit, Frömmigkeit und Nächstenliebe des heiligen Prälaten war, und den er in der nämlichen Zeit errichtete. Da wir jedoch die Erzählung seiner Stiftung nicht gern unterbrechen möchten, verlegen wir auf das nächstfolgende Buch Alles, was zu dem Ursprung und Fortgang dieser heiligen Anstalt gehört.

Ungefähr um eben diese Zeit ward Herr von Faure, dieser innige Freund unsres Heiligen, von welchem schon öfters die Rede war, und der als Präsident des Genfer Landes zu Annecy residirte, von dem Herzog von Savoyen zum ersten Präsidenten von Chambery ernannt. Da er also des schönen und großen Hauses, das er in der Stadt besaß, nicht ferner bedurfte, machte er dem heiligen Prälaten ein Geschenk damit, der bis dahin, so wie seine Vorgänger, in einem Miethhause gewohnt hatte. Dies Geschenk tröstete ihn nicht über die Entfernung seines Freundes; großen Trost jedoch gewährte es ihm, daß er einen Mann so großen Verdienstes und so unbestechlicher Rechtschaffenheit an der Spitze der Justizverwaltung sah. Waren aber auch in dem Hause des Präsidenten Gallerien, Säle und sehr bequeme Wohnzimmer, so behielt er dennoch für sich nur ein

einziges Kabinet, das aber so klein und so niedrig war, daß es mehr einem Grab als einem Zimmer glich; und eben darum auch hatte er dasselbe erwählt. Die Mauern waren ganz blos, ohne Gemälde und ohne Tapeten, sowohl im Winter als im Sommer. Ein kleines Bett, ein Stuhl und ein Tisch mit einem Cruzifix auf demselben, waren die ganze Einrichtung darin. Dort, mehr noch dem Geiste als dem Körper nach von der Welt zurückgezogen, gedachte er oft jener letzten Stunde, welche alle Menschen einander gleich stellt. Er betrachtete sich gleich einem zum Tode Verurtheilten, dessen Todesurtheil bereits ausgesprochen ist, und der nur den Augenblick erwartet, wo dasselbe vollzogen wird. Wie unschuldig auch sein Leben war, fand er dennoch dasselbe voll der Fehler; er überdachte in der Bitterkeit seines Herzens die verflossenen Jahre, jene Zeit, die nicht mehr war, und die er nicht glaubte, heilig genug verwendet zu haben. Durchdrungen von Gottes unendlicher Heiligkeit, vor welcher selbst die Engel nicht rein sind, und der sogar unsre Gerechtigkeit richten wird, rief er dann aus: „Herr, wenn Du unsre Missethaten durchforschest; wenn du sie wägest auf der Wage deiner Gerechtigkeit: wer wird es dann wagen, vor Dir zu erscheinen? wer kann in deiner Gegenwart bestehen?“

Hernach machte er sich Vorwürfe darüber, daß er den Anregungen Gottes nicht nachgekommen sei, die ihn dahin gestimmt hätten, das Episcopat nicht anzunehmen. „Was dachte ich wohl, sprach er, als

ich es über mich nahm, Sorge für so viele Seelen zu tragen? Hatte ich nicht schon genug, ja hatte ich nicht schon mehr als genug mit der meinigen? Man mag hier alles dessen sich erinnern, was er that, dieser Würde auszuweichen; jener Angst, jener Schrecken, jener so demüthigen Gesinnungen, die ihn bewogen, derselben sich als unwürdig zu betrachten; jeder Andere als er, hätte geglaubt, er habe sich nichts vorzuwerfen; und gewiß auch hätte die Art und Weise, wie er diese Würde bekleidete, ihn vor jedem Andern als vor sich selbst gerechtfertigt; indessen konnte er sich niemals verzeihen, was er „seine allzu leichte Nachgiebigkeit" nannte.

Einige Zeit hierauf nöthigten ihn mancherlei Umstände zu einer Reise nach Turin und nach Mailand. Er hatte bei Hofe mehrere Dinge zum Vortheil des neuen Ordens von der Heimsuchung Mariä zu erwirken. Denn da man bei neuen Stiftungen oft auf Schwierigkeiten stößt, die man nicht vorgesehen hat, oder Hindernisse findet, die es nicht leicht ist, ohne Mitwirkung der Gewalt des Landesherrn zu beseitigen, glaubte er, seinen Schutz für einen Orden vermitteln zu müssen, der in der Folge demselben nothwendig werden konnte. Noch ein anderer Grund aber bewog ihn zu dieser Reise; (denn er mußte nun aus seinem Bisthum sich entfernen, was er niemals ohne höchst wichtige Gründe that). Er sah nämlich schon seit längerer Zeit mit Wehmuth die schlechte Verwaltung des Collegiums zu Annecy; die geringe Fähigkeit der Regenten desselben, und ihre noch geringeren

Tugenden und guten Beispiele wirkten dahin, daß man, wegen der schlechten Erziehung der Jugend daselbst, sich genöthigt sah, solche anderswohin zu senden, um sie studiren zu lassen; was nicht ohne große Unkosten und viele Unbequemlichkeiten, selbst der wohlhabendsten Aeltern, sich thun ließ; denn die Andern mußten mit dem sich begnügen, was sie zu Annecy vorfanden.

Der heilige Prälat, der innig überzeugt war, daß die guten Sitten gewöhnlich von der guten Erziehung der Jugend abhängen, hatte nichts außer Acht gelassen, was hierzu förderlich gewesen wäre. Er hatte in dieser Absicht das Collegium zu Annecy den Vätern der Gesellschaft Jesu angeboten; da aber diese Väter zu eben derselben Zeit eine große Menge anderer Anstalten zu errichten hatten, war es ihnen nicht möglich gewesen, dasselbe anzunehmen; weshalb er dann beschlossen hatte, sich an die Barnabiten zu wenden und deswegen selbst die Reise nach Mailand nicht zu scheuen, um daselbst mit ihrem Vorgesetzen sich über diese Sache zu besprechen. Zu diesen Ursachen kam auch noch ein Grund der Andacht. Er hatte eine tiefe Verehrung für den heiligen Carl, Erzbischof von Mailand, der seit einigen Jahren im größten Rufe der Heiligkeit gestorben war. Sein Vetter und Nachfolger, der Cardinal Friedrich Borromäo, wandelte auf seinen Spuren, und ward als einer der größten Prälaten von ganz Italien betrachtet. Diesen wollte er über sein Vorhaben um Rath fragen, seinen Bruder zum Coadju-

tor anzunehmen; denn wie groß auch das Verdienst desselben war, fürchtete er dennoch, hierin etwas aus Rücksicht auf die Verwandtschaft und aus andern menschlichen Berücksichtigungen zu thun. Er wußte, daß der Geist nicht selten von dem Herzen getäuscht wird; daß es denselben besticht und mit sich fortreißt; daß man sich selbst oft sogar in jenen Dingen wieder findet, von welchen man Anfangs geglaubt hatte, die Eigenliebe habe den mindesten Antheil daran; denn es kam hier auf nichts weniger an, als sich einen Nachfolger zu wählen; nämlich auf die wichtigste Angelegenheit, die er je haben konnte, und wo es für ihn am gefährlichsten war, sich zu irren. Aus demselben Grunde auch wollte er diese Angelegenheit der Fürbitte des großen heiligen Carl empfehlen und in dieser Absicht seine Andacht bei seinem Grabe verrichten.

Zu allen diesen Gründen kam auch noch ein Grund der Nächstenliebe. Der Geheimschreiber des Herzogs von Nemours war vor Kurzem in einem Walde ziemlich nahe bei Annecy ermordet worden. Man hatte dessen einige Edelleute beschuldigt, die an diesem Morde ganz unschuldig waren; man verfolgte sie aufs heftigste; und diese Sache war so gestellt, daß sie, auch wenn sie endlich losgekommen wären, dennoch dahin zielte, sie zu Grunde zu richten. Selbst ein minder gefühlvolles Herz als das seinige, wäre über die tiefe Betrübniß so vieler Familien zum Mitleid gerührt worden. Da er von der Unschuld der Angeklagten überzeugt war, sammelte er

darüber alle Beweise, und war entschlossen, sie selbst dem Herzog vorzulegen, und geltend zu machen. Da also auch noch dieser Grund dazu kam, der an sich selbst hinreichend war, nahm er keinen Anstand mehr, aus seinem Bisthum sich zu entfernen. Nachdem daher die Osterfeiertage vorüber waren, reiste er nach Turin ab. Der Herzog empfing ihn wie gewöhnlich, nämlich mit aller Auszeichnung, die sein Charakter und seine Tugend verdienten. Er sprach mit ihm zu Gunsten Derjenigen, von welchen man vorgab, sie seien die Mörder des Geheimschreibers des Herzogs von Nemours; aber man war so sehr gegen sie eingenommen, daß es nichts weniger als aller Beweise bedurfte, die er mitgebracht hatte, sie zu rechtfertigen; und er mußte überdies seinen ganzen Eifer aufbiethen, solche zu unterstützen. Er ward ihr Anwald und ihr Advocat; er redete und handelte für sie; und erhielt endlich ihre Loslassung und das Verbot, ihnen künftig nachzustellen. Hierauf besprach er sich mit dem Herzog über die Einführung der Barnabiten zu Annecy. Der Herzog gab seine Gutheißung; verhieß ihm alle nothwendigen Patentbriefe für diese Sache, und genehmigte es auch, daß er nach Mailand ginge, dieselbe dort zu verhandeln.

Hinsichtlich des neuen Ordens von der Heimsuchung Mariä ward sein Institut so allgemein gutgeheißen, daß es ihn keine Mühe kostete, Alles zu erlangen was er für dasselbe begehrte; der Herzog und die Herzoginnen versicherten ihn ihres Schutzes;

und dieser Schutz nützte ihm späterhin, viele Schwierigkeiten zu überwinden. Nachdem er nun seine Angelegenheiten bei Hofe beendiget hatte, machte er sich auf den Weg, nach Mailand zu reisen.

Er ward von dem Gouverneur des Mailändischen Gebietes und von dem Cardinal Borromäo, Erzbischof von Mailand, mit großer Ehre empfangen. Am Tage nach seiner Ankunft feierte er das heilige Meßopfer über dem Grabe des heiligen Carl; und brachte daselbst mehrere Stunden im Gebete zu. Hierauf gab er dem Erzbischof einen Besuch, und hatte mit ihm eine lange Unterredung über mehrere Angelegenheiten seines Bisthums. Hernach besprach er sich mit den Obern der Barnabiten über ihre Einführung zu Annecy; kam mit ihnen über diese Sache überein und führte solche bei seiner Zurückkunft aus.

Da das Fest des heiligen Schweißtuches ihn nach Turin zurück berief, reiste er, und zwar unter den nämlichen Ehrenbezeugungen ab, die man bei seiner Ankunft ihm erwiesen hatte. Der Herzog hatte ihn zu einem der Prälaten ernannt, die das heilige Schweißtuch der Verehrung des Volkes entfalten sollten. Er hielt die Ceremonie mit aller Andacht ab, welche so sichtbare Merkmale der Liebe eines leidenden Gottmenschen fähig waren, in seinem Herzen zu erwecken. Am Tage nach diesem Feste hatte er eine besondere Unterredung mit dem Herzog, und unterhielt ihn lange Zeit mit den Angelegenheiten der Länder jenseits der Berge und mit den Fortschritten der katholischen Religion in seinem Bisthum; woran dem

Herzog ungemein viel gelegen war; da sie das Band war, das seine Unterthanen mit der Kirche und ihrem Landesfürsten aufs innigste verknüpfte. Damals auch schlug die Herzogin von Savoyen dem Herzog vor, dem heiligen Bischof seinen Bruder Johann-Franz zum Coadjutor beizugeben; und Gottes Vorsehung leitete die Dinge also, daß sie dies zur geeignetsten Zeit that, die sie je hätte erwählen können, ihren Vorschlag durchzusetzen.

Der Tod des Königs Heinrich hatte nämlich dem Mißtrauen des Herzogs über die Abtretung der Souverainetätsrechte auf Genf ein Ziel gesetzt; und da die Uneinigkeiten des französischen Hofes von dieser Seite ihn beruhigte, hatte er sich vorgenommen, die Dienste des heiligen Prälaten in Anspruch zu nehmen, die Vermählung des Prinzen von Piemont mit Christine von Frankreich, einer Tochter Heinrichs, zu vermitteln. Dieser Angelegenheit wegen mußte der Heilige längere Zeit aus seinem Bisthum entfernt bleiben; und der Herzog sah voraus, daß er hierein nicht willigen würde, wofern er nicht Jemand hätte, auf den er wegen seiner bischöflichen Functionen sich verlassen könnte. Die Vorstellung wegen eines Coadjutors kam also sehr gelegen, diese Schwierigkeit zu heben; und dies war einer der Hauptgründe, die den Herzog bestimmten, in den Vorschlag zu willigen. Der heilige Bischof mengte sich nicht in diese Sache; die Herzogin von Savoyen, welche wollte, ihr erster Almosenier sollte ein Bischof seyn, forderte allein diese Coadjutorstelle für Genf,

und erhielt solche auch. Als nun diese Dinge beendiget waren, kehrte er nach Annecy zurück, wo er kurze Zeit hernach die Barnabiten einsetzte.

Um diese Zeit verfaßte er seinen Theotimus, oder die Abhandlung über die Liebe Gottes; ein Werk, das nur von einem so erleuchteten Geiste und einem von Liebe so vollen Herzen wie das seinige ausgehen konnte. In diesem vortrefflichen Buche zeigt er die natürliche Neigung aller Menschen, Gott zu erkennen und zu lieben; die Gnaden, mit welchen Er ihnen zuvorkommt, damit sie Ihn lieben; und die geringe Treue der Meisten, den Anregungen derselben zu folgen. Dann entwirft er eine getreue und anschauliche Schilderung der Erkaltung, der Unruhe und der Unbeständigkeit des Herzens in der göttlichen Liebe; wie es dieselbe so leicht verläßt, um sich an die Geschöpfe zu hängen; wie die Dinge, die unter die Sinne fallen, mächtig auf dasselbe einwirken; wie sie dasselbe in die Enge treiben und mit sich fortreißen; wie Alles dasselbe zu Gott führen sollte, und wie dessen ungeachtet Alles nur dahin wirkt, es von Ihm abzuwenden.

Hierauf geht er zu dem innerlichen Gebet über, das Eine der vorzüglichsten Uebungen der göttlichen Liebe ist, und kommt dann, nachdem er von der innerlichen Betrachtung und der Ruhe der Seele in Gott gesprochen, auf die Krankheiten, Entzückungen und Mühsale, durch welche Gott die Seele führt, ihre Treue zu prüfen. Hierauf schildert er den Ekel, Ueberdruß und die innerlichen Verwirrungen, welche

die Seele verhindern, die Inbrunst zu erkennen, von welcher sie erfüllt ist; wie sie fürchtet; wie sie sich entsetzt und sich abmüht; und wie sie in dem Uebermaß ihrer Traurigkeit in einen Zustand von Schwäche und Ohnmacht versinkt, der von dem Zustande der Sterbenden nicht sehr verschieden ist. „Dann" spricht der heilige Prälat „unterscheidet die Seele nicht mehr, ob sie hofft und ob sie liebt; die verwirrende Unruhe, deren sie voll ist, die Traurigkeit, die sie beschäftigt, drückt sie so sehr nieder, daß sie nicht die Kraft hat, irgend einen Rückblick auf sich selbst zu thun, um zu entdecken was in ihr vorgeht; und sie sieht sich darauf beschränkt, zu glauben, daß sie weder Hoffnung noch Liebe, sondern blos einfache Einwirkungen dieser Tugenden habe, die sie wirklich empfindet und die sie in sehr hohem Grade besitzt."

So reine Empfindungen kann Niemand ausdrücken, der solche nicht empfunden hat; es ist dies eine Sprache, die man nur durch eine lange und heilige Erfahrung erlernen kann; und man muß lange Zeit gelehrig und unterwürfig unter der Hand Gottes, und aufmerksam auf seine geheimsten Wege gewesen seyn, um so gut darüber sprechen zu können; dies ist Alles, was wir für nun aus dem zu schließen beabsichtigen, was wir von dieser Abhandlung über die Liebe Gottes berichteten; in dem letzten Buche dieser Geschichte wollen wir dann noch etwas mehr darüber sagen.

Während der heilige Prälat auf solche Weise sich beschäftigte, Seelen zur höchsten Vollkommenheit zu

bilden, und sie lehrte, was er von Gott selbst erlernt hatte, machten die Türken, diese damals so furchtbaren Feinde des christlichen Namens, die wir aber in unsern Tagen so tief gedemüthiget sehen, solche Fortschritte in Ungarn, daß ganz Deutschland darüber erzitterte, und der Kaiser, der zu schwach war, mit seiner Macht allein ihnen zu widerstehen, einen Reichstag auf den 1. Februar 1615 zu Regensburg ausschrieb, um von den Reichsfürsten Hilfe zu begehren. Da die Empörung Genfs wider seinen Bischof ihn nicht abhielt, denselben als einen Reichsfürsten und als den rechtmäßigen Souverain dieser rebellischen Stadt anzuerkennen, schrieb er an unsern Heiligen und lud ihn ein, sich auf den Reichstag zu begeben. Das Schreiben an ihn war von Linz aus am 18. Merz 1614 datirt.

Dem alten Gebrauche gemäß begibt sich der Kurier des Kaisers nach Genf, steigt vor dem bischöflichen Pallaste ab, und verlangt im Namen des Kaisers mit dem Bischof zu sprechen. Man antwortet ihm: „Er ist nicht hier; er hält seine Residenz zu Annecy!" Der Kurier nimmt ämtliche Notiz von dieser Antwort, besteigt abermal sein Pferd und reitet nach Annecy, das Schreiben des Kaisers abzugeben. Diese Ceremonie, die jetzt ziemlich überflüssig scheint, ist nichts desto minder ein Beweis der Souverainetät des Bischofs; und sie wird von Zeit zu Zeit auf eine Weise erneuert, die das Andenken daran erhält, und zeigt, daß weder der Kaiser noch das Reich den Aufruhr Genfs wider seinen Bischof gut-

heißen, und daß sie dessen ungeachtet ihn als eines ihrer vorzüglichsten Mitglieder betrachten.

Der heilige Bischof antwortete dem Kaiser: es thue ihm ungemein leid, den Befehlen Seiner Kaiserlichen Majestät nicht nachkommen, noch Sie mit seinem Vermögen und seinem Rath in einer Gelegenheit unterstützen zu können, worin es auf nichts weniger als auf die Sache Gottes und die Ehre des christlichen Namens abgesehen sei; die Genfer hätten bei ihrem Aufruhr den größten Theil der Güter seiner Kirche unrechtmäßig an sich gerissen, sie hätten ihm kaum übrig gelassen, daß er dadurch seinen Unterhalt bestreiten könne; und ihn gänzlich außer Stand gesetzt, Seiner Majestät und dem Reiche den Gehorsam und die Hilfe zu erweisen, die alle Glieder ihrem erlauchten Haupte schuldig seien; dagegen wolle er nicht aufhören, den Allerhöchsten und Allmächtigen, den Gott der Kriegesheere, anzuflehen, daß er seine Waffen und seine Absichten segnen, vor ihm einhergehen, sein Anführer seyn, und den Sieg über die Feinde seines Namens ihm geben wolle. Dies war Alles, was der heilige Prälat in dem Stande thun konnte, in welchem er sich befand; und der Kaiser und das Reich erwarteten auch nicht mehr von ihm.

Gott ließ es damals zu, daß der gute Ruf unsers Heiligen auf eine so gräuliche und zugleich so arglistige Weise angegriffen wurde, daß sogar die erleuchtetsten und solche Personen, die am schwersten

zu überlisten waren, im Begriffe standen, alle Achtung zu verlieren, die sie gegen ihn hegten.

Eine junge und schön gestaltete Buhldirne kam, nachdem sie zahllosen schändlichen Unfug zu Chambery getrieben, nach Annecy, wohin ein Edelmann vom Hofe des Herzogs von Nemours sie gelockt hatte; der seit langer Zeit ein Feind des Hauses Sales, ins besondere aber des heiligen Prälaten war. Sie war nicht lange daselbst, ohne zu den nämlichen Ausschweifungen zu verleiten, die sie zu Chambery erregt hatte; und ihr unzüchtiger Wandel war so öffentlich bekannt, daß er nicht mehr verheimlicht werden konnte. Der heilige Prälat benahm sich bei dieser Gelegenheit mit seiner gewöhnlichen Klugheit; er ließ sie heimlich warnen, ja sogar bedrohen; da aber der Schutz des Herzogs von Nemours, auf welchen dieser Edelmann pochte, sie übermüthig und frech machte, verachtete sie seine Warnungen und seine Drohungen auf gleiche Weise. Der Heilige, der sich nun nothgedrungen sah, zu stärkern Mitteln zu greifen, bestieg die Kanzel und predigte so nachdrücklich wider sie, daß mehrere ihrer Anhänger sie verließen und nie wieder sahen.

Mehr bedurfte es nicht, den Zorn dieses Weibes auf den höchsten Grad zu steigen, den solcher erreichen konnte. Dies war's, was jener Edelmann des Herzogs von Nemours erwartete; er selbst hatte nicht wenig beigetragen, ihr alle Rache einzuflößen, deren Leute dieser Art fähig sind, wenn man ihre unglückseligen Absichten durchkreuzt. Er besaß ein ge-

fährliches Talent; dies bestand darin, daß er alle Schriften so täuschend nachbilden konnte, daß selbst die Klügsten und Geübtesten dadurch betrogen wurden. Er suchte also einige Briefe des heiligen Prälaten sich zu verschaffen, und verfaßte dann gemeinsam mit der Buhldirne einen Brief, den er an sie geschrieben hätte, und worin er die Handschrift des Heiligen spiegelgetreu nachbildete. In diesem Lügenbriefe also entschuldigte der heilige Bischof sich auf alle Art und Weise, daß er genöthigt gewesen sei, wider sie zu predigen; sprach darin wie ein wahrer Lasterknecht, beklagte sich über die Nothwendigkeit worin Männer seines Charakters sich oft befänden, dem Volke etwas weis zu machen und ihre wahren Gesinnungen zu verbergen. Und hierauf legte der ruchlose Schreiber dem heiligen Prälaten eine Menge sündhafter Zärtlichkeiten gegen diese schamlose Dirne in den Mund, und ließ ihn endlich sie um eine Zusammenkunft für die künftige Nacht an einem geheimen Orte bitten, wo er mit ihr in Freiheit seyn könne. — Gewiß ist's, daß man, je unzüchtiger dieser Brief war, je minder den heiligen Prälaten hätte im Verdacht haben sollen, denselben geschrieben zu haben; doch die Schrift und die Schreibart waren der seinigen so ähnlich, daß er selbst kaum von seinem Erstaunen sich erholen konnte, als man denselben ihm gezeigt hatte. Als dies Werk der Finsterniß auf solche Weise ausgehegt und ausgeführt war, brachte der Edelmann den Brief der Buhldirne wohl versiegelt, und nahm solchen dann wieder mit sich;

nachdem er mit ihr übereingekommen war, sie sollte sagen, er habe ihr denselben hinweggenommen, und sich höchst zornig gegen ihn stellen.

Nach diesen Vorkehrungen erhob die Dirne, im Einverständniß mit dem Edelmanne, einen ungeheuern Lärm über ein Schreiben von Wichtigkeit, das er ihr gestohlen habe, beklagte sich darüber bei allen seinen Freunden, und schien alles Erdenkliche zu thun, dasselbe zurückzubekommen. Und dies eben war's, wodurch die Sache zur öffentlichen Kunde kam; denn da der Edelmann von Denjenigen gedrängt wurde, die für dies Weib sich verwendeten, den Brief ihr zurückzustellen, den er ihr genommen habe, machte er ihnen falsche Vertraulichkeiten, zeigte ihnen den vermeintlichen Brief, und brachte sie leicht dahin, daß sie ihm zugaben, es sei nicht rathsam noch schicklich, einen solchen Brief den Händen einer Person von dem Charakter und Stande der Buhlerin zurückzustellen. Auf diese Weise hatte der Niederträchtige, der einen heiligen Bischof um seinen guten Ruf durch diesen arglistigen Kniff brachte, dessen Urheber er allein war, auch noch das Vergnügen, für einen ehrbaren und verschwiegenen Mann zu gelten, und den Leuten weis zu machen, er schone seiner Ehre.

Es wäre schwer, das entsetzliche Unrecht auszudrücken, das dieser unselige, auf so boshafte Weise ersonnene Brief dem heiligen Prälaten zufügte. Das unschuldige Leben, das er von seiner zartesten Jugend an so ständig geführt hatte; seine Arbeiten für den

Glauben, seine Festigkeit, sein Eifer, seine so allgemein anerkannte Frömmigkeit und jene glänzende Heiligkeit, die der Allmächtige bereits durch Wunder bekräftiget hatte, dies Alles war unvermögend, eine so niederträchtige Verleumdung abzuhalten, und seinen guten Ruf bei den Menschen zu befestigen. Selbst Diejenigen, die ihn besser zu kennen glaubten und weniger geneigt waren, übel von ihm zu urtheilen, waren betroffen, beschämt, verwirrt, wankend, und wußten nicht, was sie darüber denken sollten. Auch muß man bekennen, daß dies die schrecklichste Probe war, auf welche Gott die Tugend seines Dieners stellen konnte; doch wollte Er immer mehr und mehr dies ohnehin schon so reine und von Allem gelöste Herz reinigen, das vielleicht keine andere Anhänglichkeit hatte, als eine solche, die man glaubt unschuldiger Weise für seinen guten Ruf haben zu können, und dessen ein so heiliges Amt, wie das Episcopat, nicht entbehren kann.

Unterdessen gelangte die Verleumdung, die alle Tage weiter um sich griff, auch bis zu den Ohren des Herzogs von Nemours. Dieser Fürst, der den Edelmann lieb hatte, welcher Verfasser und Schreiber jenes Briefes war, erfuhr, er habe mit jener Buhldirne gebrochen, und fragte ihn um die Ursache seiner Veruneinigung; und da eröffnete dieser Bösewicht auch ihm, in geheucheltem Vertrauen, was er so vielen Andern vertraulich mitgetheilt hatte. Der Herzog, dem die Handschrift des heiligen Prälaten besser als jedem Andern bekannt war, verlangte, den

Brief zu sehen. Bei dem Anblick einer so richtig nachgebildeten Schrift und eines so wohl nachgeahmten Styles stieg sein Erstaunen aufs höchste; er prüfte ihn aufmerksam, verglich ihn mit andern Briefen, die er von ihm empfangen hatte; aber alle diese Vorsichtsmaßregeln dienten nur dazu, die Verleumdung zu berechtigen; und der Herzog, durch einen Anschein getäuscht, dem er nicht einmal bedacht war zu mißtrauen, konnte sich nicht enthalten auszurufen: „Wie, der Bischof von Genf ist nichts weiter als ein Heuchler, ein Schelm und ein Betrüger? Wem kann man nun noch trauen?!"

Da er noch ganz von diesen Gedanken eingenommen war, trat ein Edelmann aus seiner Kammer ein, Namens Foras, der ein Verwandter des heiligen Prälaten war, und eine besondere Verehrung für ihn hegte. Er hatte eben etwas vorzubringen, das zu seinem Amte gehörte. Der Herzog, welcher begehrt hatte, den Brief bis zum folgenden Tage zu behalten, und solchen noch hatte, führte den Edelmann in sein Kabinet und fragte ihn, für wen er den Bischof von Genf halte. „Für einen Heiligen, antwortete Foras; und Niemand kann ihn kennen, und daran zweifeln." — „Sehen Sie, antwortete der Herzog, hier ist etwas, das Sie eines Bessern belehren kann; lesen Sie diesen Brief, und sehen Sie, ob es einen größern Lasterknecht in der Welt gibt.!" — Foras stimmte mit ihm darin überein, die Handschrift dieses Briefes sei der Handschrift des Bischofs von Genf sehr ähnlich; aber er behauptete, der Bi-

schof sei nicht fähig gewesen, solchen zu schreiben; und es liege darunter etwas verborgen, das Gott zu seiner Zeit entdecken werde. Der Herzog spottete seines Vorurtheiles; doch konnte er es ihm nicht versagen, den Brief den übrigen Tag hindurch ihm zu lassen.

Foras ging mit diesem Briefe geraden Weges zu dem heiligen Prälaten, der noch nichts von allen diesen ruchlosen Anschlägen wußte. Er las denselben von Anfang bis zu Ende, ohne alle Ereiferung und ohne sein Angesicht zu verziehen; gab ihn hierauf zurück und sprach zu Foras: „Diese Handschrift sieht wahrhaftig der meinigen sehr ähnlich; aber Gott ist mein Zeuge, daß ich diesen Brief nicht geschrieben habe!" — Hierauf empfahl er ihm, dies Schreiben dem Herzog von Nemours zurückzustellen, weil er solches von ihm empfangen habe; und fügte bei: was seine Rechtfertigung betreffe, stelle er dieselbe Gott anheim; Er kenne das Maß eines guten Rufes, dessen er zu seinem Dienste bedürfe; und er verlange desselben nicht mehr zu haben.

Foras jedoch, der ein junger, muthvoller und von Natur etwas heftiger Edelmann war, nahm die Sache nicht eben so geduldig hin; er zweifelte nicht, der Edelmann, der den Brief dem Herzog übergeben habe, sei der Verfasser desselben. In diesem Sinne schrieb er ihm ein Billet, wo er ihm Ort und Stunde bestimmte, und ihm sagte, dort wolle er ihm am folgenden Tage, mit dem Degen in der Hand, seinen Brief übergeben und ihn zu dem Be-

kenntniß der unwürdigsten That zwingen, die jemals einem Edelmann in den Sinn gekommen wäre. Der Verfasser des Briefes nahm die Herausforderung an; da aber am folgenden Tage keiner aus den Beiden bei dem Lever des Herzogs erschien, und man den Brief ihm nicht zurückgestellt hatte, kam er sogleich auf die Vermuthung, sie hätten einen Zweikampf vor, und sandte aus, sie anzuhalten. Foras hatte sich bereits auf den Weg nach dem Orte der Zusammenkunft begeben. Als diese Nachricht zu dem heiligen Prälaten gelangte, sandte er ihm den Ritter Sales, seinen Bruder, nach, und bat ihn, was immer er sagen möchte, ihn zu ihm zu führen. Nicht ohne große Mühe gelang es dem Ritter, ihn dazu zu vermögen. Da jedoch Foras wohl einsah, daß er sein Vorhaben in seiner Gegenwart nie würde ausführen können, verschob er den Zweikampf auf einen andern Tag, und folgte ihm zu dem heiligen Prälaten. Dieser hatte ihn nicht sobald erblickt, als er ihm derbe Vorwürfe machte; und da er ihn genöthiget hatte, ihm einzugestehen, er habe einen Zweikampf vorgehabt, sagte er ihm mit großer Ereiferung: er habe ihm selbst bezeugt, er wolle Niemand als Gott allein zum Beschützer seiner Unschuld; und es wäre von ihm große Vermessenheit, zu erachten, Gott bedürfe seiner, ihn zu rechtfertigen; ja er sollte sich nicht mehr vor ihm blicken lassen, wofern er den Vorsatz nicht aufgebe, ihn zu rächen. Foras mußte ihm dies feierlich versprechen. Ob aber auch dieser Edelmann die Folgen voraus

sah, die dies nach sich ziehen würde, konnte er sich doch nicht entschließen, dem Herzog den Brief zurückzustellen; er zerriß denselben zu kleinen Stücken; und als der Herzog dies erfuhr, verbot er ihm seinen Hof und entsetzte ihn seines Amtes.

Unterdessen aber war der heilige Prälat noch immer nicht gerechtfertiget; und die Rückwirkung dieser schändlichen Verleumdung fiel auf die Klosterfrauen von der Heimsuchung Mariä zurück; man dachte und redete über die Mutter Chantal, was immer man wollte; eben so wenig schonte man auch der übrigen; und weder ihre Unschuld noch ihre Tugend waren im Stande, sie vor den Pfeilen der abscheulichsten Verleumdung zu beschützen. Dadurch nun griff man den heiligen Prälaten auf der empfindlichsten Seite an. Wer weiß es nicht, daß die Ehre der größte Schatz der Personen des Frauengeschlechtes ist, zumal wenn sie durch den klösterlichen Stand Gott geheiliget sind? Ein leichter Anschein, ein Verdacht, eine arge Rede, Alles ist im Stande sie zu zerstören; nichts ist so leicht zu verlieren, nichts so schwer wiederherzustellen. Ein Umstand, der bei dieser Gelegenheit den argen Urtheilen der Menschen günstig schien, war, daß bei ihrem ersten Anfang die Töchter von der Heimsuchung noch keine Clausur beobachteten; sondern die Freiheit hatten auszugehen, um Werke der Nächstenliebe auszuüben, die sie auch mit einer Erbauung verrichteten, die allein schon im Stande gewesen wäre, die häßlichste Verleumdung zu widerlegen. Doch wenn einmal die

boshaften Urtheile der Menschen mit ihrer Neigung übereinstimmen, dann vermag nichts dieselben aufzuhalten; und oft befestigt in solchem Falle die Verleumdung sich gerade durch das, was am geeignetsten scheinen dürfte, sie zu zerstören.

Also verflossen drei Jahre, ohne daß, dem Anschein nach, Gott bedacht war, so viele schuldlose Personen zu rechtfertigen; und ohne daß der heilige Prälat das Mindeste von seiner Standhaftigkeit, noch von seinem Vertrauen auf Ihn verlor. Immer ruhig, immer sich selbst gleich, immer mit dem Zeugniß seines Gewissens sich begnügend und über das Urtheil der Menschen erhaben, wartete er in tiefem Frieden die Zeit ab, die Gott bestimmt hatte, von einer so heftigen Unterdrückung ihn zu befreien. Wer nicht empfunden hat, was der königliche Seher den Widerspruch der Zungen nennt, jene Angst und Unruhe, in welche sie beinahe immer selbst die festesten Gemüther stürzt; wer dieser schrecklichen Verfolgung niemals ausgesetzt war, der wird nie begreifen, wie groß die Tugend des heiligen Mannes gewesen seyn muß, daß er solche so lange Zeit hindurch hatte ertragen können, ohne verwirrt zu werden, ohne sich zu vertheidigen, ohne das Geringste von jenem Frieden und von jener wunderbaren Sanftmuth zu verlieren, die allein hätte genügen sollen, seine Feinde zu beschämen, und von seiner Unschuld sie zu überzeugen.

Doch die göttliche Gerechtigkeit, die, ob sie auch unsrer Ungeduld langsam bedünkt, dennoch nie-

mals weder die Unschuldigen noch die Schuldigen aus dem Auge verliert, brach urplötzlich und zwar auf so deutliche Weise los, daß sie auch die Ungläubigsten von ihrer Wirklichkeit überzeugte.

Der Edelmann, der jenen schändlichen Brief verfaßt hatte, erhielt von dem Herzog von Nemours einen Auftrag, den er in der Ferne auszurichten hatte. Er reiste also ab; kaum aber war er zwei Tagereisen von Annecy entfernt, so ward er, als er eben durch ein elendes Dorf fuhr, von einer außerordentlich heftigen Kolik befallen. Die Armuth des Dorfes nöthigte ihn, bei dem Pfarrer einzukehren. Da das Uebel immer mehr überhand nahm, meldete man die Sache dem Herzog von Nemours, der sogleich Aerzte und Wundärzte auf der Post dahin sandte, seiner zu pflegen. Doch diese kamen nur, um eben so viele Zeugen der Unschuld des heiligen Prälaten zu seyn, und die Vorsehung führte diese Zeugen von fern herbei, ihn auffallend und auf eine Weise zu rechtfertigen, die keinem Verdacht unterliegen konnte. Die Mittel machten das Uebel nur ärger; und man sah sich endlich genöthigt, dem Kranken zu sagen, seine letzte Stunde nahe mit Riesenschritten heran, und er sollte auf nichts anderes mehr bedacht seyn, als auf seine Rechenschaft vor Gottes Richterstuhl sich vorzubereiten, und die letzten Sacramente der Kirche zu empfangen. In diesem elenden Zustande gestand er die entsetzliche Verleumdung, die er wider den heiligen Prälaten verbreitet hatte; bekannte dieselbe in der Beicht und

legte es den Umstehenden an's Herz dessen Zeugniß zu geben; ins besondere empfahl er den Aerzten und Wundärzten, dem Herzog die Wahrheit zu sagen und den Bischof von Genf in seinem Namen um Verzeihung zu bitten. Es war nicht schwer, diese Verzeihung zu erlangen; doch nicht so leicht war es, die göttliche Gerechtigkeit zu besänftigen; der Mann starb nach langen und entsetzlichen Schmerzen. Ein furchtbares Beispiel fürwahr, welches uns lehrt, daß Gott nicht immer das künftige Leben abwartet, so große Laster wie jenes zu bestrafen, dessen dieser Unglückselige schuldig war. Der heilige Prälat beweinte ihn, hielt öffentliche Gebete für ihn ab, und bezeigte großes Leid darüber, daß er ihn nicht hatte umarmen können. Also rechtfertigte Gott den heiligen Bischof und seine heiligen Töchter, die seine so schwere Verleumdung mitgetroffen hatte. Foras erhielt sein Amt wieder; und der Herzog von Nemours gab so öffentliche Beweise seiner Hochachtung für den heiligen Bischof, daß er reichlich das Unrecht ersetzte, das seine Leichtgläubigkeit seinem guten Rufe angethan hatte.

Da um jene nämliche Zeit der Herzog von Lesdiquieres, Statthalter im Delphinat und späterhin Connetable von Frankreich, der bis dahin ein eifriger Calviner gewesen war, einige Hoffnung zur Rückkehr in die katholische Kirche gab, wendete das Parlament zu Grenoble seine Blicke auf den heiligen Prälaten, als auf den Mann, der in der ganzen Welt am meisten geeignet war, die Ausführung die-

ser so wichtigen Sache zu fördern. Lesdiquieres war ein Mann von großen Ansichten und großem Geiste, dem es auch nicht an Wissenschaft fehlte, und der für einen aufrichtigen Calviner galt. Seine Tapferkeit und seine großen Thaten hatten ihm den Ruf eines der größten und glücklichsten Feldherren in Europa erworben; und die Calviner von Frankreich betrachteten ihn als eine ihrer festesten Stützen. Die großen Vortheile, die Heinrich IV. gleichsam nothgedrungen war, ihnen durch das Edict von Nantes zu bewilligen, hatten sie ungefähr auf den Fuß einer unabhängigen Republik gesetzt, die kraft dieses Edictes mitten im Königreiche bestand; und da ihr Interesse nicht immer mit dem des Staates zusammen stimmte, waren sie eifrig bedacht, die Tapfern ihrer Partei sich zu erhalten; und fesselten sie daran durch bedeutende Jahrgehalte, die sie in den Stand setzten, auf großem Fuße zu leben und sich Ansehen zu verschaffen. Zu dieser Anzahl gehörte Lesdiquieres. Da er also sehr vorsichtig seyn mußte, war bei seiner Bekehrung Verschwiegenheit erforderlich; und sie mußte mit vieler Behutsamkeit geleitet werden. Es bedurfte daher der Bischof von Genf eines Vorwandes, um nach Grenoble zu kommen; dieser Vorwand mußte den wahren Grund seiner Reise verschleiern und hinreichend seyn, ihn längere Zeit daselbst fest zu halten, diese große Absicht auszuführen.

Es schrieb also das Parlament an ihn und ersuchte ihn, er möchte ihnen die nämliche Gnade erweisen, die er dem Parlament von Dijon erwiesen

habe, und in der nächsten Faste kommen, die Fastenpredigten in der Hauptstadt des Delphinates zu halten. Der heilige Prälat antwortete, er könne die Staaten des Herzogs von Savoyen nicht ohne die Erlaubniß desselben verlassen; und er habe Gründe, ihn nicht um diese Erlaubniß zu bitten.

Auf diese Antwort hin orduete das Parlament zwei Räthe an den Herzog von Savoyen ab, ihn um seine Einwilligung zu bitten. Er gab dieselbe; und da der Heilige von dem großen Nutzen überzeugt war, welcher der Kirche durch die Bekehrung des Herzogs von Lesdiquieres erwachsen würde, bedünkte ihn dies ein hinreichender Grund, sein Bisthum für einige Zeit zu verlassen. Er schrieb demnach an den Papst, der es ihm bewilligte, und traf Anstalten zu dieser Reise. Als nun die Faste herannahte, sandte das Parlament zwei Räthe an ihn ab, die ihn nach Grenoble führen sollten.

Die Ehren, die dem heiligen Prälaten in dieser Stadt erwiesen wurden, hätten nicht größer seyn können; eben so wenig aber hätte auch der Eifer in seinen Predigten und die sprechenden Tugendbeispiele, durch die er dieselben unterstützte, größer seyn können. Katholiken und Calviner wurden durch seinen Ruf und weit mehr noch durch jene glänzende Heiligkeit angezogen, die aller Welt in die Augen fiel, wie sorgfältig er auch beflissen war, dieselbe zu verbergen; sie strömten schaarweise in seine Predigten; und verließen dieselben niemals, ohne die Eindrücke zu empfinden, welche Gottes Gnade gleichsam an seine

Rede geknüpft hatte. Die Bekehrungen, die hieraus erfolgten, waren in so großer Anzahl, daß die Wortsdiener darüber erschracken und ein strenges Verbot erließen, seinen Predigten beizuwohnen. Dies Verbot hielt jedoch Einen der einsichtsvollesten aus ihnen nicht ab, seinem häretischen Irrthum öffentlich zu entsagen.

Diese Bekehrung erregte so großes Aufsehen und brachte die Eifrigsten ihrer Partei dermaßen wider den Bischof von Genf auf, daß der erste Präsident es für unerläßlich hielt, ihn begleiten zu lassen. Da er aber dem heiligen Prälaten diesen Vorschlag that, antwortete er: „er habe sich immer wohl dabei befunden, sein Vertrauen nur auf Gott zu setzen; und er bitte Ihn im voraus, Allen zu verzeihen, die Ihn irgend schmähten oder mißhandelten."

Unterdessen ward das Aufsehen, das die Bekehrung dieses Wortsdieners erregte, so groß, daß die Eitelkeit Eines seiner Mitbrüder darüber beleidiget wurde; und sei es, daß er sich für geschickter hielt, oder daß er eigentlich nur vermessener war, er schlug eine öffentliche Disputation mit dem heiligen Prälaten vor. Der Heilige nahm dieselbe an; und der Wortsdiener, der sich zu ihm begab, eröffnete die Conferenz mit einem Schwall von Schimpfworten und Beleidigungen; da er hoffte, er würde, wenn es ihm gelänge, ihn zum Zorne zu reizen, leichter mit ihm fertig werden. Allein ein Mann, der sich besitzt, hat einen großen Vortheil über einen Andern, der sich nicht besitzt; der heilige Prälat hörte seine

Schmachreden an, ohne sich davon bewegen zu lassen, und schwieg, so oft er solche wieder aufs neue anfing; worauf er dann die Rede ruhig weiter fortsetzte, wo sie geblieben war. Ein Calviner, der sich dabei zugegen befand, ward auf gleiche Weise sowohl von der Unverschämtheit des Wortsdieners, als von der unüberwindlichen Geduld ergriffen, die der heilige Bischof nicht müde ward, seiner Heftigkeit entgegen zu setzen, und konnte sich nicht enthalten zu sagen: die Parteien wären nicht gleich; da der Bischof von Genf selbst durch sein Stillschweigen überzeuge. Die Bekehrung dieses Menschen war eine aus den Früchten dieser Conferenz; und der Sieg blieb so sichtbar auf der Seite des heiligen Prälaten, daß der Wortsdiener kurze Zeit hernach vor Beschämung und Aerger starb. Einige aus denen, die der Disputation beiwohnten, konnten sich nicht erwehren, dem Heiligen zu bekennen, sie erstaunten, wie er alle Schmähungen habe dulden können, die der Wortsdiener ihm ins Angesicht gesagt habe; die christliche Geduld müsse ihre Gränzen haben; und sogar die heiligen Väter hätten zuweilen in sehr kräftigen Ausdrücken auf die Unverschämtheit der Häretiker geantwortet. „Das ist wahr", erwiederte der heilige Prälat; „aber es war nicht meine Absicht, ihn zu beschämen, noch mich zu rächen; sondern ihn zu gewinnen und zu bekehren; eine Erwiederung seiner Beleidigungen hätten diese Absicht nicht gefördert."

Bisher hatte Lesdiquieres den Predigten des heiligen Prälaten nicht beigewohnt; denn er mußte,

wie gesagt, große Vorsicht beobachten. Endlich aber nahm der Ruf des großen Bischofs so gewaltig zu, daß er seiner Neugier, ihn auch einmal zu hören, nicht länger widerstehen konnte. Die erste Rede aber, welcher er beiwohnte, bewirkte so viel, daß er fortan allen übrigen beiwohnte; und, weil er dadurch sich erschüttert fühlte, besondere Unterredungen mit ihm zu halten wünschte. — Bei solchen Unterredungen nun zeigte sich der heilige Prälat, wie bereits erinnert wurde, in seiner ganzen Stärke; und sehr selten geschah es, daß er darin nicht vollendet hätte, was er auf der Kanzel angefangen hatte. Da er mit einer großen Fähigkeit und einer feinen Weltsitte eine wundersame Geistesgegenwart, eine sehr probehältige Mäßigung und eine Sanftmuth vereinte, die ihm die Herzen gewann, besaß er Vorzüge, vor welchen es nicht leicht war, sich zu erwehren. Durch diese seltenen Geistesgaben gewann er den Herzog, der so zufrieden von seiner ersten Unterredung mit ihm fortging, daß er ihn um mehrere andere ersuchte. Diese Unterredungen waren Anfangs geheim; doch Lesdiquieres, der eine große Seele hatte, hielt es für Feigherzigkeit, sich zu verstellen und solche länger zu verhehlen. Die Conferenzen wurden offenkundig, und er nahm keinen Anstand, einzugestehen, er sei dadurch sehr befriedigt, und die Manieren des Bischofs von Genf flößten ihm den äußersten Ueberdruß an den Manieren der Wortsdiener ein.

Dies war genug, Schrecken bei der ganzen Partei zu verbreiten. Man versammelte sich, man

hielt Rath, was zu thun sei; und es ward beschlossen, die Wortsdiener sollten in ganzer Versammlung sich zu ihm begeben, ihm Vorstellungen zu machen. Lesdiquieres empfing sie auf seine gewöhnliche Weise, das heißt, mit einer Höflichkeit, welcher großer Stolz beigemischt war. Die Anrede war lange, und sie fing an, ihn zu langeweilen; endlich fing der Wortsdiener, der das Wort führte, auch an, verächtlich von dem Bischof von Genf zu sprechen. Da riß dem Herzog die Geduld, er unterbrach den Redner und sagte ihm: er sollte wenigstens in seiner Gegenwart der Achtung nicht vergessen, die er einem Manne seines Verdienstes, seiner Geburt, einem Bischof und Reichsfürsten schuldig sei; und hierauf wendete er sich an die übrigen und sagte: wenn er so großes Recht, wie der Bischof von Genf, auf die Souverainetät dieser Stadt hätte, so könnte es ihm nicht einfallen, zu Annecy zu residiren; und er würde sie bald zur Unterwürfigkeit zwingen, die sie ihm schuldig sei. Und hierauf ließ er die Wortsdiener abtreten, ohne ihnen das Geleite zu geben; ja ohne sich den Anschein zu geben, als bemerke er, daß sie abtreten. Dies kränkte sie aufs Aeußerste, und von diesem Augenblicke an zweifelte man nicht mehr, der Herzog habe das Vorhaben, katholisch zu werden.

Es ist jedoch schwerer als man gewöhnlich glaubt, Wahrheiten anzunehmen und Vorurtheile abzulegen, die der Erziehung und der Geburt entgegen sind. Man entwindet den Trugbildern, deren man voll ist, sich nicht nach Willkühr; und nichts

hängt so sehr von der göttlichen Gnade ab, als das Auge des innerlichen Menschen zu reinigen, um ihn fähig zu machen, die Wahrheit, diese Sonne der Seele, zu schauen. Diese Gnade aber wird nur reinen Herzen verliehen, und Lesdiquieres, der eben kein sehr geordnetes Leben führte, hatte dieselbe nicht; die katholische Sittenlehre ängstigte ihn noch mehr als ihre Dogmen. Der Heilige indessen, der von keinen andern, als den Regungen der Nächstenliebe gerührt war; kein anderes Interesse als die Ehre Jesu Christi, noch ein anderes Verlangen als das Heil der Seelen hatte, ließ sich nicht abschrecken, und wartete mit seiner gewöhnlichen Unterwürfigkeit unter Gottes Anordnungen die Zeit ab, die Er zur Bekehrung dieser Seele bestimmt hatte, welche der Häresie eine so große Stütze entreißen sollte. Die Zeit der vierzigtägigen Faste ging zu Ende, und der heilige Bischof kehrte nach Annecy zurück, ohne daß Lesdiquieres über sein Vorhaben sich näher erklärt hatte.

Man glaubte, die Dinge würden dabei bewendet bleiben, und der Herzog, der von menschlichen Vortheilen zurückgehalten wäre, würde nicht weiter gehen; als man erfuhr, er habe im Einverständniß mit dem heiligen Bischof von Genf die Genehmigung von dem Herzog von Savoyen erlangt, künftige Faste abermal zu Grenoble zu predigen. Nun zweifelte Niemand mehr, der heilige Prälat würde endlich dies große Werk zu Ende führen. Er war auch wirklich kaum zu Grenoble zurück, als seine Confe-

renzen mit Lesdiquieres wieder anfingen; aber sein Herz, das von den Fesseln unheiliger Liebe bestrickt war, konnte sich nicht entschließen, dem Lichte seines Geistes zu folgen. Der Heilige, der nichts zur Hälfte that, bekämpfte seine Verbindungen und seine Irrsaale zugleich; und da er die Bekehrung zum katholischen Glauben als etwas Geringes achtete, wofern nicht auch sein Leben der Reinheit seines Glaubens entspräche, flehte er unablässig zu Gott, sein Werk dadurch zu krönen, daß Er sein Herz eben so rühren möchte, wie Er bereits seinen Geist erleuchtet hatte.

Also standen die Dinge, als die Herzoge von Savoyen und von Mantua, des Krieges satt, den sie seit drei Jahren gegen einander wegen Montferrat führten, worauf Beide Ansprüche machten, endlich den Beschluß faßten, einen Vergleich zu treffen. Lesdiquieres erhielt Befehl vom Hofe, sich nach Turin zu begeben, daselbst im Namen des Königs den Friedensunterhandlungen beizuwohnen. Dieser Unfall verhinderte den heiligen Prälaten, das Werk seiner Bekehrung zu vollenden.

Als jedoch Lesdiquieres zu Turin war, ergab daselbst sich etwas, woraus seine Gesinnungen gegen die katholische Kirche ziemlich deutlich hervorleuchteten. Da der Cardinal Ludovisio, der den Unterhandlungen im Namen des Papstes beigewohnt hatte, im Begriffe stand, nach geschlossenem Frieden, nach Rom zurückzukehren, stattete er bei dem Herzog Lesdiquieres einen Abschiedsbesuch ab. Als sie

nun von einander schieden, sprach Lediquieres zu ihm: „er wäre nicht so feindlich gegen die katholische Kirche gesinnt, um ihr nicht einen Papst von solchen Verdiensten zu wünschen.“ Der Cardinal aber antwortete hierauf: „Ich aber bin freundschaftlich genug gegen Sie gesinnt, um zu wünschen, Sie als einen guten Katholiken zu sehen.“ Lesdiquieres erwiederte: „Er wünschte, daß ihm kein anderes Hinderniß im Wege stehen möchte; dann würde die Sache bald zu Stande kommen.“ — „Eilen wir nicht so sehr, antwortete der Cardinal: versprechen Sie mir nur, katholisch zu werden, wenn ich einmal Papst bin.“ — Lesdiquieres verhieß es ihm. Was aber Beide einander damals aus Höflichkeit sagten, geschah in der Folge, wie sie übereingekommen waren. Der Cardinal ward zum Papste erwählt und nahm den Namen Gregor XV. an; Lesdiquieres aber, der seit längerer Zeit durch den heiligen Bischof war überzeugt worden, nahm die katholische Religion an. Jene, welche erachteten, er habe dabei keine andere Absicht, als die Würde eines Connetable gehabt, die er nach der Hand erhielt, kannten diese Umstände nicht; und bedachten nicht einmal, daß er katholisch war, bevor er Connetable ward.

Die Abreise des Herzogs Lesdiquieres nach Turin und das Ende der Fastenzeit gaben dem heiligen Prälaten Anlaß, die große Karthause zu besuchen, die einige Stunden von Grenoble lag. Er kannte seit langer Zeit Dom Bruno Daffringues, General des Ordens, der mit großen Einsichten eine erhabe-

ne Frömmigkeit und eine, der ersten Zeiten würdige Einfalt vereinigte. Er ward von diesen heiligen Einsiedlern mit aller Ehrfurcht aufgenommen, die seinem Verdienst und seiner Würde gebührte. Der Heilige jedoch, der ein Feind der Auszeichnungen war; oder der vielmehr keine andern Auszeichnungen, außer solche kannte, die von der Unschuld und Tugend ausgehen, wollte wie Einer ihrer Brüder unter ihnen leben. Erfreut über ihre Einsamkeit und über jene christliche Einfalt, die in diesem heiligen Hause ins besondere geübt wird, unterredete er sich mit ihnen über die Unbeständigkeit des menschlichen Lebens, das wie ein Strom vorüberfließt, einige Zeit rauscht, und einen Augenblick hernach nicht mehr erscheint. Er betrachtete die Unruhen, die heftigen Bewegungen und Umtriebe der Menschen; wie sie bauen und zerstören, wählen und verwerfen; wie sie die nämlichen Dinge suchen und meiden; wie die Hoffnung die Einen erhebt, während die Furcht die Andern niederbeugt; wie die Leidenschaften sie verführen und fortreißen; wie sie immer unternehmen, und immer unglücklich bei ihren Unternehmungen sind; immer getäuscht, immer verführt werden, ohne daß etwas im Stande ist, sie zur Vernunft zurückzuführen, und die Wuth anzuhalten, mit welcher sie falschen Gütern nachlaufen, die vor ihnen fliehen, und die sie nicht einmal ohne Ueberdruß besitzen können; wie sie alle sterblich, von der sehr kurzen Dauer des Lebens versichert, und sogar über diese kurze Dauer in Ungewißheit sind, und dennoch

dabei Plane entwerfen, die Jahrhunderte zu ihrer Ausführung erforderten; wie sie, immer mit der Zeit beschäftigt, niemals der Ewigkeit gedenken, die ihnen am Fuße folgt, die sie überrascht, und ohne Rückkehr verschlingt.

Hierauf aber bedachte er die Glückseligkeit einer unschuldigen Seele, die von der Falschheit der Gegenstände, die sie umgeben, überzeugt und gelöst ist, immer mit Gott und sich selbst übereinstimmt, sich immer mit Ihm beschäftigt, das Leben mit Geduld erträgt, immer bereit ist, dasselbe zu verlassen, und die Ewigkeit, die Denjenigen so schrecklich ist, die Gottes vergessen, als das Ziel ihrer Arbeiten, als das Ende ihres Elendes und als den Anfang einer Glückseligkeit ins Auge faßt, die kein Ende kennt, und die allein ein Herz befriedigen kann, das nur für Gott erschaffen ist.

Diese Gedanken, von welchen der heilige Mann tief durchdrungen war, bewogen ihn, ein Geheimniß zu entdecken, das er bis dahin höchst sorgfältig verborgen hatte, und auch seitdem immer verbarg; so daß diese heiligen Einsiedler während seines Lebens beinahe die Einzigen waren, die um dasselbe wußten. Er hatte nämlich, als er um einen Coadjutor sich umsah, die Absicht, sein Bisthum gänzlich zu verlassen und in eine Einsamkeit sich zurück zu ziehen, die er bereits erwählt hatte; um sich nur mehr mit seinem Heile zu beschäftigen. Doch die göttliche Vorsehung hatte dies anders geordnet. Die Welt war

keine Stätte der Ruhe für ihn; er sollte dieselbe erst im Himmel finden.

Hätte er seinem Herzen folgen können, so hätte er die große Karthause niemals verlassen; da aber die Sorge für sein Bisthum ihn zurückberief, reiste er nach Annecy ab und verließ diese heiligen Einsiedler, die über seine Frömmigkeit und seine Sanftmuth so sehr entzückt waren, als er selbst über ihre Tugend und jene wunderbare Einfalt es war, von welcher man in unsern Tagen so wenig Beispiele findet.

Peter Camus, Bischof von Belley, führt bei dieser Gelegenheit einen Zug dieser christlichen Einfalt an, den er von seinem heiligen Freunde erfahren hatte, und auf den er selbst hohen Werth legte. Er erzählt solchen auf so natürliche Weise, daß man die Erzählung verderben würde, wenn man das Mindeste daran veränderte.

Als der Bischof von Genf in der großen Karthause ankam, ward er daselbst von dem Ordensgeneral empfangen, der ihn in die Zimmer führte, die für die Personen seines Charakters bestimmt waren. Nachdem sie nun einige Zeit über ganz himmlische Dinge sich unterredet hatten, und eben am folgenden Tage ein Ordensfest einfiel, bewog dies den guten Mann, von unserm Prälaten sich zu beurlauben, und ihm vorzustellen, er würde ihm gern bis zur Stunde seiner Mahlzeit und sogar bis zur Zeit seiner Ruhe Gesellschaft leisten; aber er erachte, seine Frömmigkeit würde es für genehm halten, daß er den Ge-

horsam dem Opfer der Höflichkeit vorziehe und zur geordneten Stunde in seine Zelle sich begebe, um dann in der Nacht ihrer Mette beiwohnen zu können.

Der selige Franz billigte diese genaue Beobachtung der Ordensregel höchlich, und der gute Mann entschuldigte sich noch wegen des Festes eines ihrem Orden sehr theuern Heiligen. Als er nun unter allen Zeichen der Ehrfurcht und Verehrung sich entfernte und in seine Zelle sich begab, begegnete ihm ein Beamteter des Conventes, die man Schaffner zu nennen pflegt. Dieser fragte ihn, wo er hinginge und wo er den gnädigen Herrn Bischof von Genf gelassen habe. Er sagte ihm: „Ich habe ihn in seinem Zimmer gelassen, und mich bei ihm beurlaubt, um mich in unsre Zelle zu begeben und diese Nacht wegen des morgigen Festes bei der Mette mich einzufinden.“ — „Nun ja, ehrwürdigster Vater, antwortete hierauf der Pater Schaffner: Sie verstehen Sich sauber auf die Weltgebräuche! Ist es ja doch nur ein Ordensfest; haben wir denn alle Tage einen so berühmten Prälaten in dieser Wildniß bei uns? Wissen Sie nicht, daß Gott sein Wohlgefallen an den Opfern der Gastfreundschaft und Wohlthätigkeit hat? Sie werden immer Muße genug haben, Gottes Lob zu singen. Auch wird ein ander Mal die Mette Ihnen nicht ausbleiben; wer aber kann einen solchen Prälaten besser unterhalten als Sie? Schande und Spott ist's für unser Haus, daß Sie ihn so allein lassen!

„Mein Sohn“, sagte der Pater General, „ich glaube wahrhaftig, Sie haben recht, und ich habe übel

gethan." Augenblicklich kehrte er nun zum Bischof von Genf zurück; und als er in seinem Zimmer ihn antraf, sprach er ganz kaltblütig zu ihm: Gnädigster Herr, ich bin, als ich von hier fortging, einem unsrer Conventual-Beamteten begegnet, der mir gesagt hat, ich hätte eine Grobheit begangen, daß ich Sie allein gelassen; und es würde ein ander Mal die Mette mir nicht ausbleiben; aber wir hätten nicht alle Tage einen gnädigen Herrn, wie den Bischof von Genf. Ich habe ihm geglaubt, und komme geraden Weges zurück, Sie zu bitten, meine Dummheit mir zu verzeihen; denn ich versichere Sie, daß ich dies ignorans feci (in meiner Unwissenheit gethan habe) und daß ich nicht lüge."

Der selige Franz, fährt der Bischof von Belley fort, war über diese denkwürdige Treuherzigkeit, Unbefangenheit und Einfalt entzückt, und sagte mir, er sei darüber mehr erstaunt gewesen, als wenn er ihn hätte ein Wunder thun sehen. O wie wahr, fügte er bei, ist jener Ausspruch Jesu Christi, daß ohne kindliche Einfalt Niemand in das Himmelreich eingeht!

Kaum war der heilige Prälat zu Annecy angekommen so erfuhr er, der Papst habe auf die dringenden Bitten der Herzogin von Savoyen die Bullen der Coadjutorstelle von Genf Herrn Johann-Franz von Sales, seinem Bruder, mit dem Titel eines Bischofs von Chalcedon verliehen; er sei bereits zu Turin geweiht worden und befinde sich auf dem Wege, sich zu ihm nach Annecy zu begeben. Als er erfuhr, daß er in der Nähe der Stadt sei, ging er ihm ent-

gegen; und ihm folgte der Clerus, der Magistrat, die Stadtbeamteten in Körperschaft vereint, und eine Menge Volks aus der Stadt und den Umgegenden. Er wollte nicht, daß er die zarten Rücksichten beobachtete, die er selbst gegen seinen Vorgänger beobachtet hatte. Da er entschlossen war, seine ganze Gewalt ihm zu überlassen, fiel es ihm nicht schwer, dieselbe mit ihm zu theilen. Er hatte gewünscht, daß er geweiht würde; was indessen er selbst, bei Lebzeiten seines Vorgängers nie hatte dulden wollen, wie dringend derselbe auch bei seiner ersten Reise nach dem Hofe von Frankreich ihn desfalls gebeten hatte. Nie erschien seine Demuth in schönerem Glanze, als bei dieser Gelegenheit. Er begleitete ihn in die Kirche, wollte, daß er ein bischöfliches Hochamt hielte, wohnte demselben bei, empfing während desselben die Communion; wollte, daß er die heiligen Weihen ertheilte; kurz, er trat ihm alle bischöflichen Ehren ab, und theilte mit ihm nichts, als die Mühsale und Arbeiten des Episcopates.

Man sah zwischen ihnen jene feinen Rückblicke, jene Empfindlichkeit, jene Eifersucht auf das Ansehen nicht, deren man so viele Beispiele sah; die Demuth einerseits, die Höflichkeit andererseits, die Tugend aber beiderseits bildeten eine Uebereinstimmung und ein gegenseitiges Einverständniß, das nichts im Stande war, zu verwirren. Einzig aufmerksam auf das Wohl der Kirche und immer mit Gott und mit seiner Ehre beschäftigt, gingen sie immer mit einander dem nämlichen Ziele entgegen.

Indessen war dies Einverständniß um so sichtbarer das Werk der Tugend beider Brüder, als es nicht auf die Aehnlichkeit der Gemüther und die Gleichförmigkeit der Temperamente gegründet war. Franz war leicht zugänglich; seine Güte und Sanftmuth ging über Alles; seine Frömmigkeit war zärtlich, gefühlvoll, mitleidig, und immer bereit, die Fehler Anderer zu verzeihen und zu entschuldigen. Der Bischof von Chalcedon hingegen war ernst, er sprach wenig; er beobachtete Strenge und sogar Unbiegsamkeit gegen Sünder; zumal gegen Geistliche, die nicht zu bessern waren und Aergerniß gaben. Die ersten Fehler verzieh er ziemlich leicht; doch nicht eben so leicht die Rückfälle; diese wurden jederzeit strenge bestraft.

Dies erschien sogleich bei der ersten Visitation des Bisthums, die der heilige Bischof ihm auftrug, damit sie dann übereinstimmend an der Reform desselben arbeiteten. Der Bischof von Chalcedon machte Gebrauch von den schriftlichen Noten seines Bruders; überdies aber zog er selbst sehr genaue Erkundigungen über das Leben und das Betragen der Priester ein. Diejenigen, welchen sein heiliger Bruder oder er selbst schon einmal verziehen hatte, wurden ohne Gnade in die Gefängnisse des geistlichen Gerichtes gesandt; und die Visitation war kaum zu Ende, als man derselben eine ziemlich große Anzahl darin sah. Der Heilige konnte die Strenge seines Bruders nicht mißbilligen; doch konnte er auch des Mitleids gegen

diese Unglücklichen sich nicht erwehren; was diese oft zu ihrem Vortheile benützten.

Die Pforte der Gefängnisse war unter einer Wölbung, durch die er täglich hindurch gehen mußte, die heilige Messe zu lesen. Sie wußten die Stunde, und säumten niemals, wenn er vorüberging, ihn um Verzeihung anzuflehen, und ihn zu bitten, Barmherzigkeit mit ihnen zu haben. Sein Herz aber ward dadurch gerührt; er konnte weder der Thränen sich enthalten, noch solche verbergen, und kaum hatte er die Messe gelesen, so stellte er sich Gottes unendliche Güte gegen die Sünder vor; wie er nie müde wird, ihnen zu verzeihen; wie seine Barmherzigkeit immer von ihren Thränen gerührt wird; wie er ihren Bitten nicht widerstehen kann; und sprach dann: „Kann man je fehlen, wenn man einem solchen Vorbilde folgt! So oft ließ Gott von meinen Thränen sich rühren; und ich sollte fühllos zu den Thränen meiner Brüder seyn? Er hört und erhört die Bitten armseliger Geschöpfe; und ich, der ich nur ein Mensch, nur ein Sünder bin, wie sie, ich sollte taub und ohne Mitleid gegen sie seyn?" Diesen Gedanken vermochte er nicht zu widerstehen. Kehrte er also zurück, so ließ er die Gefängnisse sich öffnen, gab den Gefangenen einen Verweis voll der Sanftmuth, nahm ihnen das Versprechen ab, künftighin ein besseres Leben zu führen, und sandte sie nach Hause zurück. Der Bischof von Chalcedon, der allerdings wußte, daß der heilige Prälat keinen geringern Eifer, als er, für die Reform des Bisthums hatte,

und sich nicht enthalten konnte, seine große Herzens-güte zu bewundern, durch die er so gefühlvoll für die Uebel des Nächsten war, tadelte ihn dessen ungeachtet darüber. „Gott," sprach er zu ihm, „kennt den Grund der Herzen, und verzeiht nur jenen Sündern, von welchen Er weiß, daß sie wahrhaft bekehrt sind. Sie haben diesen Vorzug nicht, und verzeihen einem Jeden ohne Unterschied. Ich will nicht in Abrede stellen, daß Einige unter ihnen, von Ihrer Güte gerührt, sich bekehren werden; wie Viele aber mögen darunter seyn, die Ihre Güte mißbrauchen, und die durch Ihre Leichtigkeit unbesserlich werden?" — Und es ging die Demuth des heiligen Prälaten so weit, daß er sich bei ihm entschuldigte, und ihm verhieß, künftighin strenger zu seyn; und es war dies auch in der That sein Vorsatz.

Doch trotz aller seiner Vorsätze, that er am folgenden Tage das Nämliche; da seine wundersame Güte ihm nicht gestatten konnte, wen immer leiden zu sehen, ohne ihm zu helfen. Endlich bat der Bischof von Chalcedon, der überzeugt war, seine Nachsicht gehe zu weit und man mißbrauche dieselbe, ihn um die Erlaubniß, sich zurückzuziehen; und gab als Grund an, er könne sich nicht entschließen, alle Tage über seine zu große Leichtigkeit mit ihm zu streiten. Dadurch wollte er den heiligen Prälaten zu seinem Ziele führen, was ihm auch in der That gelang. Er that ihm zuletzt den Vorschlag, die Schlüssel zu den Gefängnissen selbst in Verwahrung zu nehmen, und solche ihm zu verweigern, wenn er sie ver-

langen sollte. Der Heilige willigte ohne sonderliche Mühe ein; „denn," sprach er, „es erbarmt mich dieser armen Leute; und ich könnte nicht für mich gut stehen." Dadurch versetzte nun der heilige Prälat sich selbst in die Unmöglichkeit, seinen Geistlichen zu verzeihen; und er mußte einen langen Umweg nehmen, um in die Kirche zu gehen; denn es wäre ihm unmöglich gewesen, dem Mitleid zu widerstehen, das er gegen Alle hatte, die er leiden sah.

Wir wollen nicht über den Charakter dieser beiden großen Prälaten entscheiden, von welchen der eine sanftmüthig, der andere strenge war. Die Sanftmuth hat große Liebhaber; die Strenge ist zuweilen nothwendig. Es gibt richtig gebildete Gemüther, gute Herzen, welche große Strenge erbittert und zurückstößt; und es gibt hinwieder rebellische Gemüther, die bezähmt werden müssen; und harte Herzen, die man zerschlagen muß. Sanftmuth steht mehr einem Vater, Strenge mehr einem Richter zu. Die Bischöfe sind beides; sie müssen also beide Charaktere in sich vereinigen; und zugleich sanftmüthig und strenge seyn. Was aber soll überwiegen: Sanftmuth oder Strenge? Wozu soll man mehr sich neigen? Es scheint, als habe Gott für die Sanftmuth durch ein Wunder entschieden, das der heilige Prälat bei der Gelegenheit selbst wirkte, von welcher so eben die Rede war.

Es befand sich in den Gefängnissen des Bisthums ein Priester, den man seit Kurzem dahin gebracht hatte. Ein hitziges Fieber hatte ihn um den

Gebrauch der Vernunft gebracht. Das Fieber ließ nach; doch die Vernunft kehrte nicht zurück. Umgekehrt vielmehr verwandelte diese Geistesabwesenheit sich in Wuth, sobald er seine Kräfte wieder erlangt hatte. Seine Gewaltthätigkeiten und die beständigen Aergernisse, die er gab, machten es endlich zur Nothwendigkeit, ihn zu verhaften. Der heilige Prälat, der selbst Befehl dazu gegeben, hatte nicht sobald erfahren, daß man ihn in seine Gefängnisse geführt habe, als er in Begleitung mit seinen Hausgenossen sich dahin begab. Ein starkes Schutzgatter, durch welches man ihn sehen konnte, sperrte den Ort ab, wo man ihn hingebracht hatte, und war kaum genügend, ihn fest zu verwahren; so sehr hatte die Wuth seine Kräfte gesteigert. Man sah sie seinen Augen und seinem ganzen Wesen eingeprägt; und seine zerrissenen Gewande, der Schaum, der ihm vom Munde floß, und das Geheul mehr als das Geschrei, das er ausstieß, erfüllte Alle die ihn sahen, mit geheimen Schaudern.

Der heilige Prälat ward darüber bis zu Thränen gerührt. Er betrachtete ihn einige Zeit aufmerksam, wendete sich dann zu seinen Begleitern und sprach: Sehet, Brüder, hier die Wirkungen der Sünde, der ersten Ursache aller Zerrüttungen in der Natur! Sehet, wie sie sogar die geringsten Spuren dieser göttlichen Aehnlichkeit tilgt, zu welcher wir erschaffen wurden; und ermesset dadurch, wie groß das Geschenk ist, das Gott mit der Vernunft uns gemacht hat; und was ein Mensch ist, der den

Gebrauch derselben verloren hat! Aber Gott, dem dieser Mensch aus so vielfältigem Rechte angehört, Gott, der ihn erschaffen, der durch sein Blut ihn erlöst hat, Gott, der stärker ist, als der böse Geist, barmherziger als wir strafbar sind, wird ihn nicht länger in diesem jammervollen Zustande lassen. Flehen wir zu Ihm, daß Er seiner sich erbarme! — Hierauf stand er einige Zeit, ohne ein Wort zu sprechen, ganz in sich selbst gesammelt, und befahl dann, das Schutzgatter aufzuthun.

Alle, die ihn begleiteten, zitterten bei diesem Vorschlag, und da Jeder für ihn und für sich selbst fürchtete, widersetzten sie sich seinem Vorhaben. Doch der heilige Prälat, der voll des Glaubens und jenes Gottesvertrauens war, dem nichts unmöglich ist, versicherte sie, sie hätten nichts zu fürchten; und die Zeit der Erbarmungen Gottes wäre für diesen armen Menschen gekommen. Das Schutzgatter ward aufgethan. Der Heilige ging allein hinein, ergriff diesen Rasenden bei der Hand und sprach zu ihm: „Vertraue auf Gott, mein Bruder!" Dann legte er ihm die Hand auf das Haupt, und ordnete ihm die Haare, die ganz in Unordnung waren. Und sieh, in dem nämlichen Augenblicke hörte die Wuth auf; die heftige Erschütterung seines Körpers ließ nach; Ruhe erschien in seinen Augen und auf seinem Angesichte; und man sah darauf nur noch Zeichen der Beschämung über den Zustand der Unordnung, worin er sich befand.

Würde das Meer mitten im heftigsten Sturm urplötzlich besänftigt, so hielte man dies für ein großes Wunder; doch ist es vielleicht kein geringeres Wunder, auf solche Weise einem zerrütteten Geiste die Ruhe; einem von so gewaltiger Wuth erschütterten Herzen den Frieden; und einem Körper die Gesundheit in Einem Augenblick zurückzugeben, der unter den Zuckungen einer so furchtbaren Krankheit zuletzt nothwendig hätte erliegen müssen.

Das Denkwürdigste bei dem Wunder dieser Heilung ist, daß sie so vollständig als plötzlich war. Hieran konnte man nicht zweifeln, als man sah, wie der heilige Prälat diesen, kurz zuvor noch rasenden Mann bei der Hand faßte, ihn aus dem Gefängniß führte und ihn in seinen bischöflichen Pallast mitnahm. Dort ließ er ihm andere Kleider geben, behielt ihn bei sich zu Tische und entließ ihn so vollkommen geheilt nach Hause, daß er seitdem nicht den mindesten Anfall eines Uebels hatte, dessen Wirkungen so entsetzlich waren. Man hätte viele andere Wunder anführen können, welche die Biographen des heiligen Bischofs erzählen; und wir werden dies auch am gehörigen Orte thun. Doch genügt dieses hier, auch die Ungläubigsten zu überzeugen, daß Gott immer wunderbar in seinen Heiligen ist, daß sein Arm nicht abgekürzt ward; und daß der Sohn Gottes uns nicht täuschte, als Er uns die Versicherung gab, die an Ihn glauben und auf Ihn vertrauen, würden zu allen Zeiten eben so große, ja noch größere Wunder thun als die seinigen; und daß Him-

mel und Erde vorübergehen werden, daß aber nichts im Stande seyn wird, die Ausführung seiner untrüglichen Verheißungen zu vereiteln.

Während diese Dinge zu Annecy vorgingen, war der friedliche, von seinen Unterthanen geliebte und von seinen Nachbaren geachtete Herzog von Savoyen einzig auf die Ausführung des Planes bedacht, von welchem bereits die Rede war. Und da er die Ueberzeugung hatte, die Spanier, die durch das Mailändische Gebiet seine Nachbarn waren, würden seiner Vergrößerung sich immer widersetzen, und es sich zum Gesetze machen, seine Feinde zu begünstigen, wie sie vor Kurzem den Herzog von Mantua begünstiget hatten, glaubte er, er könne für seinen Sohn, den Prinzen von Piemont, nichts Vortheilhafteres thun, als ihn durch ein Bündniß mit Frankreich unterstützen. Die Hilfe, die dasselbe ihm unlängst gegen die Spanier geleistet, Vercelli, das es sie gezwungen hatte, ihm zurückzustellen, und der vortheilhafte Friede, den er so eben durch seine Vermittlung und durch seine Bemühungen geschlossen, hatte ihn endlich überzeugt, er könne nie zu viele Rücksichten für dasselbe haben, noch zu innig mit ihm sich verbinden. In dieser Absicht also sandte er den Freiherrn von Marcieux nach Frankreich. Der Auftrag desselben bestand in zwei Hauptpuncten. Erstens sollte er dem König für den Beistand danken, den er ihm geleistet, und für den Frieden, der durch seine Vermittlung zu Stande gekommen war. Hernach aber sollte er die Gesinnungen des französischen Hofes über die Heirath

der Prinzessin Christine von Frankreich mit dem Prinzen von Piemont erforschen.

Marcieux fand den französischen Hof sehr günstig für diese Ehe gestimmt. Schon Heinrich IV. hatte hierüber nachgedacht; und man fand in seinen hinterlassenen Schriften, daß er dieselbe beschlossen hatte, wofern man um die Prinzessin anhielte. Die Achtung, die man für diesen großen Fürsten hatte, gestattete es nicht, daß man von seinen Absichten sich entfernte; das Staatsinteresse hatte seitdem sich in nichts geändert, und noch immer bestanden die nämlichen Grundsätze. Marcieux indessen, der nur die Eigenschaften eines Agenten hatte, war nicht von so hohem Range, daß er diese so hochwichtige Angelegenheit abschließen konnte. Er berichtete also die Dinge an den Herzog, seinen Herrn, und dieser bestimmte sogleich zu dieser berühmten Gesandtschaft den Cardinal-Prinzen, seinen Sohn und den heiligen Bischof von Genf, ihn zu leiten und ihm mit seinem Rathe beizustehen; und da der Cardinal Niemand in der Welt so herzlich liebte und verehrte, schrieb er ihm es sogleich, seine Freude darüber ihm zu bezeugen, und ihn zu bitten, sich bereit zu halten, wenn er nach Annecy käme, ihn abzuholen.

Die größte Schwierigkeit, die der heilige Prälat dieser Reise hätte können entgegensetzen, war durch den Coadjutor gehoben, den er erhalten hatte. Sein Bisthum war nicht in Gefahr, durch seine Abwesenheit zu leiden; und er zweifelte nicht, daß er dasselbe einige Zeit unter der Leitung des großen

Prälaten lassen könne, der bestimmt war, ihm nachzufolgen.

Dazu auch war er überzeugt, daß, wenn auch sein Bisthum ihm am Herzen liegen mußte, der Staat, welchem dasselbe angehörte, ihm darum nicht gleichgültig seyn dürfe; daß er, der verpflichtet war, für denselben zu beten, ihm wohl auch einen Theil seiner Sorgen zuwenden könne, wenn die Vorsehung ihn dazu berief, ohne daß er selbst dies gesucht hätte; und nicht unbewußt war es ihm, daß der heilige Ambrosius und mehrere andere heilige Bischöfe, die Gott durch Wunder verherrlichte, Gesandtschaften in der einzigen Absicht angenommen hatten, dem Staate zu dienen.

Eine ganz besondere Ursache wirkte auch noch dahin, seinen Entschluß zu bestimmen. Ein bedeutender Theil seines Bisthums hing von der Krone Frankreichs ab; und er hatte sehr wichtige Angelegenheiten bei Hofe zu schlichten, von welchen die Wiederherstellung oder die Befestigung der katholischen Religion abhing.

Da nun alle diese Gründe ihn zur Ueberzeugung führten, er würde nichts thun, das seiner Pflicht zuwider liefe, wenn er den Cardinal begleitete, schrieb er demselben, er würde bei seiner Durchreise sich bereit halten; und er sei über die Ehre, die der Herzog, sein Vater, und er ihm so gnädig erzeigten, aufs innigste gerührt. Hierauf war er denn nur bedacht, gute Anordnungen für die Leitung seines Bisthums während seiner Abwesenheit zu treffen, da-

mit, wenn nur er allein daraus entfernt wäre, keine Veränderung in den bereits vorgeschriebenen Regeln sich ergäbe; dann empfahl er dasselbe dem Bischof von Chalcedon, seinem Bruder, und begleitete den Cardinal, als er durch Annecy zog. Es kam derselbe in Begleitung des Grafen von Verun, und des Herrn Faure, des ersten Präsidenten von Savoyen und innigen Freundes unsres Heiligen; das heißt, der Herzog, sein Vater, hatte den Prinzen durch die ersten und verdientesten Personen der Kirche, der Militairs und der Staatsverwaltung begleiten lassen. Indessen war der heilige Prälat eigentlich mit der Leitung des jungen Prinzen beauftragt, die beiden Andern waren nur des Wohlstandes und des Rathes wegen bei ihm.

Bei dieser Wahl hatte der Herzog noch eine Rücksicht beobachtet, die seiner gewöhnlichen Klugheit würdig war. Er hatte nicht nur die weisesten und ausgezeichnetsten Männer in seinen Staaten gewählt; sondern er hatte auch in Erwägung gezogen, daß diese drei Männer durch das Band der innigsten Freundschaft mit einander vereint waren; daß sie folglich übereinstimmend handeln würden; und daß nicht der Eine sich das Ansehen gäbe, den Prinzen zu regieren, oder bei demselben, zum Nachtheil der Andern, sich einschmeicheln würde; wie dies nur allzu oft geschieht, ohne daß eben die Angelegenheit der Fürsten dadurch gewännen.

Der Cardinal von Savoyen langte im Anfang des Jahres **1619** zu Paris an, und ward daselbst

mit allen Ehren empfangen, die seiner Geburt und seinem Charakter gebührten. Der heilige Bischof von Genf fand dort einen Theil seiner alten Freunde wieder; und es dauerte nicht lange, so hatte er derselben viele Neue sowohl in der Stadt als am Hofe gewonnen. Die vortrefflichen Werke, die er im Druck herausgegeben, hatten ihm einen erstaunlichen Ruf erworben; Alle betrachteten diesen heiligen Prälaten als einen eben so heiligen als gelehrten Mann; es war keine Angelegenheit von Wichtigkeit, über die man ihn nicht um Rath fragte; keine fromme Versammlung, wozu er nicht eingeladen wurde; keine heilige Unternehmung, die er nicht durch seine Gegenwart, durch seine Bemühungen, durch seine Rathgebungen belebte; sowohl bei Hofe als in der Stadt sah man eine zudringliche Beeiferung, unter seine Leitung sich zu begeben; und man konnte nicht begreifen, wie ein einziger Mann zu so vielen Beschäftigungen genügen konnte.

Indessen hielten diese großen, vielfältigen und wichtigen Beschäftigungen ihn nicht ab, während der Fastenzeit in der St. Andreas-Kirche des Arcs zu predigen. Ganz Paris strömte in seine Predigten; und die Menge war daselbst so groß, daß Cardinäle, Bischöfe und Prinzen Mühe hatten, Platz zu bekommen. Wir haben bereits über die Grundsätze gesprochen, die er bei seinen Predigten beobachtete. Er vernachlässigte die Beredsamkeit nicht; aber weit mehr hielt er sich an die Gründlichkeit der Gegenstände. Des Gedankens unfähig, sich Ruhm erwer-

ben zu wollen, zielte er einzig auf die Bekehrung der Seelen; überall sonst voll der Sanftmuth, schien er hier nur voll des Eifers. Was aber am tiefsten auf seine Zuhörer einwirkte, war, daß er nichts vortrug, das er nicht zuerst ausübte; und die Heiligkeit seines Lebens entsprach der Heiligkeit seiner Predigten so genau, daß seine Beispiele Alle fortrissen, die seine Predigten blos erschüttert hatten. Ausschweifende Lüstlinge, Atheisten, Häretiker ergaben sich der einen oder der andern; und seine große Erleuchtung, vereint mit seiner wunderbaren Sanftmuth, gewann die Herzen zur nämlichen Zeit, wo sie den Verstand überzeugten. Die Verfasser seines Lebens führen dessen viele Beispiele an; wir beschränken uns auf die Erzählung eines einzigen.

Unter Denjenigen, die seine Gelehrtheit und seine Heiligkeit zu ihm anzogen, war auch ein Deutscher aus der Pfalz, Namens Philipp Jacob. Dieser Mann war früher calvinischer Wortsdiener gewesen, und hatte sich erst seit Kurzem zur katholischen Religion bekehrt. Er war auffahrend, unhöflich und eitel, wie Halbgelehrte es zu seyn pflegen; schwankend im Glauben; unschlüssig, ob er in der Kirche bleiben, oder zur Gemeinschaft zurückkehren sollte, die er verlassen hatte; wunderlich, heftig und noch ganz voll der Vorurtheile der Calviner gegen die Bischöfe und das Episcopat. Er nahte sich dem heiligen Prälaten mit seiner gewöhnlichen ungestümen Unhöflichkeit, und fragte ihn, ob die Apostel in vergoldeten Wagen umherfuhren, wie er

vor Kurzem ihn habe fahren sehen; und ob es erlaubt sei, die Einkünfte der Kirche auf prächtige Wagen und Rosse zu verwenden, wie die seinigen es wären.

Der Heilige antwortete ihm mit einer Höflichkeit, die dieser nicht verdient hatte: er habe weder prächtige Wagen noch Rosse; und hätte er auch den Willen, solche zu halten, so fehlte es ihm an Mitteln dazu. Die Genfer, welche die Güter seiner Kirche an sich gerissen, hätten dafür gesorgt; doch thue es ihm nicht sowohl leid um diesen Verlust als um den Verlust ihrer Seelen; und was ihn betreffe, gebe er gern auch noch das Wenige, das ihm erübrige, um sie Jesu Christo zu gewinnen. Die Wagen, Pferde und Dienerschaft, die er bei ihm gesehen, gehörten nicht ihm, sondern dem Prinzen von Savoyen oder dem Könige an, der solche ihm oftmals sende, seinem Charakter, oder dem Cardinal, den er begleite, eine Ehre anzuthun; er wolle durchaus, daß er derselben sich bediene; und er habe nicht erachtet, um einer solchen Kleinigkeit willen, mit einem so großen Fürsten sich entzweien zu müssen. Hinsichtlich der Apostel, fügte er bei, fuhren sie wohl auch im Wagen, wenn die Gelegenheit es also erforderte; wir sehen dessen ein Beispiel an dem heiligen Philippus, der keinen Anstand nahm, in den Wagen des Eunuchen der Königin von Aethiopien zu steigen; wie er dies wohl selbst werde in der Apostelgeschichte gelesen haben. Ich wußte allerdings wohl, fügte der heilige Prälat bei, der diese Unter-

redung selbst erzählte, daß jener Philippus, von dem ich sprach, kein Apostel war; aber es gibt Leute, die dies nicht so genau nehmen; übrigens war auch Philippus ein apostolischer Mann; und das Beispiel war darum nicht minder treffend.

Aber, fuhr Jacob fort, ist man nicht durch göttliches Recht zur Residenz verpflichtet? Was thut aber nun, während Sie an dem französischen Hofe sich aufhalten, das Volk in Savoyen, für das Sie Sorge tragen sollten? — Der Heilige antwortete: Niemand sei mehr als er von der Nothwendigkeit der Residenz überzeugt; aber er habe geglaubt, das Wohl des Staates und die besondern Angelegenheiten seines Bisthums, die er nur bei Hofe beendigen könne, seien hinreichende Ursachen, auf einige Zeit von seiner Residenz sich zu entfernen; übrigens aber habe er vor seiner Abreise für Alles gesorgt; er habe sein Bisthum unter der Leitung eines Bischofs gelassen, der noch tüchtiger wäre als er, und er sei versichert, daß dasselbe durch seine Abwesenheit keinen Nachtheil erleide.

Hierauf fragte ihn Jacob, warum die Bischöfe, die sich Nachfolger der Apostel nännten, nicht Wunder wirkten gleich ihnen; und warum sie, die in ihrem Ansehen ihnen nachgefolgt, nicht auch in dieser Macht ihnen nachgefolgt wären?

Diese Frage, antwortete der heilige Prälat, entschied der Apostel selbst, als er sprach: Wunder seien wegen der Ungläubigen, nicht aber wegen der Gläubigen da. Nothwendig waren dieselben für die

Begründung der Kirche, um die Völker zu überzeugen, daß Gott der Stifter derselben sei; um sie zu bewegen, in dieselbe einzutreten, und um diese heilige Gesellschaft zu bilden, die dem Volke der Juden nachfolgen, und den Dienst des wahren Gottes bis an das Ende der Zeiten fortpflanzen sollte; — heut zu Tage aber, wo diese Gesellschaft gebildet ist, dies neue Volk besteht, die Götzen gestürzt sind, das Gesetz abgeschafft und die Kirche auf dem ganzen Erdkreise verbreitet ist, sind die Wunder nicht mehr nothwendig; und darum auch sind solche so selten; doch, zweifle ich nicht, fügte er bei, daß, wenn irgend ein Fall sich ereignete, wo die Kirche derselben bedürfe, Gott auch jetzt noch Wunder, entweder durch Bischöfe oder durch wen immer sonst wirken würde, durch den es ihm wohlgefällig wäre; denn die Macht Wunder zu thun ward nicht blos an die Person der Apostel geknüpft.

Wir sahen bereits, daß Jacob wunderlicher Gemüthsart war, darum darf es uns nicht befremden, daß er in seiner Grobheit so weit ging, daß er die Hand aufhob und ihm sagte; „Wenn ich Ihnen nun eine Ohrfeige gäbe, würden Sie mir die andere Wange reichen, eine zweite zu bekommen, wie das Evangelium es befiehlt?" — „Ich weiß nicht, antwortete der Heilige, ob ich es thun würde, doch weiß ich, daß ich es thun sollte."

Es gibt keine Rohheit, die nicht zuletzt einer außerordentlichen Sanftmuth nachgeben müßte. Jacob war über die Mäßigung des heiligen Prälaten so er-

staunt und zugleich so tief gerührt, daß er allenthalben mit Bewunderung von ihm sprach. Doch fügte er bei: hätte er in dem nämlichen Tone ihm geantwortet, in welchem er mit ihm gesprochen habe, so wäre er zu seiner vorigen Gemeinschaft zurückgekehrt; denn, sagte er, Demuth und Sanftmuth sind der Heiligkeit so wesentlich, daß ich, wofern der Bischof von Genf diese beiden Eigenschaften nicht besaß, ihn als einen Heuchler betrachtet hätte, der die Welt am Narrenseile führte.

Während diese Dinge vorgingen, ward die Heirath des Prinzen von Piemont abgeschlossen; und da die Prinzessin Christine von Frankreich durch Procuration vermählt war, beschäftigte man sich damit, ihren Hofstaat zu ordnen. Die Prinzessin, welche für unsern Heiligen die höchste Achtung und Verehrung hatte, erwählte ihn zu ihrem ersten Almosenier, in der Absicht, ihn in ihrer Nähe zu haben und unter seine Leitung sich zu begeben; aber gerade dies war der Grund, warum er dies Amt nicht annahm. Er dankte der Prinzessin für die Ehre, die sie ihm zu erweisen gedachte, und sagte ihr: das Amt, das sie ihm anbiete, sei mit der Residenz unverträglich, die er verpflichtet sei, in seinem Bisthum zu halten; Gott sei ihm Zeuge, daß die Seele Ihrer Königlichen Hoheit ihm nicht minder theuer sei als seine eigene; aber Gott habe ihn an die Kirche von Genf gefesselt; diese Verbindung lasse keine Theilung zu; und nur der Tod könne dies Band brechen. Da jedoch die Prinzessin fortfuhr, in ihn zu dringen, ant-

wortete er ihr, weil sie es denn durchaus haben wolle, so nehme er dies Amt an; doch bitte er sie, zu genehmigen, daß es unter zwei Bedingungen geschehe: erstens, daß solches ihn der Residenz nicht überhebe; zweitens, daß er, wenn er sein Amt nicht ausübe, auch die Einkünfte nicht beziehe, die damit verknüpft wären. „Ihre Gewissensscrupel," sprach die Prinzessin, „gehen allzu weit; wenn ich Ihnen Ihren Gehalt selbst dann geben will, wann Sie nicht dienen; was werden Sie je Böses dadurch thun, daß Sie denselben annehmen? — „Durchlauchtigste Frau," antwortete ihr der heilige Prälat, „ich befinde mich wohl dabei, daß ich arm bin; ich fürchte den Reichthum; er hat so Viele ins Verderben gestürzt; und dies könnte wohl auch mir widerfahren."

Die Prinzessin mußte diese beiden Bedingnisse eingehen; und erst dann nahm er das Amt eines Almoseniers an, und übte dasselbe, so lange die Prinzessin in Frankreich war, so wie auch bei einigen andern Gelegenheiten; immer jedoch unter den Bedingnissen, die er gesetzt hatte. Nachdem er aber dasselbe angenommen, machte die Prinzessin, gleichsam in dasselbe ihn einzusetzen, ihm einen Diamantring von hohem Werthe zum Geschenke; „und zwar," sprach sie, „unter der Bedingung, daß Sie denselben mir zu Liebe tragen." — „Ich verheiße es Ihnen, durchlauchtigste Frau," antwortete der heilige Prälat; „es sei dann, daß die Arme desselben bedürften." — „In diesem Falle," erwiederte die Prinzessin, eine würdige Tochter des großen Heinrich, „be-

schränken Sie sich darauf, ihn zu verpfänden; ich werde dafür sorgen, daß er wieder ausgelöst werde." — „Ich würde fürchten," schloß der Heilige, „es dürfte dies zu oft geschehen und ich möchte endlich Ihre Güte mißbrauchen." — Wirklich war auch seine zarte Liebe für die Armen so groß, daß er ihnen nichts versagen konnte; und mehr als einmal sah man, daß er, wenn er kein Geld hatte, ihnen sogar Silbergeräthe aus seiner Capelle, ja selbst seine eigenen Kleider schenkte.

Da er indessen unabläßig die Hospitäler besuchte und jeden Tag Armen beistand, die mit ansteckenden Krankheiten behaftet waren, verfiel er selbst in eine gefährliche Krankheit. Bei dieser Gelegenheit erkannte er, wie allgemein er geliebt wurde. Das Haus, worin er wohnte, ward nicht leer an Cardinälen, Bischöfen, Prinzen, hohen Standespersonen, und an Leuten aus dem Volke, die um seine Gesundheit sich erkundigten, oder ihn zu besuchen kamen, sobald er im Stande war, Besuche zu empfangen. Er kam endlich von dieser Krankheit auf; und als er so weit war, daß er bei den Majestäten erscheinen konnte, für die Besuche zu danken, die er in ihrem Namen empfangen hatte, gab man ihm zu verstehen, es sei eine reiche Abtei in Erledigung gekommen, und man wäre versichert, der König werde, wofern er ihn um dieselbe ansprechen wolle, sich ein wahres Vergnügen daraus machen, solche ihm zu geben. Der Heilige antwortete: „Ich werde mich wohl hüten, dies zu thun. Wie sollte ich je darum

bitten, da ich solche nicht einmal annehmen würde, wenn man dieselbe mir antrüge, ohne daß ich darum anhielte?" — Er fügte noch bei, so gering die Einkünfte seines Bisthums auch seien, genügten solche zu seinem Unterhalt; und mehr verlange er nicht.

Unterdessen reiste der Hof nach Fontainebleau ab; und der heilige Bischof, der den Cardinal von Savoyen nicht verließ, war genöthigt, ihn dahin zu begleiten. — Einst, als er allein im Garten sich erging, trat der Cardinal Retz, Erzbischof von Paris, zu ihm, redete ihn an und sagte, er sei sehr erfreut, ihn allein zu finden; er habe schon seit längerer Zeit das Verlangen, ihn ohne Zeugen zu sprechen; und fuhr dann fort, ohne ihm Zeit zur Antwort zu lassen: „Sie sehen den Rang, den ich bei Hofe und im Rathe einnehme; oft waren Sie Zeuge von den Geschäften, mit welchen ich gleichsam erdrückt werde. Indessen liegt auch die Regierung eines so großen Bisthums, wie das von Paris auf mir, die mich ganz allein in Anspruch nähme; und ich kann ihr nur einen kleinen Theil meiner Zeit, ja oft gar keine zuwenden. Die Rechenschaft, die ich Gott dafür geben muß, erschreckt mich; ich möchte gern von dieser Seite mein Gewissen beruhigen. Was rathen Sie mir?"

„Da Sie die Ehre mir erzeigen, mich um Rath zu fragen, erwiederte der Heilige, kann ich es Ihnen nicht verhehlen, daß Sie recht daran thun, die Vorwürfe Ihres Gewissens über einen so wichtigen Punct anzuhören. Indessen steht ihnen nur Ein Mit-

tel frei, hierin genug zu thun; nämlich Ihre Stelle als Minister niederzulegen; oder aber dem Bisthum zu entsagen." — „Ich hätte indessen noch ein anderes gefunden, antwortete der Cardinal; dies habe ich dem König vorgeschlagen, und er hat dasselbe genehmiget; nämlich Sie zu meinem Coadjutor anzunehmen; das Bisthum Genf bliebe dann dem Bischof von Chalcedon, ihrem Herrn Bruder. Ich habe desfalls den Auftrag vom König erhalten, Ihnen in seinem Namen einen Jahrgehalt von zwanzig tausend Livres anzubieten, beides von dem Herzog von Savoyen und dem Papste zu erhalten, und alle Auslagen zu machen, die desfalls erforderlich sind. Ich vereinige meine Bitten mit den seinigen; versagen Sie mir diese Gnade nicht. Paris bedarf eines Bischofs wie Sie; Sie sind hier geachtet und geliebt; und Sie werden hier gewiß mehr Gutes erwirken, als Sie in Ihrem Bisthum Genf je stiften würden."

Hierauf antwortete ihm der heilige Prälat: „Ich kann Seiner Majestät und Eurer Eminenz nie genug für die Ehre danken, die Sie mir zu erweisen geruhen; doch wären Sie gewiß nie auf diesen Gedanken gekommen, wenn Sie mich besser gekannt hätten; und ich muß Ihrer gütigen Freundschaft dadurch entsprechen, daß ich Ihnen mich entdecke, wie ich bin. Da ich selbst es mir nicht verhehlen konnte, daß ich unfähig bin, mein Bisthum allein zu regieren, war ich genöthigt, um einen Coadjutor zu bitten; wie also könnte ich je so vermessen seyn, mit ei-

nem so großen Bisthum wie das von Paris mich zu beladen? — Gott will, daß ich Bischof von Genf sei; er hat diese Kirche mir zur Braut gegeben; und es gibt nichts in der Welt, das mich bewegen könnte, sie gegen eine andere zu vertauschen. Dazu kommt auch noch, daß ich anfange alt zu werden; ich nahe dem Ziel meiner Laufbahn; besser stände die Ruhe denn die Arbeit mir zu; und um Ihnen mein Herz gänzlich zu eröffnen, muß ich Ihnen sagen, daß ich, wenn man mir Gehör geben will, und ich die Erlaubniß dazu erhalten kann, entschlossen bin, mein Bisthum aufzugeben und in eine Einsamkeit mich zurück zu ziehen, um mich vorzubereiten, vor Gott zu erscheinen. Wenden Sie mich also nicht von meinem guten Vorsatze ab; sondern helfen Sie mir lieber denselben ausführen: Ich habe genug für Andere gelebt; es ist Zeit, daß ich nur mehr für Gott lebe, und mich Ihm gänzlich weihe."

Diese letzten Worte sprach er auf so rührende Weise, daß der Cardinal davon durchdrungen ward. Er bewunderte die verschiedenen, einander entgegengesetzten Eindrücke des Geistes Gottes und des Weltgeistes auf die Herzen; wie der Erste wahrhaft fromme Menschen vor sich selbst verbirgt, und ihnen die Erkenntniß der Tugenden entzieht, die Er in sie legte, um sie nur Fehler sehen zu lassen, die sie oft nicht einmal haben; während der Weltgeist, der immer blind, immer betrügerisch ist, die Kinder dieser Welt beredet, sie hätten Eigenschaften, die sie nicht haben; die Fehler ihnen verbirgt, die sie haben; und

sie antreibt, Dinge zu unternehmen, in die sie nimmer sich einlassen würden, wenn sie sich besser kännten. Daher kommt es, sprach er, daß ein so heiliger, ein so erleuchteter und so eifriger Prälat des Episcopates sich für unwürdig hält, während vermessene Männer, die keine dieser Eigenschaften besitzen, ja welche Eigenschaften haben, die denselben geradezu entgegen gesetzt sind, alles Mögliche anwenden, zu dieser Würde zu gelangen. — Nach diesen Erwägungen drang der Cardinal noch einige Male in ihn; immer jedoch fand er einen Prälaten an ihm, der fest von der Eitelkeit des Reichthums, der Größe und des Glückes überzeugt, und unfähig war, seinen Entschluß zu ändern.

Einige Zeit hernach predigte er in Gegenwart des Königs und der Königin, und am Vorabend vor dem Christtage bei den Kapuzinerinnen in Gegenwart der Königin; und zwar immer mit dem nämlichen erstaunlichen Erfolg.

Endlich reisten zu Anfang des Jahres 1620 der Cardinal von Savoyen und die Prinzessin Christine mit dem heiligen Prälaten nach Turin ab; der sie jedoch nur bis nach Annecy begleitete.

Bei seiner Ankunft that er drei Werke, die nicht genug zu loben sind. Während seiner Abwesenheit hatten seine Beamteten zu Chambery einen bedeutenden Prozeß gegen einige adeligen Herren und zwar mit großen Kosten, gewonnen, zu welchem sie verurtheilt waren; und die sein Verwalter mit aller Strenge einfordern wollte. Der heilige Prälat jedoch

stimmte ihm nicht bei. „Ich habe diesen Rechtsstreit nur darum begonnen," sprach er, „weil ich solchen für gerecht hielt; und weil es nicht meinem persönlichen Vortheil, sondern den Rechten meiner Kirche galt, die es mir nicht erlaubt ist, aufzugeben. Was die Unkosten betrifft, verlange ich solche nicht zurück. Gott soll mich behüten, solche Vortheile gegen wen immer, zumal aber gegen meine Diözesanen zu benützen, die ich zu behandeln habe, wie ein guter Vater seine Kinder. Der Verwalter wollte ihm hierauf erwiedern, und sagte ihm, diese Ausgaben beliefen sich auf eine große Summe; und er bedürfe derselben, die Auslagen zu decken, die dieser Prozeß ihn gekostet habe. Der Heilige aber antwortete ihm: Halten Sie es etwa für einen geringen Gewinn, Herzen zurückzugewinnen, die dieser Prozeß mir vielleicht zu Feinden machte? Ich muß Ihnen sagen, daß ich dies für Alles halte!" — Und auf der Stelle sandte er hin und ließ diese Edelleute berufen, die nicht wenig erstaunten, als er ihnen diese Gerichtskosten erließ, um deren Erlassung sie es nicht einmal gewagt hatten, ihn zu bitten. Wer den Werth der Herzen erkennt, der wird nie erachten, solche zu theuer zu erkaufen. Schon ein einziger Feind ist zu viel; Freunde hingegen kann man nie genug haben. Dies war Einer der Grundsätze unsres Heiligen; auch ward nie ein Mensch aufrichtiger geliebt. Dies zeigte sich bei seinem Tode; sein ganzes Bisthum legte die Trauer an und beweinte ihn lange Zeit hindurch, ohne darüber sich trösten zu kön-

nen; ob er auch in der Person seines Bruders wieder aufzuleben schien.

Auf dies Werk folgte ein Anderes, nicht minder Großmüthiges. Wir sagten im fünften Buche dieser Geschichte, daß Eines der Rechte des Bischofs von Genf darin bestand, das Vermögen gewisser Familien zu erben, wenn die Aeltern ohne Kinder gestorben waren. Ein solcher Fall ergab sich ungefähr um diese Zeit. Ein reicher Mann, dessen Hinterlassenschaft dem heiligen Bischof zufallen sollte, starb, ohne andere Erben zu haben als Seitenverwandte. Diese kamen ungesäumt nach Annecy, mit dem Verwalter des Bisthums über diese Erbschaft zu unterhandeln. Der Verwalter ging sehr weit in seinen Ansprüchen, da er genau unterrichtet war, daß der Verstorbene ein großes Vermögen hinterlassen hatte. Seine Verwandten hinwieder behaupteten das Gegentheil; beide Parteien also waren sehr weit auseinander. Dies erfuhr der heilige Prälat, und ließ ihnen sagen, sie sollten sich an ihn wenden. Sie folgten seiner Einladung; und der Heilige sprach zu ihnen, sie möchten ihm gewissenhaft sagen, wie hoch diese Erbschaft sich belaufen könne. Sie waren so schamlos, ihm zu antworten, es belaufe dieselbe sich ungefähr auf zwanzig Goldthaler. „Nun denn, sprach er, so gebet mir sie; und ihr seid entlastet!“ Auf diese Weise erhielten sie für eine so geringe Summe eine sehr reiche Erbschaft.

Wer aber beschreibt das Erstaunen des Verwalters, als er von ihnen erfuhr, sie seien so wohlfeil losgekommen! — Er machte darüber dem heiligen

Prälaten Vorstellungen mit seinem gewöhnlichen Eifer, der so weit ging, daß er sogar mit ihm zankte. „Was sollte ich denn thun? antwortete er ihm; hätte ich nicht ein Almosen zu ertheilen gehabt, das ich nicht zu bestreiten wußte, so wäre wohl noch Aergeres geschehen; denn ich hätte gar nichts von ihnen verlangt." — Dies Recht seiner Kirche war ihm lästig; nie auch forderte er solches mit Strenge ein, doch glaubte er, er könne oder er dürfe desselben sich nicht begeben.

Während der letzten Pariserreise, die er mit dem Cardinal von Savoyen gemacht hatte, waren die Einkünfte von anderthalb Jahren in Ersparniß gekommen. Als man ihm nun diese Summe brachte, sagte er: „Ich habe sie nicht verdient!„ und er nahm sie auch nicht an; sondern da seine Domkirche Mangel an Silber hatte, ließ er davon sechs silberne Leuchter und eine silberne Lampe verfertigen, und machte derselben ein Geschenk damit.

Diese drei Beispiele zeigen, daß, wer ein edles Herz hat, wie dieser heilige Prälat, freigebig seyn kann, ohne eben reich zu seyn. Nie schenkte je ein Mensch lieber als er; und nie nahm Einer so ungern etwas an. Auch war es einer seiner Grundsätze: „Hast du viel, so gib viel; hast du wenig, so gib wenig. Wenn Jemand bis dahin gekommen ist, daß er bitten muß, so darf man glauben, daß er in der Noth ist; und man beschimpft ihn, wenn man seine Bitte ihm versagt, oder wenn man zu hoch anschlägt, was man ihm gibt." — Dies auch vermied er sorgfältig

und oft gab er auf solche Weise, daß man kaum bemerkte, daß er gab.

Der Tod Paulus V., der um eben diese Zeit sich ergab, veranlaßte die Wahl des Cardinals Ludovisio, der den Namen Gregors XV. annahm. Schon im ersten Jahre seines Pontificates sandte er dem heiligen Prälaten ein Breve zu, durch welches er ihm den Auftrag ertheilte, in seinem Namen den Vorsitz bei dem General-Capitel der Fullienser zu führen, das zu Pignerol sollte gehalten werden. Er reiste sogleich dahin ab; denn seine Ehrfurcht gegen den heiligen Stuhl gestattete ihm nicht, den mindesten Verzug sich zu erlauben, wo es darauf ankam, die Aufträge desselben zu vollziehen. Es hatte sich eine Spaltung in diesen heiligen und bis dahin so einigen Orden eingeschlichen; und ob solche auch die genaue Ordenszucht nicht gestört hatte, die darin beobachtet wird, so war es doch sehr zu fürchten, daß dieselbe endlich gestört würde. Die Gemüther waren getheilt und konnten über die Wahl eines Oberhauptes nicht einig werden. Alle fürchteten eine Trennung, und Alle auch waren nahe daran, solche zum Ausbruch kommen zu lassen.

Bei dieser Gelegenheit gab der heilige Prälat Beweise einer vollendeten Klugheit und jener wunderbaren Kunst, die Gemüther schonend zu leiten, die er im höchsten Grade besaß. Alle gaben seinen Gründen nach; Alle ließen durch seine unvergleichliche Sanftmuth sich gewinnen; und er gab, durch die einmüthige Wahl eines Generals, dem Orden die

friedliche Ruhe zurück, und stellte durch diese friedliche Ruhe die gute Ordnung wieder her.

Es war Pater Johannes vom heiligen Franciscus, für den alle Stimmen sich vereinigten. Er vereinte mit einer erhabenen Frömmigkeit eine ausgebreitete Gelehrsamkeit. Außer den lebenden Sprachen verstand er gründlich die lateinische und die griechische, so wie die alten orientalischen, die hebräische, arabische, chaldäische und syrische. Diese große Gelehrsamkeit aber, die ihn befähigte, so viele gelehrten Werke herauszugeben, hielt ihn nicht ab, das Leben des heiligen Prälaten zu beschreiben; und er war Einer der Ersten, der dasselbe in französischer Sprache herausgab.

Als der heilige Bischof diese Angelegenheit beendiget hatte, um welcher willen er nach Pignerol sich hatte begeben müssen, reiste er nach Turin ab, Ihren Königlichen Hoheiten aufzuwarten. Er ward von ihnen mit aller Auszeichnung empfangen, die seinem Verdienste und seiner Tugend gebührten. Er hatte erachtet, er mache nur eine Reise aus Höflichkeit; doch die göttliche Vorsehung führte ihn dahin, einen Mann von Stande zu rechtfertigen, der in Ungnade gefallen war, und den der Herzog von Savoyen so eben des Landes verwiesen hatte.

Ein mächtiger Herr bei Hofe, dessen Einfluß Alle fürchteten, hatte den Herzog getäuscht; und die Verleumdung war mit so großer Arglist geleitet worden, daß man dem Verbannten alle Wege ver-

schloß, sich zu rechtfertigen; Niemand wagte es, ihn zu vertheidigen; und selbst die Tugendhaftesten fürchteten, mit dem Verleumder sich in einen Handel einzulassen.

Der Heilige hielt es seines Charakters unwürdig, so ängstlich zu seyn, und es mit dem Verleumder zu verderben; er ließ sich genau von der Sache unterrichten, ging zu dem Herzog, und sprach so nachdrücklich für den Beschuldigten, daß er endlich seine Unschuld einsah, und ihn wieder zu Gnaden aufnahm.

Diese That ward ungemein gelobt; und wirklich auch hat sie etwas Großes und des Edelmuthes sehr Würdiges an sich, die den Bischöfen so wesentlich ist. Nichts desto minder erschracken alle seine Freunde darüber und sagten ihm, sie kännten die Heftigkeit und Rachsucht des Herrn, zu dessen Nachtheil er den Unschuldigen gerechtfertiget habe; er hätte Alles von seiner Rache zu fürchten, und er werde sehr wohl thun, auf seiner Hut zu seyn. Der heilige Prälat antwortete ihnen: „Also sagt mir Jedermann; mein Leben jedoch ist in Gottes Hand; und Alles wohl erwogen, habe ich nur meine Schuldigkeit gethan; denn wer soll am Ende für Unschuldige und Unterdrückte sprechen, wenn die Bischöfe es nicht thun?"

Es war aber die Angst der Freunde unsres Heiligen keineswegs ohne Grund; der Verleumder hielt sich für verloren bei dem Fürsten; und glaubte da-

her auch, er habe nichts mehr zu schonen. Er stellte ihm einige Tage hindurch nach. Endlich erfuhr er, er lese die heilige Messe in einer Kirche der Stadt, und er begab sich dahin, mit dem Entschluß, ihn zu ermorden, wenn er von dort fortginge. Doch in demselben Augenblicke änderte Gott sein Herz; er ward so tief von der Majestät und Andacht ergriffen, mit welcher der heilige Prälat dies göttliche Opfer feierte, daß er seine böse Absicht aufgab; ihn durch Einen seiner Freunde um seine Freundschaft bitten, und ihn versichern ließ, er werde sein ganzes Leben alle Verehrung für ihn haben, die seinem Verdienst und seiner Tugend gebühre.

Als der heilige Prälat im Begriffe war, abzureisen, nahm er bei der Prinzessin von Piemont Abschied. Da sie den Diamantring, den sie ihm zum Geschenk gemacht hatte, nicht an seinem Finger sah, fragte sie ihn, was er damit gemacht habe. „Durchlauchtigste Fürstin," antwortete er, „es dürfte Ihnen nicht schwer seyn, es zu errathen." — „Wahrscheinlich," sprach die Fürstin, „war er Ihnen nicht schön genug; ich will Ihnen einen andern von höherem Werthe geben; machen Sie es aber damit nicht eben so, wie mit dem andern." — „Durchlauchtigste Fürstin," erwiederte der Heilige, „dafür kann ich Ihnen nicht stehen; denn ich bin nicht sonderlich geeignet, kostbare Dinge zu bewahren." — Nichts desto minder gab sie ihm den verheißenen Ring; und der heilige Bischof reiste kurze Zeit hernach ab. Als er unter

Weges war, glaubten seine Leute, derselbe sei verloren gegangen, und meldeten es ihm ganz erschrocken. „Ist es sonst nichts als das? antwortete ihnen der heilige Prälat; ihr betrübet euch über eine Kleinigkeit; hätte ein Armer ihn gefunden, so wäre das Unglück eben nicht groß." Einige Zeit hernach ward jedoch der Ring wieder gefunden; und da nun seine Leute eben so große Freude darüber bezeigten, als sie früher Betrübniß über den Verlust desselben bezeigt hatten, sprach er zu ihnen: „Hebet ihn besser auf; unsre Armen könnten desselben bedürfen."

Dies war auch in der That der Gebrauch, den er davon machte. Wenn er Geld zu Almosen bedurfte, verpfändete er denselben jedes Mal. Dies sagte ein Edelmann von Annecy der Fürstin selbst, die solchen ihm gegeben hatte; denn als die Rede auf diesen Ring kam, sprach er: „Ich habe ihn gesehen; er gehört nicht dem Bischof von Genf an, sondern allem Bettlergesindel von Annecy."

Nach seiner Zurückkunft war der heilige Prälat auf nichts anderes bedacht, als auf seinen Tod sich vorzubereiten; er hatte eine Vorahnung desselben; und er fühlte sich auch mit jedem Tage schwächer. Es kam dies nicht daher, weil er alt war; aber seine anstrengenden Arbeiten und unaufhörliche Abtödtungen hatten seine sonst gute Natur zerrütttet. Ehe wir jedoch von diesem, vor Gott so kostbaren Tode sprechen, der eines heiligen Lebens so würdig war, müssen wir früher noch von der Stiftung des heiligen Ordens

Mariä-Heimsuchung sprechen. Denn dieser Orden ist ein fortwährend bestehender Beweis seiner Weisheit, seiner innerlichen Erleuchtung, seiner wunderbaren Sanftmuth und seiner erhabenen Frömmigkeit. Haben wir bisher gezögert, darüber zu sprechen, so geschah dies nur, die Geschichte desselben nach einander und ohne Unterbrechung zu erzählen.

Bischöfliche Bibliothek • Passau •

01

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Marsollier, Jacques,

Leben des heiligen Franz von Sales, Fürstbischofs von Genf, Stifters des geistlichen Ordens Mariä-Heimsuchung

Bd.: 2

Wien (1838)

Passau, Staatliche Bibliothek -- S BBP/07 NCH 3-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11339596-7